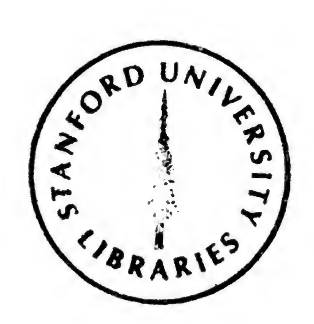


Sämtliche Werke

Richard von Volkmann


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Richard Leanders

Sämtliche Werke.



Richard Volkmann Leander

Richard Leanders

Sämtliche Werke.



Mit dem Bildnis des Verfassers
und einem Holzschnitt



Leipzig 1899
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Verfasser der unter dem Namen Richard Leander erschienenen poetischen Schriften ist der verstorbene Professor der Chirurgie zu Halle a. S., Geheimrat

Dr. med. Richard von Volkmann.

Inhalt.

Kleine Lieder.

Aus der Burschenzeit.

Auf klassischem Boden.

Vermischte Gedichte.

Träumereien

an französischen Kaminen.



Frau Anne

zugeeignet.

Vorwort.

Wie auf ein furchtbares Gewitter, welches sich Schlag um Schlag gewaltsam entlädt, der trübe, nimmer endende Landregen, so folgte für uns auf die gewaltigen Kämpfe der ersten Wochen des deutsch-französischen Krieges die einförmige Belagerung von Paris.

Und wie der Wandrer, der während der ersten Schrecken des Unwetters gern der Weiterreise vergaß, um unter einem gastlichen Dache Schutz zu finden, nun, wenn der letzte Donner verhallt ist, wieder und immer wieder ans Fenster tritt und hinaus in die graue, regenverhüllte Landschaft schaut, unmutig, daß es immer noch kein Ende finden will — so haben auch wir geharrt und nach der Stunde gefragt, die im leuchtenden Strahl der Friedenssonne uns an den heimatlichen Herd zurückführen würde.

Doch Woche um Woche, Monat um Monat verann und die weiße Fahne erschien nicht auf den Wällen der Forts!

Da saßen wir, wenn des Tages Arbeit gethan und der Abend von den anmutigen, die Seinestadt umkränzenden Höhen herabstieg, einsam an den Kaminen der verlassenen französischen Villen und Schlösser. Und wenn das Feuer knisterte und die Funken flogen, überkamen gar manchen

alte, sonderbare Gedanken. In Leib und Gestalt traten sie hervor hinter den großen dunklen Gardinen und aus den bunten Kattuntapeten und drängten sich dicht heran an den Träumer. Und wenn er ihnen verwundert ins Gesicht sah, so waren es alte Bekannte und darunter viel langvergessene — wohl aus der Kinderzeit. Denn man glaubt nicht, was alles ein deutscher Soldat an französischen Kaminfeuern zu träumen vermag. Spécialité de rêveries allemandes. Allez donc! —

Auch dem Erzähler ging es nicht anders. Und dann und wann, wenn draußen die Flocken stoben, nahm er die Feder und suchte mit flüchtigen Strichen die Traumgestalten auf das Papier zu werfen. Und die Feldpost trug die leichte Zeichnung treulich nach Haus, zu der, welcher dies Büchlein zugeeignet ist. Als er dann endlich zurückkehrte in das deutsche Vaterland, an den eigenen, kinderumstandenen Herd, sah er verwundert, wie aus den einzeln versandten Blättern ein förmliches Bändchen geworden war.

So möge es denn hinausgehen in die Welt zur Erinnerung an die große, glorreiche Zeit, mit der es für sich nur den einen, bescheidenen Zusammenhang in Anspruch nehmen darf, daß es herausgewachsen ist aus der Liebe zu dem, um was wir gekämpft und gestritten: aus der Liebe zu deutscher Art und zu deutschem Wesen.

Gott segne unser herrliches Vaterland.

Leipzig, am Osterfest 1871.

Richard v. Volkmann-Leander.

I.

Die künstliche Orgel.

Vor langen, langen Jahren lebte einmal ein sehr geschickter junger Orgelbauer, der hatte schon viele Orgeln gebaut, und die letzte war immer wieder besser als die vorhergehende. Zuletzt machte er eine Orgel, die war so künstlich, daß sie von selbst zu spielen anfing, wenn ein Brautpaar in die Kirche trat, an dem Gott sein Wohlgefallen hatte. Als er auch diese Orgel vollendet hatte, besah er sich die Mädchen des Landes, wählte sich die frömmste und schönste und ließ seine eigene Hochzeit zurichten. Wie er aber mit der Braut über die Kirchschwelle trat, und Freunde und Verwandte in langem Zuge folgten, jeder einen Strauß in der Hand oder im Knopfloch, war sein Herz voller Stolzes und Ehrgeizes. Er dachte nicht an seine Braut und nicht an Gott, sondern nur daran, was er für ein geschickter Meister sei, dem niemand es gleich thun könne, und wie alle Leute staunen und ihn bewundern würden, wenn die Orgel von selbst zu spielen begönne. So trat er mit seiner schönen Braut in die Kirche ein — aber die Orgel blieb stumm. Das nahm sich der Orgelbaumeister sehr zu Herzen, denn er meinte in seinem stolzen Sinne, daß die Schuld nur an der Braut liegen könne und daß sie ihm nicht treu sei. Er sprach den ganzen Tag über kein Wort mit ihr, schnürte

dann nachts heimlich sein Bündel und verließ sie. Nachdem er viele hundert Meilen weit gewandert war, ließ er sich endlich in einem fremden Lande nieder, wo niemand ihn kannte und keiner nach ihm fragte. Dort lebte er still und einsam zehn Jahre lang; da überfiel ihn eine namenlose Angst nach der Heimat und nach der verlassenen Braut. Er mußte immer wieder daran denken, wie sie so fromm und schön gewesen sei, und wie er sie so böslich verlassen. Nachdem er vergeblich alles gethan, um seine Sehnsucht niederzukämpfen, entschloß er sich zurückzukehren und sie um Verzeihung zu bitten. Er wanderte Tag und Nacht, daß ihm die Fußsohlen wund wurden, und je mehr er sich der Heimat näherte, desto stärker wurde seine Sehnsucht, und desto größer seine Angst, ob sie wohl wieder so gut und freundlich zu ihm sein werde, wie in der Zeit, wo sie noch seine Braut war. Endlich sah er die Türme seiner Vaterstadt von fern in der Sonne blitzen. Da fing er an zu laufen, was er laufen konnte, so daß die Leute hinter ihm her den Kopf schüttelten und sagten: „Entweder ist's ein Narr oder er hat gestohlen." Wie er aber in das Thor der Stadt eintrat, begegnete ihm ein langer Leichenzug. Hinter dem Sarge her gingen eine Menge Leute, welche weinten. „Wen begrabt ihr hier, ihr guten Leute, daß ihr so weint?" „Es ist die schöne Frau des Orgelbaumeisters, die ihr böser Mann verlassen hat. Sie hat uns allen so viel Gutes und Liebes gethan, daß wir sie in der Kirche beisetzen wollen." Als er dies hörte, entgegnete er kein Wort, sondern ging still gebeugten Hauptes neben dem Sarge her und half ihn tragen. Niemand erkannte ihn; weil sie ihn aber fortwährend schluchzen und weinen hörten, störte ihn keiner, denn sie dachten: das wird wohl auch einer von den vielen armen Leuten sein, denen die Tote bei Lebzeiten Gutes

erwiesen hat. So kam der Zug zur Kirche, und wie die Träger die Kirchschwelle überschritten, fing die Orgel von selbst zu spielen an, so herrlich wie noch niemand eine Orgel spielen gehört. Sie setzten den Sarg vor dem Altare nieder, und der Orgelbaumeister lehnte sich still an eine Säule daneben und lauschte den Tönen, die immer gewaltiger anschwollen, so gewaltig, daß die Kirche in ihren Grundpfeilern bebte. Die Augen fielen ihm zu, denn er war sehr müde von der weiten Reise; aber sein Herz war freudig, denn er wußte, daß ihm Gott verziehen habe, und als der letzte Ton der Orgel verklang, fiel er tot auf das steinerne Pflaster nieder. Da hoben die Leute die Leiche auf, und wie sie inne wurden, wer es sei, öffneten sie den Sarg und legten ihn zu seiner Braut. Und wie sie den Sarg wieder schlossen, begann die Orgel noch einmal ganz leise zu tönen. Dann wurde sie still und hat seitdem nie wieder von selbst geklungen.

2.

Goldtöchterchen.

Vor dem Thor, gleich an der Wiese, stand ein Haus, darin wohnten zwei Leute, die hatten nur ein einziges Kind, ein ganz kleines Mädchen. Das nannten sie Goldtöchterchen. Es war ein liebes, krägles, kleines Ding; flink wie ein Wiesel. Eines Morgens geht die Mutter in die Küche Milch zu holen; da steigt das Ding aus dem Bett und stellt sich im Hemdchen in die Hausthüre. Nun war ein wunderherrlicher Sommermorgen, und wie es so in der Hausthüre steht, denkt es: „Vielleicht regnet's morgen; da ist's besser, du gehst heute spazieren." Wie's so denkt, geht's auch schon; läuft hinter's Haus auf die Wiese und von der Wiese bis an den Busch. Wie's an den Busch kommt, wackeln die Haselbüsche ganz ernsthaft mit den Zweigen und rufen:

„Nackfrosch im Hemde,
Was willst du in der Fremde?
Hast kein' Schuh und hast kein' Hos'
Hast ein einzig Strümpfel bloß;
Wirst du noch den Strumpf verlier'n,
Mußt du dir ein Bein erfrier'n.
Geh' nur wieder heime;
Mach' dich auf die Beine!"

Aber es hört nicht, sondern läuft in den Busch, und wie es durch den Busch ist, kommt es an den Teich. Da

steht die Ente am Ufer mit einer vollen Mandel Junger, alle goldgelb, wie die Eidotter, und fängt entsetzlich an zu schnattern; dann läuft sie Goldtöchterchen entgegen, sperrt den Schnabel weit auf und thut, als wenn sie es fressen wollte. Aber Goldtöchterchen fürchtet sich nicht, geht gerade darauf los und sagt:

„Ente, du Schnatterlieschen,
Halt doch den Schnabel und schweig ein bischen!“

„Ach,“ sagt die Ente, „du bist's, Goldtöchterchen! Ich hatte dich gar nicht erkannt; nimm's nur nicht übel! Nein, du thust uns nichts. Wie geht es dir denn? Wie geht es denn deinem Herrn Vater und deiner Frau Mutter? Das ist ja recht schön, daß du uns einmal besuchst. Das ist ja eine große Ehre für uns. Da bist du wohl recht früh aufgestanden? Also, du willst dir wohl auch einmal unsern Teich besehen? Eine recht schöne Gegend! Nicht wahr?“

Wie sie ausgeschnattert hat, fragt Goldtöchterchen: „Sag einmal, Ente, wo hast du denn die vielen kleinen Kanarienvögel her?“

„Kanarienvögel?“ wiederholt die Ente, „ich bitte dich, es sind ja bloß meine Jungen.“

„Aber sie singen ja so fein und haben keine Federn, sondern bloß Haare! Was bekommen denn deine kleinen Kanarienvögel zu essen?“

„Die trinken klares Wasser und essen feinen Sand.“

„Davon können sie ja aber unmöglich wachsen.“

„Doch, doch,“ sagt die Ente; „der liebe Gott segnet's ihnen; und dann ist auch zuweilen im Sand ein Würzelchen und im Wasser ein Wurm oder eine Schnecke.“

„Habt ihr denn keine Brücke?“ fragt dann weiter Goldtöchterchen.

„Nein,“ sagt die Ente, „eine Brücke haben wir nun allerdings leider nicht. Wenn du aber über den Teich willst, will ich dich gern hinüberfahren.“

Darauf geht die Ente ins Wasser, bricht ein großes Wasserrosenblatt ab, setzt Goldtöchterchen darauf, nimmt den langen Stengel in den Schnabel und fährt Goldtöchterchen hinüber. Und die kleinen Entchen schwimmen munter nebenher.

„Schönen Dank, Ente!“ sagt Goldtöchterchen, als es drüben angekommen ist.

„Keine Ursache,“ sagt die Ente. „Wenn du mich mal wieder brauchst, steh' ich gern zu Diensten. Empfiehl mich deinen Eltern. Schön Adje!“

Auf der anderen Seite des Teiches ist wieder eine große grüne Wiese, auf der geht Goldtöchterchen weiter spazieren. Nicht lange, so sieht es einen Storch, auf den läuft's gerade zu: „Guten Morgen, Storch,“ sagt's; „was ißt du denn, was so grünscheckig aussieht und dabei quakt?“

„Zappelsalat,“ antwortet der Storch, „Zappelsalat, Goldtöchterchen!“

„Gieb mir auch was, ich bin hungrig!“

„Zappelsalat ist nichts für dich,“ sagt der Storch; geht an den Bach, taucht mit seinem langen Schnabel tief unter und holt erst einen goldnen Becher mit Milch und dann eine Wecke heraus. Darauf hebt er den einen Flügel und läßt eine Zuckerdüte herunterfallen. Goldtöchterchen läßt sich's nicht zweimal sagen, sondern setzt sich hin und ißt und trinkt. Wie's satt ist, sagt's:

„Ein'n schönen Dank,
Und gute Gesundheit dein lebenlang!“

Darauf läuft's weiter. Nicht lange, so kommt ein kleiner blauer Schmetterling geflogen. „Kleines Blaues,“

sagt Goldtöchterchen, „wollen wir uns ein wenig haschen?“ „Ich bin's zufrieden,“ antwortet der Schmetterling, „aber du darfst mich nicht angreifen, damit nichts abgeht.“

Nun haschten sie sich lustig auf der Wiese herum, bis es Abend wird. Wie es anfängt zu dämmern, setzt sich Goldtöchterchen hin und denkt, jetzt willst du dich ausruhen; dann gehst du nach Hause. Wie's so sitzt, merkt's, daß die Blumen im Grase auch schon alle müde sind und einschlafen wollen. Das Gänseblümchen nickt ganz schläfrig mit dem Kopfe, richtet sich dann auf, sieht sich mit gläsernen Augen um, und dann nickt's noch einmal. Da steht eine weiße Aster daneben (und das war jedenfalls die Mutter) und sagt:

„Gänseblümchen, mein Engelchen,
Fall' nicht vom Stengelchen!“

Geh zu Bett, mein Kind.“ Und das Gänseblümchen duckt sich hin und schläft ein. Dabei verschiebt sich's das weiße Mützchen, daß ihm die Spitzen gerade übers Gesicht fallen. Darauf schläft die Aster auch ein.

Wie Goldtöchterchen sieht, daß alles schläft, fallen ihm die Augen auch zu. Da liegt es nun auf der Wiese und schläft, und mittlerweile läuft seine Mutter immer noch im ganzen Hause umher und sucht's und weint. Sie geht in alle Kammern und sieht in alle Winkel, unter alle Betten und unter die Treppe. Dann geht sie auf die Wiese bis an den Busch und durch den Busch bis an den Teich. Über den Teich kann es nicht gekommen sein, denkt sie und geht wieder zurück, und durchsucht noch einmal alle Winkel und Ecken und sieht unter alle Betten und unter die Treppe. Wie sie damit fertig ist, geht sie wieder auf die Wiese, und wieder in den Busch, und wieder bis an den Teich. Das thut sie den ganzen Tag, und je

länger sie es thut, desto mehr weint sie. Der Mann aber läuft unterdes in der ganzen Stadt umher und fragt, ob niemand Goldtöchterchen gesehen hat.

Als es aber ganz dunkel geworden war, kam einer von den zwölf Engeln, die jeden Abend über die ganze Welt hinwegfliegen müssen, um nachzusehen, ob sich nicht irgendwo ein kleines Kind verlaufen hat, und es wieder zu seiner Mutter zu bringen, auch auf die grüne Wiese. Als er Goldtöchterchen hier liegen und schlafen sah, hob er es behutsam auf, ohne es zu wecken, flog bis über die Stadt und sah nach, in welchem Hause noch Licht war. „Das wird wohl das Haus sein, wo's hingehört," sagte er, als er das Haus von Goldtöchterchens Eltern sah, und das Licht im Wohnzimmer brannte immer noch. Heimlich sah er zum Fenster hinein: da saßen Vater und Mutter sich an dem kleinen Tische gegenüber und weinten, und unter dem Tisch hielten sie sich die Hände. Da öffnete er ganz leise die Hausthüre, legte das Kind unter die Treppe und flog fort.

Und die Eltern saßen immer noch am Tisch. Da stand die Frau auf, zündete noch ein Licht an und leuchtete noch einmal in alle Winkel und Ecken und unter die Betten.

„Frau," sagte der Mann traurig, „du hast ja schon so oft vergeblich in alle Winkel und Ecken und unter die Treppe gesehen. Geh zu Bett. Unser Goldtöchterchen wird wohl in den Teich gefallen und ertrunken sein."

Doch die Frau hörte nicht, sondern ging weiter, und wie sie unter die Treppe leuchtete, lag das Kind da und schlief. Da schrie sie vor Freude so laut auf, daß der Mann eilends die Treppe herabgesprungen kam. Mit dem Kinde auf dem Arm kam sie ihm freudestrahlend entgegen. Es schlief ganz fest, so müde hatte es sich gelaufen.

„Wo war es denn? Wo war es denn?“ rief er.

„Unter der Treppe lag's und schlief,“ erwiderte die Frau, „und ich habe doch heute schon so oft unter die Treppe gesehen.“

Da schüttelte der Mann mit dem Kopfe und sagte: „Mit rechten Dingen geht's nicht zu, Mutter; wir wollen nur Gott danken, daß wir unser Goldtöchterchen wieder haben!“

3.

Vom unsichtbaren Königreiche.

In einem kleinen Hause, welches wohl eine Viertelstunde abseits von dem übrigen Dorfe auf der halben Berghöhe lag, wohnte mit seinem alten Vater ein junger Bauer, Namens Jörg. Es gehörten zu dem Hause so viel Acker Feld, daß beide eben keine Sorgen hatten. Gleich hinter dem Hause fing der Wald an, mit Eichen und Buchen, so alt, daß die Enkelkinder von denen, welche sie gepflanzt hatten, schon seit mehr als hundert Jahren tot waren; vor ihm aber lag ein alter zerbrochener Mühlstein — wer weiß, wie der dahin gekommen war. Wer sich auf ihn setzte, der hatte eine wundervolle Aussicht hinab ins Thal, auf den Fluß, der das Thal durchströmte, und die Berge, die jenseits des Flusses aufstiegen. Hier saß der Jörg am Abend, wenn er seine Arbeit auf dem Felde gethan hatte, den Kopf auf die Hände, und die Ellbogen auf die Kniee gestützt, oft stundenlang und träumte, und weil er sich wenig um die Leute im Dorf bekümmerte und meist still und in sich gekehrt einherging, wie einer, der an allerhand denkt, nannten ihn die Leute spottweise Traumjörge. Dies war ihm jedoch völlig gleichgültig.

Je älter er aber ward, desto stiller wurde er; und als sein alter Vater endlich starb, und er ihn unter einer großen

alten Eiche begraben hatte, wurde er ganz still. Wenn er dann auf dem alten zerbrochenen Mühlsteine saß, was er jetzt viel häufiger that, als zuvor, und hinab in das herrliche Thal sah, wie die Abendnebel an dem einen Ende hereintraten und langsam an den Bergen hinwandelten, wie es dann dunkler wurde und dunkler, bis zuletzt der Mond und die Sterne in ihrer ganzen Herrlichkeit am Himmel heraufzogen: dann wurde es ihm so recht wunderbar ums Herz. Denn dann fingen die Wellen im Fluß zu singen an, anfangs ganz leise, bald aber deutlich vernehmbar, und sie sangen von den Bergen, wo sie herkämen, vom Meer, wo sie hin wollten, und von den Nixen, die tief unten im Grunde des Flusses wohnten. Darauf begann auch der Wald zu rauschen, ganz anders wie ein gewöhnlicher Wald, und erzählte die wunderbarsten Sachen. Besonders der alte Eichbaum, der an seines Vaters Grabe stand, der wußte noch viel mehr wie alle die andern Bäume. Die Sterne aber, die hoch am Himmel standen, bekamen die größte Lust, herabzufallen in den grünen Wald und in den blauen Strom und flimmerten und zitterten, wie jemand, der es gar nicht mehr aushalten kann. Doch die Engel, von denen hinter jedem Sterne einer steht, hielten sie jedesmal fest und sagten: „Sterne, Sterne, macht keine Thorheiten! Ihr seid ja viel zu alt dazu, viele tausend Jahr und noch mehr! Bleibt im Lande und nährt euch redlich!“ —

Es war ein wunderbares Thal! — Aber alles das sah und hörte bloß der Traumjörge. Die Leute, welche im Dorf wohnten, ahnten gar nichts davon; denn es waren ganz gewöhnliche Leute. Dann und wann schlugen sie einen von den alten Baumriesen um, zersägten und zerspellten ihn, und wenn sie eine hübsche Klafter aufgerichtet hatten, sprachen sie: „Nun können wir uns wieder eine

Weile Kaffee kochen." Und im Fluß wuschen sie ihre Wäsche; das war ihnen sehr bequem. Von den Sternen aber, wenn sie so recht funkelten, sagten sie weiter nichts, als: „Es wird heute Nacht recht kalt werden; wenn nur unsere Kartoffeln nicht erfrieren." Versuchte es einmal der arme Traumjörge, ihnen eine andere Meinung beizubringen, so lachten sie ihn aus. Es waren eben ganz gewöhnliche Leute.

Wie er nun so eines Tages wieder auf dem alten Mühlsteine saß und bei sich bedachte, daß er doch auf der ganzen Welt so mutterseelenallein sei, schlief er ein. Da träumte ihm, es hinge vom Himmel eine goldene Schaukel an zwei silbernen Seilen herab. Jedes Seil war an einem Sterne befestigt; auf der Schaukel aber saß eine reizende Prinzessin und schaukelte sich so hoch, daß sie vom Himmel zur Erde herab und von der Erde wieder zum Himmel hinaufflog. Jedesmal, wenn die Schaukel bis an die Erde kam, klatschte die Prinzessin vor Freude in ihre Hände und warf ihm eine Rose zu. Aber plötzlich rissen die Seile, und die Schaukel mit der Prinzessin flog weit in den Himmel hinein, immer weiter, immer weiter, bis er sie zuletzt nicht mehr sehen konnte.

Da wachte er auf, und als er sich umsah, lag neben ihm auf dem Mühlsteine ein großer Strauß von Rosen.

Am nächsten Tage schlief er wieder ein und träumte dasselbe. Beim Erwachen lagen richtig die Rosen wieder da.

So ging es die ganze Woche hindurch. Da sagte sich Traumjörge, daß doch irgend etwas Wahres an dem Traume sein müsse, weil er ihn immer wieder träumte. Er schloß sein Haus zu und machte sich auf, die Prinzessin zu suchen.

Nachdem er viele Tage gegangen war, erblickte er von weitem ein Land, wo die Wolken bis auf die Erde hingen.

Er wanderte rüstig darauf zu, kam aber in einen großen Wald. Plötzlich hörte er hier ein ängstliches Stöhnen und Wimmern, und als er auf die Stelle zugegangen war, von welcher das Gestöhn und Gewimmer herkam, sah er einen ehrwürdigen Greis mit silbergrauem Barte auf der Erde liegen. Zwei widerlich häßliche, splitternackte Kerle knieten auf ihm und suchten ihn zu erwürgen. Da blickte er um sich, ob er nicht irgend eine Waffe fände, mit der er den beiden Kerlen zu Leibe gehen könnte, und da er nichts fand, riß er in seiner Todesangst einen großen Baumast ab. Kaum jedoch hatte er diesen erfaßt, als er sich in seinen Händen in eine mächtige Hellebarde verwandelte. Damit stürmte er auf die beiden Ungeheuer los und rannte sie ihnen durch den Leib, so daß sie mit Geheul den Alten losließen und fortsprangen.

Darauf hob er den ehrwürdigen Greis auf, tröstete ihn und fragte, warum ihn die beiden nackten Kerle hätten erwürgen wollen.

Da erzählte jener, er sei der König der Träume und aus Versehen etwas vom Wege ab in das Reich seines größten Feindes, des Königs der Wirklichkeit, gekommen. Sobald dies der König der Wirklichkeit bemerkt habe, hätte er ihm durch zwei seiner Diener auflauern lassen, damit sie ihm den Garaus machten.

„Hattest du denn dem König der Wirklichkeit etwas zu Leide gethan?" fragte Traumjörge.

„Behüte Gott!" versicherte jener. „Er wird aber überhaupt sehr leicht gegen andere ausfällig. Dies liegt in seinem Charakter — und mich besonders haßt er wie die Sünde!"

„Aber die Kerle, die er geschickt hatte, dich zu erwürgen, waren ja ganz nackt!"

„Ja wohl," sagte der König, „splitter-faser-nackt. Das

ist so Mode im Lande der Wirklichkeit. Alle Leute gehen dort nackt, selbst der König, und schämen sich nicht einmal. Es ist ein abscheuliches Volk! — Weil du mir nun aber das Leben gerettet hast, will ich mich dankbar gegen dich erweisen und dir mein Land zeigen. Es ist wohl das herrlichste der Welt, und die Träume sind meine Unterthanen!"

Darauf ging der König der Träume voran und Jörg folgte ihm. Als sie an die Stelle kamen, wo die Wolken auf die Erde hingen, wies der König auf eine Fallthüre, welche so versteckt im Busch lag, daß sie gar nicht zu finden war, wenn man es nicht wußte. Er hob sie auf und führte seinen Begleiter fünfhundert Stufen hinab in eine hell erleuchtete Grotte, welche sich meilenweit in wunderbarer Pracht hinzog. Es war unsäglich schön! Da waren Schlösser auf Inseln mitten in großen Seen, und die Inseln schwammen umher wie Schiffe. Wenn man in ein solches Schloß hineingehen wollte, brauchte man sich nur an das Ufer zu stellen und zu rufen:

„Schlößlein, Schlößlein, schwimm heran,
Daß ich in dich 'reingeh'n kann!"

dann kam es von selbst an das Ufer. Weiter waren noch andere Schlösser da auf Wolken; die flogen langsam in der Luft. Sprach man aber:

„Steig herab, mein Luftschlößlein,
Daß ich kann in dich hinein!"

so senkten sie sich langsam nieder. Außerdem waren noch da Gärten mit Blumen, die am Tag dufteten und in der Nacht leuchteten; schillernde Vögel, die Märchen erzählten, und eine Menge anderer ganz wunderbarer Sachen. Traumjörge konnte mit Staunen und Bewundern gar nicht fertig werden.

„Nun will ich dir auch noch meine Unterthanen, die Träume, zeigen,“ sagte der König. „Ich habe deren drei Sorten. Gute Träume für die guten Menschen, böse Träume für die bösen und außerdem Traumkobolde. Mit den letzteren mache ich mir zuweilen einen Spaß, denn ein König muß doch auch zuweilen seinen Spaß haben.“ —

Zuerst führte er ihn also in eins der Schlösser, welches eine so verzwickte Bauart hatte, daß es förmlich komisch aussah: „Hier wohnen die Traumkobolde,“ sprach er, „kleines, übermütiges, schabernackiges Volk. Thut niemandem was, aber neckt gern.“

„Komm einmal her, Kleiner,“ rief er darauf einem der Kobolde zu, „und sei einmal einen einzigen Augenblick ernsthaft.“ Hernach fuhr er fort und sagte zu Traumjörge: „Weißt du, was der Schelm thut, wenn ich ihm einmal ausnahmsweise erlaube, auf die Erde hinaufzusteigen? Er läuft ins nächste Haus, holt den ersten besten Menschen, der gerade wunderschön schläft, aus den Federn, trägt ihn auf den Kirchturm und wirft ihn kopfüber herunter. Dann springt er eiligst die Turmtreppe hinab, so daß er unten eher ankommt, fängt ihn auf, trägt ihn wieder nach Haus und schmeißt ihn so ins Bett, daß es kracht und er davon aufwacht. Dann reibt der sich den Schlaf aus den Augen, sieht sich ganz verwundert um und spricht: „Ei du lieber Gott, war mir's doch gerade, als wenn ich vom Kirchturm herabfiele. Es ist nur gut, daß ich bloß geträumt habe.“

„Das ist der?“ rief Traumjörge. „Siehst du, der ist auch schon einmal bei mir gewesen! Wenn er aber wiederkommt und ich erwische ihn, soll's ihm schlecht ergehen.“ Kaum hatte er dies noch gesagt, so sprang ein andrer Traumkobold unter dem Tische hervor. Der sah fast aus

wie ein kleiner Hund, denn er hatte ein ganz zottiges Wämslein an und die Zunge steckte er auch heraus.

„Der ist auch nicht viel besser,“ meinte der Traumkönig. „Er bellt wie ein Hund, und dabei hat er Kräfte wie ein Riese. Wenn dann die Leute im Traume Angst bekommen, hält er sie an Händen und Beinen fest, daß sie nicht fort können.“

„Den kenne ich auch,“ fiel Traumjörge ein. „Wenn man fort will, ist es einem, als wenn man starr und steif wie ein Stück Holz wäre. Wenn man den Arm aufheben will, geht es nicht, und wenn man die Beine rühren will, geht es auch nicht. Manchmal ist's aber kein Hund, sondern ein Bär, oder ein Räuber, oder sonst etwas Schlimmes!“

„Ich werde ihnen nie wieder erlauben, dich zu besuchen, Traumjörge,“ beruhigte ihn der König. „Nun komm einmal zu den bösen Träumen, aber fürchte dich nicht, sie werden dir keinen Schaden zufügen; sie sind nur für die bösen Menschen. Damit traten sie in einen ungeheueren Raum ein, der von einer hohen Mauer umgeben und mittels einer gewaltigen eisernen Thüre verschlossen war. Hier wimmelte es von den greulichsten Gestalten und den entsetzlichsten Ungeheuern. Manche sahen wie Menschen, manche halb wie Menschen, halb wie Tiere, manche ganz wie Tiere aus. Erschrocken wich Traumjörge zurück bis an die eiserne Thüre. Doch der König redete ihm freundlich zu und sprach: „Willst du dir nicht genauer besehen, was böse Menschen träumen müssen?“ Und er winkte einem Traume, der zunächst stand; das war ein scheußlicher Riese, der hatte unter jedem Arme ein Mühlrad.

„Erzähle, was du heut Nacht thun wirst!“ herrschte der König ihn an.

Da zog das Ungeheuer den Kopf in die Schultern und

den Mund bis zu den Ohren, wackelte mit dem Rücken, wie einer, der sich so recht freut, und sagte grinsend: „Ich gehe zum reichen Mann, der seinen Vater hat hungern lassen. Als der alte Mann sich eines Tages auf die steinerne Treppe vor dem Hause seines Sohnes gesetzt hatte und um Brot bat, kam der Sohn und sagte zum Gesinde: Jagt mir einmal den Hampelmann fort! Da gehe ich nun nachts zu ihm und ziehe ihn zwischen den zwei Mühlrädern durch, bis alle seine Knochen hübsch kurz und klein gebrochen sind. Ist er dann so recht schmeidig und zapplig geworden, so nehme ich ihn am Kragen, schüttle ihn und sage: Siehst du, wie hübsch du nun zappelst, du Hampelmann! Dann wacht er auf, klappert mit den Zähnen und ruft: Frau, bring mir noch ein Deckbett, mich friert. Und wenn er wieder eingeschlafen ist, mache ich's aufs neue!“

Als Traumjörge dies gehört, drängte er sich mit Gewalt zur Thür hinaus, den König nach sich ziehend, und rief: „Nicht einen Augenblick länger bleibe ich hier bei den bösen Träumen. Das ist ja entsetzlich!“

Doch der König führte ihn nun in einen prächtigen Garten, wo die Wege von Silber, die Beete von Gold und die Blumen von geschliffenen Edelsteinen waren. In dem gingen die guten Träume spazieren. Das erste, was er sah, war ein Traum wie eine junge blasse Frau, die hatte unter dem einen Arme eine Arche Noah, und unter dem andern einen Baukasten.

„Wer ist denn das?“ fragte der Traumjörge.

„Die geht abends immer zu einem kleinen kranken Knaben, dem seine Mutter gestorben ist. Am Tag ist er ganz allein, und niemand bekümmert sich um ihn; aber gegen Abend geht sie zu ihm, spielt mit ihm und bleibt die ganze Nacht. Er schläft immer schon sehr früh ein, deshalb geht sie auch so zeitig. Die andern Träume gehen

viel später. — Komm nur weiter, wenn du alles sehen willst, müssen wir uns sputen!"

Darauf gingen sie tiefer in den Garten hinein, mitten unter die guten Träume. Es waren Männer, Frauen, Greise und Kinder, alle mit lieben und guten Gesichtern und in den schönsten Kleidern. In den Händen trugen viele von ihnen alle möglichen Dinge, die sich das Herz nur wünschen kann. — Auf einmal blieb Traumjörge stehen und schrie so laut auf, daß alle Träume sich umdrehten.

„Was hast du denn?" fragte der König.

„Da ist ja meine Prinzessin, die mir so oft erschienen ist und mir die Rosen geschenkt hat!" rief Traumjörge ganz entzückt aus.

„Freilich, freilich!" erwiderte jener. „Das ist sie. Nicht wahr, ich habe dir immer einen sehr hübschen Traum geschickt? Es ist beinahe der hübscheste, den ich habe."

Da lief der Traumjörge auf die Prinzessin zu, die gerade wieder auf ihrer kleinen goldenen Schaukel saß und sich schaukelte. Sobald sie ihn kommen sah, sprang sie herab und ihm gerade in die Arme. Er aber nahm sie an der Hand und führte sie an eine goldene Bank. Da setzten sich beide hin und erzählten sich, wie hübsch es wäre, daß sie sich wieder sähen. Und wenn sie damit fertig waren, fingen sie immer wieder von vorn an. Der König der Träume aber ging mittlerweile fortwährend auf dem großen Wege, der gerade durch den Garten ging, auf und ab, die Hände auf dem Rücken, und zuweilen nahm er die Uhr heraus und sah nach, wie spät es wäre, weil der Traumjörge und die Prinzessin immer noch nicht mit dem fertig waren, was sie sich zu erzählen hatten. Zuletzt ging er jedoch wieder zu ihnen und sagte: „Kinder, nun ist es gut! Du, Traumjörge, hast noch weit zu Hause, und über Nacht

kann ich dich nicht hier behalten, denn ich habe keine Betten, weil nämlich die Träume nicht schlafen, sondern nachts immer zu den Menschen auf die Erde hinaufgehen müssen; und du, Prinzeßchen, du mußt dich fertig machen. Zieh' dich heute einmal ganz rosa an und nachher komm zu mir, damit ich dir sage, wem du heute erscheinen, und was du ihm sagen sollst."

Als dies Traumjörge gehört, ward es ihm auf einmal so mutig ums Herz, wie noch nie in seinem Leben. Er stand auf und sagte mit fester Stimme: „Herr König, von meiner Prinzessin lass' ich nun und nimmermehr. Entweder ihr müßt mich hier unten behalten, oder ihr müßt sie mir mit auf die Erde geben. Ich kann ohne sie nicht leben, dazu habe ich sie viel zu lieb!" Dabei trat ihm in jedes Auge eine Thräne, so groß wie eine Haselnuß.

„Aber Jörge, Jörge," erwiderte der König, „es ist ja der allerhübscheste Traum, den ich habe! Doch du hast mir das Leben gerettet, so sei es denn. Nimm deine Prinzessin und steige mit ihr hinauf zur Erde. Sobald du oben angelangt bist, so nimm ihr den silbernen Schleier vom Kopf und wirf ihn mir durch die Fallthüre wieder herab. Dann wird deine Prinzessin von Fleisch und Blut wie ein anderes Menschenkind sein; denn jetzt ist es ja nur ein Traum!"

Da bedankte sich Traumjörge auf das herzlichste und sagte: „Lieber König, weil du nun einmal so überaus gut bist, so möchte ich wohl noch eine Bitte wagen. Sieh, eine Prinzessin habe ich nun, doch es fehlt mir immer noch ein Königreich; und es ist doch ganz unmöglich, daß eine Prinzessin ohne ein Königreich sein kann. Kannst du mir denn keins verschaffen, wenn es auch nur ein ganz kleines ist?"

Darauf antwortete der König: „Sichtbare Königreiche,

Traumjörge, habe ich zwar nicht zu vergeben, aber unsichtbare; und davon sollst du eins bekommen, und zwar eins der größten und herrlichsten, was ich noch habe."

Da fragte Traumjörge, wie es mit den unsichtbaren Königreichen beschaffen wäre; indes der König bedeutete ihm, er würde dies schon alles erfahren und sein blaues Wunder erleben, so schön und herrlich sei es mit den unsichtbaren Königreichen.

„Nämlich," sagte er, „mit den gewöhnlichen, sichtbaren ist es doch zuweilen eine sehr unangenehme Sache. Zum Exempel: du bist König in einem gewöhnlichen Königreiche, und früh morgens tritt der Minister an dein Bett und sagt: Majestät, ich brauche tausend Thaler fürs Reich. Darauf öffnest du die Staatskasse und findest auch nicht einen Heller darin! Was willst du dann anfangen? Oder, zum andern: du bekommst Krieg und verlierst, und der andere König, der dich besiegt hat, heiratet deine Prinzessin; dich aber sperrt er in einen Turm. So etwas kann in einem unsichtbaren Königreiche nicht vorfallen!"

„Wenn wir es nun aber nicht sehen," fragte Traumjörge, noch immer etwas betreten, „was kann uns dann unser Königreich nützen?"

„Du sonderbarer Mensch," sagte der König darauf und hielt den Zeigefinger an die Stirn, „du und deine Prinzessin, ihr seht es schon! Ihr seht die Schlösser und Gärten, die Wiesen und Wälder, die zum Königreich gehören, wohl! Ihr wohnt darin, geht spazieren und könnt alles damit machen, was euch gefällt; nur die andern Leute sehen es nicht."

Da war Traumjörge hoch erfreut, denn es war ihm schon etwas ängstlich zu Mut, ob die Leute im Dorf ihn nicht scheel ansehen würden, wenn er mit seiner Prinzessin nach Hause käme und König wäre. Er nahm sehr gerührt

Abschied vom König der Träume, stieg mit der Prinzessin die fünfhundert Stufen hinauf, nahm ihr den silbernen Schleier vom Kopf und warf ihn hinunter. Darauf wollte er die Fallthüre zumachen, aber sie war sehr schwer. Er konnte sie nicht halten und ließ sie fallen. Da gab es einen ungeheuren Knall, fast so arg, als wenn viele Kanonen auf einmal losgeschossen werden, und es vergingen ihm auf einen Augenblick die Sinne. Als er wieder zu sich kam, saß er vor seinem Häuschen auf dem alten Mühlstein und neben ihm die Prinzessin, und sie war von Fleisch und Blut, wie ein gewöhnliches Menschenkind. Sie hielt seine Hand, streichelte sie und sagte: „Du lieber, guter, närrischer Mensch, du hast dich so lange nicht getraut, mir zu sagen, wie lieb du mich hast? Hast du dich denn vor mir gefürchtet?“ — —

Und der Mond ging auf und beleuchtete den Fluß, die Wellen schlugen klingend ans Ufer und der Wald rauschte; doch sie saßen immer noch und schwatzten. Da war es plötzlich, als wenn eine kleine, ganz schwarze Wolke vor den Mond träte, und auf einmal fiel etwas vor ihre Füße nieder, wie ein großes zusammengelegtes Tuch. Darauf stand der Mond wieder in vollem Glanze. Sie hoben das Tuch auf und breiteten es auseinander. Es war aber sehr fein und viele hundert Male zusammengelegt, so daß sie viel Zeit brauchten. Als sie es vollständig auseinander gefaltet hatten, sah es aus wie eine große Landkarte. In der Mitte ging ein Fluß und zu beiden Seiten waren Städte, Wälder und Seen. Da merkten sie, daß es ein Königreich war, und daß es der gute Traumkönig ihnen vom Himmel hatte herunterfallen lassen. Und als sie sich nun ihr kleines Häuschen besahen, war es zu einem wundervollen Schlosse geworden, mit gläsernen Treppen, Wänden von Marmelstein, Tapeten von Samt und spitzen Tür

men mit blauen Schieferdächern. Da faßten sie sich an und gingen in das Schloß hinein, und als sie eintraten, waren schon die Unterthanen versammelt und verneigten sich tief. Pauken und Trompeten erschallten, und Edelknaben gingen vor ihnen her und streuten Blumen. Da waren sie König und Königin.

Am andern Morgen aber lief es wie ein Feuer durch das Dorf, daß der Traumjörge wiedergekommen sei und sich eine Frau mitgebracht habe. „Das wird auch was recht Gescheites sein," sagten die Leute. „Ich habe sie heute früh schon gesehen," fiel einer von den Bauern ins Wort, „als ich in den Wald ging. Sie stand mit ihm vor der Thüre. Es ist nichts besonderes, eine ganz gewöhnliche Person, klein und schmächtig. Ziemlich ärmlich war sie auch angezogen. Wo soll's denn am Ende auch herkommen! Er hat nichts, da wird sie wohl auch nichts haben!"

So schwatzten sie, die dummen Leute; denn sie konnten es nicht sehen, daß es eine Prinzessin war. Und daß das Häuschen sich in ein großes, wundervolles Schloß verwandelt hatte, bemerkten sie in ihrer Einfalt auch nicht, denn es war eben ein unsichtbares Königreich, was dem Traumjörge vom Himmel herabgefallen war. Aus diesem Grunde bekümmerte er sich auch um die dummen Leute gar nicht, sondern lebte in seinem Königreiche und mit seiner lieben Prinzessin herrlich und vergnügt. Und er bekam sechs Kinder, eins immer schöner wie das andere, und das waren lauter Prinzen und Prinzessinnen. Niemand aber wußte es im Dorf, denn das waren ganz gewöhnliche Leute und viel zu einfältig, um es einzusehen.

4.

Wie der Teufel ins Weihwasser fiel.

Daß der Teufel öfters Unglück hat, weiß jedermann. Ja, es kommt so häufig vor, daß man einen Menschen, der Zahnschmerzen hat, oder im Winter mit zerrissenen Stiefeln auf der Chaussee Steine klopfen muß, oder dem sein Schatz an seinem Geburtstage einen Brief schickt, in dem kein Glückwunsch steht, wohl aber eine Absage auf immer — daß man sie alle drei arme Teufel nennt.

Eines Tages schnupperte der Teufel im Kölner Dome umher, in der Hoffnung, vielleicht ein fettes Mönchlein oder eine alte Betschwester zu erhaschen, da stolperte er und — plantsch! — fiel er mitten in das Becken mit dem Weihwasser hinein. Da hättet ihr sehen sollen, was er für Gesichter schnitt, wie er sprudelte und pustete und wie flink er machte, daß er wieder herauskam! Und wie er sich nachher schüttelte und wie ein begossener Pudel davon schlich! Dabei war es noch um die Weihnachtszeit, so daß er vor Frost klapperte, als er vor dem Dome stand, aus dem er schleunigst retiriert war, weil er fürchtete, daß die Frommen es bemerkt haben und ihn auslachen könnten.

„Was fang' ich nun an?“ sagte er und besah sich von oben bis unten. „Zu Haus, in die Hölle, getraue ich mich in dem Aufzuge nicht. Meine Großmutter würde mir gut den Text lesen. Ich werde auf ein paar Stunden

ins Mohrenland gehen, da ist es warm, und ich kann meine Kleider trocknen. Außerdem werden heute dort Gefangene geschlachtet. Hab' ich meinen Operngucker mit?"

Er ging also nach Mohrenland, sah beim schlachten zu, klatschte tüchtig bravo, wenn es ihm gefiel, und als sein Rock völlig trocken war, trollte er sich vergnügt nach Hause, in die Hölle.

Als er aber kaum in die Stube eingetreten war und die Großmutter seiner ansichtig wurde, ward sie abwechselnd veilchenblau und schwefelgelb im Gesicht und rief:

„Wonach riechst du wieder einmal, und wie siehst du aus, du Lump?! Hast du dich schon wieder in den Kirchen umhergetrieben?" — Da erzählte der Teufel stotternd, was ihm passiert war.

„Zieh den Rock aus," herrschte die Großmutter ihn an, „und leg dich einstweilen ins Bett." Und der Teufel that, wie ihm befohlen war und zog sich das blau und rot karrierte Federbett soweit über die Ohren, daß unten die schwarzen Fußspitzen herausguckten; denn er schämte sich gewaltig. Die Großmutter aber faßte den Rock mit zwei Fingern an seinem äußersten Zipfel wie die Köchin eine tote Maus am Schwanz. „Brrr!" sagte sie und schüttelte sich vor Ekel. „Wie der Rock aussieht!" Dann trug sie ihn in die Gosse, wo der ganze dicke Höllenschlamm und das ganze Spülwasser aus der Hölle abläuft, zog ihn ein paarmal durch, weichte ihn ein und wusch ihn in der Gosse. Darauf hing sie ihn über einen Stuhl ans Feuer und ließ ihn trocknen.

Als er ganz trocken war und der Teufel eben schon ein Bein aus dem Bett heraussteckte, um aufzustehen und den Rock anzuziehen, nahm sie den Rock noch einmal und beroch ihn:

„Pfui!" sagte sie und nieste, „was doch so ein Kirchen-

geruch schwer wegzubringen ist!", holte ein Kohlenbecken, streute ein paar Hände voll klein gehackter Hundehaare und geraspelter Pferdehufe darauf, und wie es so recht brenzlich zu riechen begann, hielt sie den Rock darüber. „So," sagte sie zum Teufel, „nun ist der Rock rein, nun kannst du dich doch wieder in anständiger Gesellschaft sehen lassen! Aber ich verbitte mir, daß so etwas wieder vorkommt! Verstehst du mich?"

5.

Der verrostete Ritter.

Ein sehr reicher und vornehmer Ritter lebte in Saus und Braus und war stolz und hart gegen die Armen. Deshalb ließ ihn Gott zur Strafe auf der einen Seite verrosten. Der linke Arm verrostete und das linke Bein, ebenso der Leib bis zur Mitte. Nur das Gesicht blieb frei. Da zog der Ritter an die linke Hand einen Handschuh, ließ ihn sich am Handgelenk fest zunähen und legte ihn Tag und Nacht nicht ab, damit niemand sähe, wie sehr er verrostet sei. Darauf ging er in sich und versuchte einen neuen Lebenswandel anzufangen. Er entließ seine alten Freunde und Zechgenossen und nahm sich eine schöne und fromme Frau. Dieselbe hatte wohl manches Schlimme von dem Ritter gehört, aber weil sein Gesicht gut geblieben war, glaubte sie es, wenn sie allein war und darüber nachdachte, nur halb, und wenn er bei ihr war und freundlich mit ihr sprach, gar nicht. Darum nahm sie ihn doch. Nach der Hochzeit aber, in der ersten Nacht merkte sie es, warum er niemals den Handschuh von der linken Hand abzog und erschrak heftig. Sie ließ sich jedoch nichts merken, sondern sagte am andern Morgen nur zu ihrem Manne, sie wolle in den Wald gehen, um in einer kleinen Kapelle, die dort stand, zu beten. Neben der Kapelle aber befand sich eine Klause, in der lebte ein alter Eremit, der hatte

früher lange in Jerusalem gelebt und war so heilig, daß die Leute von weit und breit zu ihm wallfahrteten. Den gedachte sie um Rat zu fragen.

Als sie nun dem Eremiten alles erzählt hatte, ging er in die Kapelle, betete dort lange zur Jungfrau Maria und sagte dann, als er wieder herauskam: „Du kannst deinen Mann noch erlösen, aber es ist schwer. Fängst du es an und bringst es nicht zu Ende, so mußt du selbst auch verrosten. Viel Unrecht hat dein Mann sein Lebtag gethan, und stolz und hart gegen die Armen ist er gewesen: willst du für ihn betteln gehen, barfuß und in Lumpen wie das allerärmste Bettlerweib, so lange bis du hundert Goldgulden erbettelt hast, so ist dein Mann erlöst. Dann nimm ihn an der Hand, gehe mit ihm in die Kirche und lege die hundert Goldgulden in das Kirchbecken für die Armen. Wenn du das thust, so wird Gott deinem Manne seine Sünden vergeben, der Rost wird abgehn, und er wird wieder so weiß werden wie zuvor."

„Das will ich thun," sagte die junge Ritterfrau, „und wenn es mir noch so schwer wird, und es noch so lange dauert. Ich will meinen Mann erlösen, denn er ist nur auswendig verrostet, das glaube ich ganz sicher!"

Darauf ging sie fort, tief in den Wald hinein, und nicht lange, so begegnete ihr ein altes Mütterchen, welches Reisig suchte. Es hatte einen zerlumpten, schmutzigen Rock an und darüber einen Mantel, der war aus ebensovielen Flicken zusammengesetzt, wie weiland das heilige römische Reich; was aber die Flicken früher für eine Farbe gehabt, das konnte man kaum mehr sehen, denn Regen und Sonnenschein hatten schon viel Arbeit mit dem Mantel gehabt.

„Willst du mir deinen Rock und deinen Mantel geben, alte Mutter," sagte die Ritterfrau, „so schenk' ich dir alles

Geld, was ich in der Tasche habe und meine seidnen Kleider noch dazu; denn ich möchte gern arm sein."

Da sah die alte Frau sie verwundert an und sprach: „Will's schon thun, will's schon thun, mein blankes Töchterchen, wenn's dein Ernst ist. Hab' schon viel gesehen auf der Welt, auch viel Leute gefunden, die gern reich werden wollten, daß aber jemand gern arm werden will, das ist mir noch nicht vorgekommen. Wird dir schlecht schmecken mit deinen seidenen Händchen und deinem süßen Frätzchen!"

Aber die Ritterfrau hatte schon begonnen sich auszuziehen und sah dabei so ernst und so traurig aus, daß die Alte wohl merkte, daß sie keinen Scherz treibe. Sie reichte ihr also Rock und Mantel hin, half ihr sie anlegen und fragte dann:

„Was willst du nun thun, mein blankes Töchterchen?"

„Betteln, Mutter!" antwortete die Ritterfrau.

„Betteln? Nun, gräme dich nicht darum, das ist keine Schande. An der Himmelsthür wird's auch mancher thun müssen, der's hier unten nicht gelernt hat. — Aber das Bettellied will ich dich erst noch lehren":

„Betteln und lungern,
Dursten und hungern
Immerdar, alle Zeit
Müssen wir Bettelleut'!

„Habt ihr was, schenkt mir was,
Ach nur ein Häppchen!
Brot in den Bettelsack,
Suppe ins Näpfchen! —

„Lederne Ranzen,
Röcke mit Franzen
Tragen wir Bettelleut'!
— Was man erbettelt hat,
Wird verjuchheit!

„Nicht wahr, ein hübsches Lied?“ sagte die Alte. Damit warf sie sich die seidnen Kleider um, sprang in den Busch und war bald verschwunden.

Die Ritterfrau aber wanderte durch den Wald, und nach einiger Zeit begegnete ihr ein Bauer, der war ausgegangen eine Magd zu suchen, denn es war um die Ernte und Leutenot. Da blieb die Ritterfrau stehen, hielt die Hand hin und sagte: „Habt ihr was, schenkt mir was, ach nur ein Häppchen!“ Aber die anderen Verse sagte sie nicht, weil sie ihr nicht gefielen. Der Bauer sah sich die Frau an, und da er fand, daß sie trotz ihrer Lumpen schmuck und gesund war, fragte er sie, ob sie nicht bei ihm Magd werden wolle.

„Ich schenke dir zu Ostern einen Kuchen, zu Martini eine Gans und zu Weihnachten einen Thaler und ein neues Kleid. Bist du damit zufrieden?“

„Nein,“ erwiderte die Ritterfrau, „ich muß betteln gehen, der liebe Gott will es so haben.“

Darüber wurde der Bauer zornig, schimpfte und schmähte und sagte höhnisch:

„Der liebe Gott will's so haben? he? Du hast wohl mit ihm zu Mittag gegessen? Was? Linsen mit Bratwürsten, nicht wahr? Oder bist du vielleicht seine Muhme, daß du so genau weißt, was er will? Eine faule Haut bist du. Gut für den Knüttel, zu schlecht für den Büttel!“ Darauf ging er seiner Wege, ließ sie stehen und gab ihr nichts. Da merkte die Ritterfrau wohl, daß das Betteln schwer sei.

Sie ging jedoch weiter, und nach abermals einiger Zeit kam sie an eine Stelle, wo die Straße sich teilte und zwei Steine standen. Auf dem einen saß ein Bettler mit einer Krücke. Da sie nun müde geworden war, gedachte sie sich eine kurze Zeit auf den leeren Stein zu setzen, um

auszuruhen. Kaum hatte sie jedoch dies gethan, als der Bettler mit der Krücke nach ihr schlug und ihr zurief:

„Mach, daß du fortkommst, du liederliche Liese! Willst du mir mit deinen Lumpen und deinem zuckersüßen Gesicht die Kundschaft abzwicken? Die Ecke hier habe ich gepachtet. Mach flink, sonst sollst du sehen, was mein Krückholz für ein schöner Fiedelbogen ist, und dein Rücken für eine närrische Geige!“

Da seufzte die Ritterfrau, stand auf und ging so weit als sie die Füße tragen wollten. Endlich kam sie in eine große, fremde Stadt. Hier blieb sie, setzte sich an den Kirchweg, und bettelte; und nachts schlief sie auf den Kirchenstufen. So lebte sie tagaus tagein, und es schenkte ihr der eine einen Pfennig und der andere einen Heller; manche aber auch gaben ihr nichts oder schimpften gar, wie es der Bauer gethan hatte. Es ging aber sehr langsam mit den hundert Goldgulden. Denn als sie dreiviertel Jahre gebettelt hatte, hatte sie erst einen Gulden erspart. Und genau wie der erste Gulden voll war, gebar sie einen wunderschönen Knaben, den nannte sie „Docherlöst“, weil sie hoffte, daß sie ihren Mann doch noch erlösen würde. Sie riß sich von ihrem Mantel unten einen Streifen ab, eine gute Elle breit, so daß der Mantel nur noch bis an die Kniee reichte, wickelte das Kind hinein, nahm es auf den Schoß und bettelte weiter. Und wenn das Kind nicht schlafen wollte, wiegte sie es und sang:

„Schlaf ein auf meinem Schoße,
Du armes Bettelkind,
Dein Vater wohnt im Schlosse —
Und draußen weht der Wind.

Er geht in Sammt und Seide
Trinkt Wein, ißt weißes Brot,
Und säh' er so uns beide,
So härmt' er sich zu Tod.

Er braucht sich nicht zu härmen,
Du liegst ja weich und warm;
Er ist ja noch viel ärmer,
Daß Gott sich sein erbarm'!"

Da blieben oft die Leute stehen und besahen sich die arme junge Bettelfrau mit dem wunderschönen Kinde und schenkten ihr mehr wie früher. Sie war aber getrost und weinte nicht mehr, denn sie wußte, daß sie ihren Mann gewiß erlösen würde, wenn sie nur ausharrte. —

Als aber die Frau nicht wieder zurückkehrte, ward der Ritter auf seinem Schlosse tief betrübt, denn er sagte sich: Sie hat alles gemerkt und dich deshalb verlassen. Er ging zuerst in den Wald zu dem Eremiten, um zu hören, ob sie in der Kapelle gewesen sei und dort gebetet habe. Aber der Eremit war sehr kurz angebunden und streng gegen ihn und sagte:

„Hast du nicht in Saus und Braus gelebt? Bist du nicht stolz und hart gegen die Armen gewesen? Hat dich nicht der liebe Gott zur Strafe verrosten lassen? Deine Frau hat ganz recht gethan, wenn sie dich verließ. Man muß nicht einen guten und einen faulen Apfel in einen Kasten legen, sonst wird der gute auch faul!"

Da setzte sich der Ritter auf die Erde, nahm den Helm ab und weinte bitterlich.

Als der Eremit dies gewahr wurde, ward er freundlicher und sprach: „Da ich sehe, daß dein Herz noch nicht mitverrostet ist, so will ich dir raten: thue Gutes und gehe in alle Kirchen, so wirst du deine Frau wiederfinden."

Da verließ der Ritter sein Schloß und ritt in alle Welt. Wo er Arme fand, schenkte er ihnen etwas, und wenn er eine Kirche sah, ging er hinein und betete. Aber seine Frau fand er nicht. So war fast ein Jahr vergangen, da kam er auch in die Stadt, wo seine Frau am Kirch-

weg saß und bettelte, und sein erster Weg war in die Kirche. Schon von weitem erkannte ihn die Frau, denn er war groß und stattlich und trug einen goldnen Helm mit einer Geierklaue auf dem Knauf, der weithin leuchtete. Da erschrak sie, denn sie hatte erst zwei Goldgulden zusammen, so daß sie ihn noch nicht erlösen konnte. Sie zog sich den Mantel tief über den Kopf, damit er sie nicht erkennen sollte, und kauerte sich so eng zusammen als sie irgend konnte, damit er nicht ihre schneeweißen Füße sähe; denn der Mantel ging ihr nur bis an die Kniee, seit sie den Streifen für das Kind abgerissen hatte. Als aber der Ritter an ihr vorbeischritt, hörte er sie leise schluchzen, und als er ihren zerlumpten und geflickten Mantel sah und das wunderschöne Kind auf ihrem Schoß, welches ebenfalls nur in Lumpen gewickelt war, that es ihm in der Seele weh. Er trat an sie heran und fragte sie, was ihr fehle. Doch die Frau antwortete nicht und schluchzte nur noch mehr, so sehr sie sich auch Mühe gab, es zu verbeißen. Da zog der Ritter seine Geldtasche hervor, in der viel mehr waren, als hundert Goldgulden, legte sie ihr auf den Schoß, und sagte: „Ich gebe dir alles, was ich noch habe, und sollte ich mich nach Hause betteln."

Da fiel der Frau, ohne daß sie es wollte, der Mantel vom Kopf herunter, und der Ritter sah, daß es sein eigenes, angetrautes Eheweib war, der er das Geld geschenkt hatte. Trotz der Lumpen fiel er ihr um den Hals und küßte sie, und als er vernahm, daß das Kind sein Sohn sei, herzte und küßte er es auch. Doch die Frau nahm ihren Mann, den Ritter, an der Hand, führte ihn in die Kirche und legte das Geld auf das Kirchbecken. Dann sagte sie: „Ich wollte dich erlösen, aber du hast dich selbst erlöst."

Und so war es auch; denn als der Ritter aus der

Kirche trat, war der Fluch gehoben und der Rost, der seine ganze linke Seite bedeckte, verschwunden. Er hob seine Frau mit dem Kinde auf sein Pferd, ging selbst zu Fuß daneben und zog mit ihr zurück in sein Schloß, wo er lange Jahre glücklich mit ihr lebte und soviel Gutes that, daß ihn alle Leute lobten.

Die Bettlerlumpen aber, die seine Frau getragen hatte, hing er in einen kostbaren Schrein, und jeden Morgen, wenn er aufgestanden war, ging er an den Schrein, besah sich die Lumpen und sagte: „Das ist meine Morgenandacht, die nimmt mir der liebe Gott nicht übel, denn er weiß, wie ich's meine, und ich gehe nachher doch noch in die Kirche."

6.

Von der Königin, die keine Pfeffernüsse backen, und dem König, der nicht das Brummeisen spielen konnte.

Der König von Macronien, der sich schon seit einiger Zeit gerade in seinen besten Jahren befand, war eben aufgestanden und saß unangezogen auf dem Stuhl neben dem Bett. Vor ihm stand sein Hausminister und hielt ihm die Strümpfe hin, von denen der eine ein großes Loch an der Ferse hatte. Aber obwohl er den Strumpf mit großer Sorgfalt so gedreht hatte, daß der König das Loch nicht merken sollte, und obschon der König sonst mehr auf hübsche Stiefeln als auf ganze Strümpfe zu achten pflegte, war das Loch dem königlichen Scharfblicke diesmal doch nicht entgangen. Entsetzt nahm er dem Minister den Strumpf aus der Hand, fuhr mit dem Zeigefinger durch das Loch, so daß er bis zum Knöchel herausguckte, und sagte dann seufzend:

„Was hilft mir's, daß ich König bin, wenn ich keine Königin habe! Was meinst du, wenn ich mir eine Frau nähme?"

„Majestät," antwortete der Minister, „das ist ein sublimer Gedanke; ein Gedanke, der gewiß auch mir ganz unterthänigst aufgestiegen wäre, wenn ich nicht gefühlt hätte,

daß ihn Ew. Majestät jedenfalls heute selbst noch zu äußern geruhen würden!"

„Schön!" erwiderte der König, „aber glaubst du, daß ich so leicht eine Frau finden werde, die für mich paßt?"

„Pah!" sagte der Minister. „Zehn für eine!"

„Vergiß nicht, daß ich große Ansprüche mache. Wenn mir eine Prinzessin gefallen soll, muß sie klug und schön sein! Und dann ist noch ein Punkt, auf den ich ganz besonderes Gewicht lege: du weißt, wie gern ich Pfeffernüsse esse. In meinem ganzen Reiche ist kein einziger Mensch, der sie zu backen versteht, wenigstens richtig zu backen, nicht zu hart und nicht zu weich, sondern gerade knusprig: sie muß durchaus Pfeffernüsse backen können!"

Als der Minister dies hörte, bekam er einen heftigen Schreck. Doch sammelte er sich rasch wieder und entgegnete: „Ein König wie Ew. Majestät werden ohne Zweifel auch eine Prinzessin finden, die Pfeffernüsse zu backen versteht."

„Nun, dann wollen wir uns zusammen umsehen!" versetzte der König; und noch an demselben Tage begann er in Begleitung des Ministers die Rundreise zu denjenigen seiner verschiedenen Nachbarn, von denen er wußte, daß sie Prinzessinnen zu vergeben hatten. Aber es fanden sich nur drei Prinzessinnen, die gleichzeitig so schön und klug waren, daß sie dem Könige gefielen, und von diesen konnte keine Pfeffernüsse backen.

„Pfeffernüsse kann ich freilich nicht backen," sagte die erste Prinzessin, als der König sie danach fragte, „aber hübsche, kleine Mandelkuchen. Bist du damit nicht zufrieden?" „Nein!" erwiderte der König, „es müssen partout Pfeffernüsse sein!"

Die zweite Prinzessin, als er die nämliche Frage an sie richtete, schnalzte mit der Zunge und sagte ärgerlich:

„Laßt mich mit euren Albernheiten zufrieden! Prinzessinnen, welche Pfeffernüsse backen können, giebt es nicht.“

Am schlimmsten ging es aber dem König bei der dritten, obwohl sie die schönste und klügste war. Denn sie ließ ihn gar nicht bis zu seiner Frage kommen, sondern ehe er sie noch hatte thun können, fragte sie selbst, ob er wohl auch das Brummeisen zu spielen verstünde? Und als er dies verneinte, gab sie ihm einen Korb und meinte, es thue ihr herzlich leid. Er gefalle ihr sonst ganz gut; aber sie höre das Brummeisen für ihr Leben gern und habe sich vorgenommen, keinen Mann zu nehmen, der es nicht spielen könne.

Da fuhr der König mit dem Minister wieder nach Haus, und als er aus dem Wagen stieg, sagte er recht niedergeschlagen: „Das wäre also nichts gewesen!“

Aber ein König muß durchaus eine Königin haben, und nach längerer Zeit ließ er daher den Minister noch einmal zu sich kommen und eröffnete ihm, er habe es aufgegeben, eine Frau zu finden, die Pfeffernüsse backen könne, und beschlossen, die Prinzessin zu heiraten, welche sie damals zuerst besucht hätten. „Es ist die, welche die kleinen Mandelkuchen zu backen versteht,“ fügte er hinzu. „Gehe hin und frage, ob sie meine Frau werden will.“

Am nächsten Tage kam der Minister zurück und erzählte, daß die Prinzessin nicht zu haben sei. Sie hätte den König aus dem Lande, wo die Kapern wachsen, geheiratet.

„Nun, dann gehe zur zweiten Prinzessin!“ Allein der Minister kam auch dieses Mal wieder unverrichteter Dinge zu Hause: Der alte König habe gesagt, er bedaure unendlich, aber seine Tochter sei leider gestorben, und so könne er sie ihm nicht geben.

Da besann sich der König lange; weil er aber durchaus eine Königin haben wollte, so befahl er dem Minister,

er solle doch auch noch einmal zur dritten Prinzessin gehen, vielleicht habe sie sich inzwischen anders besonnen. Und der Minister mußte gehorchen, obgleich er sehr wenig Lust verspürte und obschon ihm auch seine Frau sagte, daß es gewiß recht unnütz wäre. Der König aber wartete ängstlich auf seine Rückkunft. Denn er gedachte der Frage wegen des Brummeisens, und die Erinnerung daran war ihm ärgerlich.

Die dritte Prinzessin jedoch empfing den Minister sehr freundlich und sagte zu ihm, eigentlich hätte sie sich ganz bestimmt vorgenommen, nur einen Mann zu nehmen, der das Brummeisen zu spielen verstünde. Aber Träume seien Schäume, und besonders Jugendträume! Sie sähe ein, daß sich ihr Wunsch nicht erfüllen ließe, und da der König ihr sonst sehr gut gefalle, so wolle sie ihn schon zum Manne nehmen.

Da fuhr der Minister zurück, was die Pferde jagen wollten, und der König umarmte ihn und gab ihm den großen Schranzenorden mit Brettern, den Orden am Hals und die Bretter noch höher zu tragen. Bunte Fahnen wurden in der Stadt ausgehangen, Guirlanden von einem Haus zum andern quer über die Straßen gezogen und die Hochzeit so herrlich gefeiert, daß die Leute vierzehn Tage von weiter nichts sprachen.

Der König und die junge Königin aber lebten in Lust und Freude ein ganzes Jahr lang. Der König hatte die Pfeffernüsse und die Königin das Brummeisen gänzlich vergessen.

Eines Tages jedoch stand der König früh mit dem falschen Beine zuerst aus dem Bette auf, und alles ging verkehrt. Es regnete den ganzen Tag; der Reichsapfel fiel hin, und das kleine Kreuz, was oben drauf ist, brach ab; dann kam der Hofmaler und brachte die neue Karte

vom Königreiche, und als der König sie besah, war das Land rot angestrichen statt blau, wie er befohlen; und endlich, die Königin hatte Kopfschmerzen.

Da geschah es, daß das Ehepaar sich zum erstenmale zankte; warum, wußten sie am anderen Morgen selbst nicht mehr, oder wenn sie es wußten, wollten sie es wenigstens nicht sagen. Kurz, der König war brummig und die Königin schnippisch und behielt stets das letzte Wort. Nachdem sie sich beide lange Zeit hin und her gestritten, zuckte die Königin endlich verächtlich mit den Achseln und sagte:

„Ich dächte, du wärest nun endlich still und hörtest auf, alles zu tadeln, was dir vor die Augen kommt! Du selbst kannst ja nicht einmal das Brummeisen spielen."

Aber kaum war ihr dies noch entschlüpft, als der König ihr schon ins Wort fiel und giftig antwortete: „Und du kannst nicht einmal Pfeffernüsse backen!"

Da blieb die Königin zum erstenmale die Antwort schuldig und wurde ganz still, und beide gingen ohne weiter ein Wort zu wechseln auseinander, jedes in seine Stube. Hier setzte sich die Königin in die Sophaecke und weinte und dachte: „Was du doch für eine thörichte Frau bist! Wo hast du nur deinen Verstand gehabt? Dümmer hättest du es gar nicht anfangen können!"

Der König aber ging in seinem Zimmer auf und ab, rieb sich die Hände und sagte: „Es ist doch ein wahres Glück, daß meine Frau keine Pfeffernüsse backen kann! Was hätte ich sonst erwidern sollen, als sie mir vorwarf, daß ich das Brummeisen nicht zu spielen verstünde?!"

Nachdem er dies wenigstens drei- oder viermal wiederholt hatte, wurde er immer vergnügter. Er fing an seine Lieblingsmelodie zu pfeifen, besah sich dann das große Bild der Königin, welches in seinem Zimmer hing, stieg auf einen Stuhl, um mit dem Taschentuch einen Spinnen-

faden abzuwischen, der der Königin gerade über die Nase herabhing, und sagte endlich:

„Sie hat sich gewiß recht geärgert, die gute, kleine Frau! Ich werde einmal sehen, was sie macht!“

Damit ging er zur Thür hinaus auf den langen Gang, auf welchen alle Zimmer mündeten. Weil aber an diesem Tage alles verkehrt ging, so hatte der Kammerdiener vergessen die Lampen anzuzünden, obgleich es schon acht Uhr abends und stockdunkel war.

Daher streckte der König die Hände vor sich, um sich nicht zu stoßen, und tappte vorsichtig an der Wand hin. Plötzlich fühlte er etwas Weiches. „Wer ist da?“ fragte er.

„Ich bin es,“ antwortete die Königin.

„Was suchst du, mein Schatz?“

„Ich wollte dich um Verzeihung bitten,“ erwiderte die Königin, „weil ich dich so gekränkt habe.“

„Das brauchst du gar nicht!“ sagte der König und fiel ihr um den Hals. „Ich habe mehr Schuld als du, und längst alles vergessen. Aber, weißt du, zwei Worte wollen wir in unserem Königreiche bei Todesstrafe verbieten lassen, Brummeisen und —

„Und Pfeffernüsse,“ fiel die Königin lachend ein, indem sie sich heimlich noch ein paar Thränen aus den Augen wischte — und damit hat die Geschichte ein Ende.

7.

Der Wunschring.

Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirtschaft nicht recht vorwärts gehen wollte, saß auf seinem Pfluge und ruhte einen Augenblick aus, um sich den Schweiß vom Angesichte zu wischen. Da kam eine alte Hexe vorbeigeschlichen und rief ihm zu: „Was plagst du dich und bringst's doch zu nichts? Geh' zwei Tage lang geradeaus, bis du an eine große Tanne kommst, die frei im Walde steht und alle anderen Bäume überragt. Wenn du sie umschlägst, ist dein Glück gemacht."

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm sein Beil und machte sich auf den Weg. Nach zwei Tagen fand er die Tanne. Er ging sofort daran sie zu fällen, und in dem Augenblicke, wo sie umstürzte und mit Gewalt auf den Boden schlug, fiel aus ihrem höchsten Wipfel ein Nest mit zwei Eiern heraus. Die Eier rollten auf den Boden und zerbrachen, und wie sie zerbrachen, kam aus dem einen Ei ein junger Adler heraus, und aus dem andern fiel ein kleiner goldner Ring. Der Adler wuchs zusehends, bis er wohl halbe Manneshöhe hatte, schüttelte seine Flügel, als wollte er sie probieren, erhob sich etwas über die Erde und rief dann:

„Du hast mich erlöst! Nimm zum Dank den Ring, der in dem anderen Ei gewesen ist! Es ist ein Wunsch-

ring. Wenn du ihn am Finger umdrehst und dabei einen Wunsch aussprichst, wird er alsbald in Erfüllung gehen. Aber es ist nur ein einziger Wunsch im Ring. Ist der gethan, so hat der Ring alle weitere Kraft verloren, und ist nur wie ein gewöhnlicher Ring. Darum überlege dir wohl, was du dir wünschst, auf daß es dich nicht nachher gereue."

Darauf erhob sich der Adler hoch in die Luft, schwebte lange noch in großen Kreisen über dem Haupte des Bauers und schoß dann wie ein Pfeil nach Morgen.

Der Bauer nahm den Ring, steckte ihn an den Finger und begab sich auf den Heimweg. Als es Abend war, langte er in einer Stadt an; da stand der Goldschmied im Laden und hatte viel köstliche Ringe feil. Da zeigte ihm der Bauer seinen Ring und fragte ihn, was er wohl wert wäre. „Einen Pappenstiel!" versetzte der Goldschmied. Da lachte der Bauer laut auf und erzählte ihm, daß es ein Wunschring sei und mehr wert als alle Ringe zusammen, die jener feil hielte. Doch der Goldschmied war ein falscher, ränkevoller Mann. Er lud den Bauer ein, über Nacht bei ihm zu bleiben, und sagte: „Einen Mann, wie dich, mit solchem Kleinode zu beherbergen, bringt Glück: bleibe bei mir!", bewirtete ihn aufs schönste mit Wein und glatten Worten, und als er nachts schlief, zog er ihm unbemerkt den Ring vom Finger und steckte ihm statt dessen einen ganz gleichen, gewöhnlichen Ring an.

Am nächsten Morgen konnte es der Goldschmied kaum erwarten, daß der Bauer aufbräche. Er weckte ihn schon in der frühesten Morgenstunde und sprach: „Du hast noch einen weiten Weg vor dir. Es ist besser, wenn du dich früh aufmachst."

Sobald der Bauer fort war, ging er eiligst in seine Stube, schloß die Läden, damit niemand etwas sähe, riegelte

dann auch noch die Thüre hinter sich zu, stellte sich mitten in die Stube, drehte den Ring und rief: „Ich will gleich hunderttausend Thaler haben."

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so fing es an Thaler zu regnen, harte, blanke Thaler, als wenn es mit Mulden gösse, und die Thaler schlugen ihm auf Kopf, Schultern und Arme. Er fing an kläglich zu schreien und wollte zur Thüre springen, doch ehe er sie erreichen und aufriegeln konnte, stürzte er, am ganzen Leibe blutend, zu Boden. Aber das Thalerregnen nahm kein Ende, und bald brach von der Last die Diele zusammen, und der Goldschmied mitsamt dem Gelde stürzte in den tiefen Keller. Darauf regnete es immer weiter, bis die Hunderttausend voll waren, und zuletzt lag der Goldschmied tot im Keller und auf ihm das viele Geld. Von dem Lärm kamen die Nachbarn herbeigeeilt, und als sie den Goldschmied tot unter dem Gelde liegen fanden, sprachen sie: „Es ist doch ein großes Unglück, wenn der Segen so knüppeldick kommt." Darauf kamen auch die Erben und teilten.

Unterdes ging der Bauer vergnügt nach Hause und zeigte seiner Frau den Ring. „Nun kann es uns gar nicht fehlen, liebe Frau," sagte er. „Unser Glück ist gemacht. Wir wollen uns nur recht überlegen, was wir uns wünschen wollen."

Doch die Frau wußte gleich guten Rat. „Was meinst du," sagte sie, „wenn wir uns noch etwas Acker wünschten? Wir haben gar so wenig. Da reicht so ein Zwickel gerade zwischen unsere Äcker hinein; den wollen wir uns wünschen."

„Das wäre der Mühe wert," erwiderte der Mann. „Wenn wir ein Jahr lang tüchtig arbeiten und etwas Glück haben, können wir ihn uns vielleicht kaufen." Darauf arbeiteten Mann und Frau ein Jahr lang mit aller An-

strengung, und bei der Ernte hatte es noch nie so geschüttet wie dieses Mal, so daß sie sich den Zwickel kaufen konnten und noch ein Stück Geld übrig blieb. „Siehst du!“ sagte der Mann, „wir haben den Zwickel, und der Wunsch ist immer noch frei.“

Da meinte die Frau, es wäre wohl gut, wenn sie sich noch eine Kuh wünschten und ein Pferd dazu. „Frau,“ entgegnete abermals der Mann, indem er mit dem übrig gebliebenen Gelde in der Hosentasche klapperte, „was wollen wir wegen solch einer Lumperei unsern Wunsch vergeben. Die Kuh und das Pferd kriegen wir auch so.“

Und richtig, nach abermals einem Jahre waren die Kuh und das Pferd reichlich verdient. Da rieb sich der Mann vergnügt die Hände und sagte: „Wieder ein Jahr den Wunsch gespart und doch alles bekommen, was man sich wünschte. Was wir für ein Glück haben!“ Doch die Frau redete ihrem Manne ernsthaft zu, endlich einmal an den Wunsch zu gehen.

„Ich kenne dich gar nicht wieder,“ versetzte sie ärgerlich. „Früher hast du immer geklagt und gebarmt und dir alles mögliche gewünscht, und jetzt, wo du's haben kannst, wie du's willst, plagst und schindest du dich, bist mit allem zufrieden und läßt die schönsten Jahre vergehen. König, Kaiser, Graf, ein großer, dicker Bauer könntest du sein, alle Truhen voll Geld haben — und kannst dich nicht entschließen, was du wählen willst.“

„Laß doch dein ewiges Drängen und Treiben,“ erwiderte der Bauer. „Wir sind beide noch jung, und das Leben ist lang. Ein Wunsch ist nur in dem Ringe, und der ist bald verthan. Wer weiß, was uns noch einmal zustößt, wo wir den Ring brauchen. Fehlt es uns denn an etwas? Sind wir nicht, seit wir den Ring haben, schon so herauf gekommen, daß sich alle Welt wundert?

Also sei verständig. Du kannst dir ja mittlerweile immer überlegen, was wir uns wünschen könnten."

Damit hatte die Sache vorläufig ein Ende. Und es war wirklich, als wenn mit dem Ringe der volle Segen ins Haus gekommen wäre, denn Scheuern und Kammern wurden von Jahr zu Jahr voller und voller, und nach einer längeren Reihe von Jahren war aus dem kleinen armen Bauer ein großer, dicker Bauer geworden, der den Tag über mit den Knechten schaffte und arbeitete, als wollte er die ganze Welt verdienen, nach der Vesper aber behäbig und zufrieden vor der Hausthüre saß und sich von den Leuten guten Abend wünschen ließ.

So verging Jahr um Jahr. Dann und wann, wenn sie ganz allein waren und niemand es hörte, erinnerte zwar die Frau ihren Mann immer noch an den Ring und machte ihm allerhand Vorschläge. Da er aber jedesmal erwiderte, es habe noch vollauf Zeit, und das beste falle einem stets zuletzt ein, so that sie es immer seltener, und zuletzt kam es kaum noch vor, daß auch nur von dem Ringe gesprochen wurde. Zwar der Bauer selbst drehte den Ring täglich wohl zwanzigmal am Finger um und besah sich ihn, aber er hütete sich, einen Wunsch dabei auszusprechen.

Und dreißig und vierzig Jahre vergingen, und der Bauer und seine Frau waren alt und schneeweiß geworden, der Wunsch aber war immer noch nicht gethan. Da erwies ihnen Gott eine Gnade und ließ sie beide in einer Nacht selig sterben.

Kinder und Kindeskinder standen um ihre beiden Särge und weinten, und als eins von ihnen den Ring abziehen und aufheben wollte, sagte der älteste Sohn:

„Laßt den Vater seinen Ring mit ins Grab nehmen. Er hat sein Lebtag seine Heimlichkeit mit ihm gehabt. Es

ist wohl ein liebes Andenken. Und die Mutter besah sich den Ring auch so oft; am Ende hat sie ihn dem Vater in ihren jungen Tagen geschenkt."

So wurde denn der alte Bauer mit dem Ringe begraben, der ein Wunschring sein sollte und keiner war, und doch soviel Glück ins Haus gebracht hatte, als ein Mensch sich nur wünschen kann. Denn es ist eine eigene Sache mit dem, was richtig und was falsch ist; und schlecht Ding in guter Hand ist immer noch viel mehr wert, wie gut Ding in schlechter.

8.

Die drei Schwestern mit den gläsernen Herzen.

Es giebt Menschen mit gläsernen Herzen. Wenn man leise daran rührt, klingen sie so fein wie silberne Glocken. Stößt man jedoch derb daran, so gehen sie entzwei.

Da war nun auch ein Königspaar, das besaß drei Töchter, und alle drei hatten gläserne Herzen. „Kinder," sagte die Königin, „nehmt euch mit euren Herzen in acht, sie sind eine zerbrechliche Ware!" Und sie thaten es auch.

Eines Tages jedoch lehnte sich die älteste Schwester zum Fenster hinaus über die Brüstung und sah hinab in den Garten, wie die Bienen und Schmetterlinge um die Levkojen flogen. Dabei drückte sie sich ihr Herz: kling, ging es, wie wenn etwas zerspringt, und sie fiel hin und war tot.

Wieder nach einiger Zeit trank die zweite Tochter eine Tasse zu heißen Kaffee. Da gab es abermals einen Klang, wie wenn ein Glas springt, nur etwas feiner wie das erste Mal, und auch sie fiel um. Da hob sie ihre Mutter auf und besah sie, merkte aber bald zu ihrer Freude, daß sie nicht tot war, sondern daß ihr Herz nur einen Sprung bekommen hatte, jedoch noch hielt.

„Was sollen wir nun mit unserer Tochter anfangen?" ratschlagten der König und die Königin. „Sie hat einen Sprung im Herzen, und wenn er auch nur fein ist, so

wird es doch leicht ganz entzwei gehen. Wir müssen sie sehr in acht nehmen."

Aber die Prinzessin sagte: „Laßt mich nur! Manchmal hält das, was einen Sprung bekommen hat, nachher gerade noch recht lange!" —

Indessen war die jüngste Königstochter auch groß geworden, und so schön, gut und verständig, daß von allen Seiten Königssöhne herbeiströmten und um sie freiten. Doch der alte König war durch Schaden klug geworden und sagte: „Ich habe nur noch eine ganze Tochter, und auch die hat ein gläsernes Herz. Soll ich sie jemandem geben, so muß es ein König sein, der zugleich Glaser ist und mit so zerbrechlicher Ware umzugehen versteht." Allein es war unter den vielen Freiern nicht einer, der sich gleichzeitig auf die Glaserei gelegt hätte, und so mußten sie alle wieder abziehen. —

Da war nun unter den Edelknaben im Schloß des Königs einer, der war beinahe fertig. Wenn er noch dreimal der jüngsten Königstochter die Schleppe getragen hatte, so war er Edelmann. Dann gratulierte ihm der König und sagte ihm: „Du bist nun fertig und Edelmann. Ich danke dir. Du kannst gehen."

Als er nun das erste Mal der Prinzessin die Schleppe trug, sah er, daß sie einen ganz königlichen Gang hatte. Als er sie ihr das zweite Mal trug, sagte die Prinzessin: „Laß einmal einen Augenblick die Schleppe los, gieb mir deine Hand und führe mich die Treppe hinauf, aber fein zierlich, wie es sich für einen Edelknaben, der eine Königstochter führt, schickt." Als er dies that, sah er, daß sie auch eine ganz königliche Hand hatte. Sie aber merkte auch etwas; was es aber war, will ich erst nachher sagen. Endlich, als er ihr das dritte Mal die Schleppe trug, drehte sich die Königstochter um und sagte zu ihm: „Wie

reizend du mir meine Schleppe trägst! So reizend hat sie mir noch keiner getragen." Da merkte der Edelknabe, daß sie auch eine ganz königliche Sprache führte. Damit war er nun aber fertig und Edelmann. Der König dankte und gratulierte ihm und sagte, er könne nun gehen.

Als er ging, stand die Königstochter an der Gartenthüre und sprach zu ihm: „Du hast mir so reizend die Schleppe getragen, wie kein anderer. Wenn du doch Glaser und König wärst!"

Darauf antwortete er, er wolle sich alle Mühe geben, es zu werden; sie möge nur auf ihn warten, er käme gewiß wieder.

Er ging also zu einem Glaser und fragte ihn, ob er nicht einen Glaserjungen gebrauchen könne. „Jawohl," erwiderte dieser, „aber du mußt vier Jahre bei mir lernen. Im ersten Jahre lernst du die Semmeln vom Bäcker holen und die Kinder waschen, kämmen und anziehen. Im zweiten lernst du die Ritzen mit Kitt verschmieren, im dritten Glas schneiden und einsetzen und im vierten wirst du Meister."

Darauf fragte er den Glaser, ob er nicht von hinten anfangen könne, weil es dann doch schneller ginge. Indes der Glaser bedeutete ihn, daß ein ordentlicher Glaser immer von vorn anfangen müsse, sonst würde nichts Gescheites daraus.

Damit gab er sich zufrieden. Im ersten Jahre holte er also die Semmeln vom Bäcker, wusch und kämmte die Kinder und zog sie an. Im zweiten verschmierte er die Ritzen mit Kitt, im dritten lernte er Glas schneiden und einsetzen und im vierten Jahre wurde er Meister. Darauf zog er sich wieder seine Edelmannskleider an, nahm Abschied von seinem Lehrherrn und überlegte sich, wie er es anfinge, um nun auch noch König zu werden.

Während er so auf der Straße ganz in Gedanken versunken einherging und aufs Pflaster sah, trat ein Mann an ihn heran und fragte, ob er etwas verloren habe, daß er immer so auf die Erde sähe. Da erwiderte er: verloren habe er zwar nichts, aber suchen thäte er doch etwas, nämlich ein Königreich; und fragte ihn, ob er nicht wisse, was er zu beginnen habe, um König zu werden.

„Wenn du ein Glaser wärst“, sagte der Mann, „wüßte ich schon Rat.“

„Ich bin ja gerade ein Glaser!“ antwortete er, „und eben fertig geworden!“

Als er dies gesagt, erzählte ihm der Mann die Geschichte von den drei Schwestern mit den gläsernen Herzen, und wie der alte König durchaus seine Tochter nur einem Glaser vermählen wolle. „Anfangs,“ so sprach er, „war noch die Bedingung, daß der Glaser, der sie bekäme, auch noch ein König oder ein Königssohn sein müsse; weil sich aber keiner finden will, der alles beides ist, Glaser und König zugleich, so hat er etwas nachgegeben, wie es der Klügste immer thun muß, und zwei andere Bedingungen gestellt. Glaser muß er freilich immer noch sein, dabei bleibt es!“

„Welches sind denn die beiden Bedingungen?“ fragte der junge Edelmann.

„Er muß der Prinzessin gefallen und Sammtpatschen haben. Kommt nun ein Glaser, welcher der Prinzessin gefällt und auch Sammtpatschen hat, so will ihm der König seine Tochter geben, und ihn später, wenn er tot ist, zum König machen. Es sind nun auch schon eine Menge Glaser auf dem Schloß gewesen, aber der Prinzessin wollte keiner gefallen. Außerdem hatten sie auch alle keine Sammtpatschen, sondern grobe Hände, wie das von gewöhnlichen Glasern nicht anders zu erwarten ist.“

Als dies der junge Edelmann vernommen, ging er in das Schloß, entdeckte sich dem König, erinnerte ihn daran, daß er seiner Tochter zuliebe Glaser geworden und sie nun gar gern heiraten und nach seinem Tode König werden wolle.

Da ließ der König die Prinzessin rufen und fragte sie, ob der junge Edelmann ihr gefiele, und als sie dies bejahte, weil sie ihn gleich erkannte, sagte er dann weiter, er solle nun auch seine Handschuhe ausziehen und zeigen, ob er auch Sammtpatschen habe. Aber die Prinzessin meinte, dies sei ganz unnötig, sie wisse es ganz genau, daß er wirklich Sammtpatschen habe. Sie hätte es schon damals gemerkt, als er sie die Treppe hinaufgeführt hätte.

So waren denn beide Bedingungen erfüllt, und da die Prinzessin einen Glaser zum Mann bekam, und noch dazu einen mit Sammtpatschen, so nahm er ihr Herz sehr in acht, und es hielt bis an ihr seliges Ende.

Die zweite Schwester aber, welche schon den Sprung hatte, wurde die Tante und zwar die allerbeste Tante der Welt. Dies versicherten nicht bloß die Kinder, welche der junge Edelmann und die Prinzessin zusammen bekamen, sondern auch alle anderen Leute. Die kleinen Prinzessinnen lehrte sie lesen, beten und Puppenkleider machen; den Prinzen aber besah sie die Censuren. Wer eine gute Censur hatte, wurde sehr gelobt und bekam etwas geschenkt; hatte aber einmal einer eine schlechte Censur, dann gab sie ihm einen Katzenkopf und sprach: „Sage einmal, du sauberer Prinz, was du dir eigentlich vorstellst? Was willst du später einmal werden? Heraus mit der Sprache! Nun, wird's bald?“

Und wenn er dann schnuckste und sagte: „Kö-Kö-Kö-König!“ lachte sie und fragte: „König? Wohl König Midas? König Midas Hochgeboren mit zwei langen Esels-

ohren!“ Dann schämte sich der, welcher die schlechte Censur bekommen hatte, gewaltig.

Und auch diese zweite Prinzessin wurde steinalt, obwohl ihr Herz einen Sprung hatte. Wenn sich jemand darüber wunderte, sagte sie regelmäßig: „Was in der Jugend einen Sprung kriegt und geht nicht gleich entzwei, das hält nachher oft gerade noch recht lange.“ —

Und das ist auch wahr. Denn meine Mutter hat auch so ein altes Sahnentöpfchen, weiß, mit kleinen bunten Blumensträußchen besäet, das hat einen Sprung, solange ich denken kann, und hält immer noch; und seit es meine Mutter hat, sind schon so viele neue Sahnentöpfchen gekauft und immer wieder zerbrochen worden, daß man sie gar nicht zählen kann.

9.

Eine Kindergeschichte.

Der Kirchhof, auf dem die zwei kleinen Kinder spielten, von denen ich euch heute erzählen will, lag hoch oben auf dem grünen Bergeshange. Das Dörfchen, zu dem er gehörte, lag schon hoch genug über dem waldigen Thal, so daß die Wolken es oft verdeckten, wenn man unten auf dem blauen Flusse vorüberfuhr. Doch der Kirchhof lag noch höher über dem Dorf, so daß seine vielen schwarzen Kreuze recht in den blauen Himmel hineinragten. Es war ziemlich mühsam für die Leute, ihre Verstorbenen aus dem Dorfe nach dem Kirchhof zu tragen, denn der Weg war steil und steinig, bis man zu der grünen Matte kam, auf der der Kirchhof lag; doch sie thaten es gern. Denn die Bergbewohner können es nicht im Thal aushalten; da wird es ihnen so dumpf und ängstlich zu Mut, wie uns in einem tiefen Keller — und ihre Toten noch weniger. Hoch oben auf dem Berge müssen sie begraben sein, so daß sie weit hinaus ins Land sehen können, und hinunter ins Thal, wo die Schiffe fahren.

Ganz in der Ecke des Kirchhofes war ein verlassenes Grab. Es wuchs nur Gras auf ihm und in dem Grase ganz versteckt ein paar wilde weiße oder blaue Blümchen, die niemand gepflanzt hatte. Denn in dem Grabe lag ein alter Hagestolz, der weder Weib, noch Kind, noch sonst

irgend jemand hinterlassen hatte, der sich um ihn bekümmerte. Aus fremdem Lande war er gekommen, woher, das wußte keiner. Er war jeden Morgen auf die Kuppe des Berges gestiegen und hatte dort stundenlang gesessen. Aber bald war er gestorben und man hatte ihn begraben. Einen Namen hatte er ja sicher gehabt; wie er aber gelautet, wußte ebenfalls niemand, nicht einmal der Totengräber. Im Kirchenbuche standen nur drei Kreuze und dahinter „ein alter fremder Hagestolz, gestorben am so und so vielten, im Jahre des Herrn so und so." —

Das ist nun freilich sehr wenig; aber die zwei kleinen Kinder des Totengräbers, von denen ich eben erzählen wollte, hatten das alte verlassene Grab in der Kirchhofsecke ganz besonders gern; denn es war ihnen erlaubt, auf ihm zu spielen und herumzutrampeln, soviel sie Lust hatten, während sie die andern Gräber nicht anrühren durften. Diese waren alle sehr sorgfältig in stand gehalten; das Gras war frisch geschoren und dicht wie Sammt, auch blühten allerhand Blumen auf ihnen, die der Totengräber täglich mit großer Sorgfalt begoß, wozu er sich das Wasser mühsam aus dem Dorfbrunnen heraufschleppen mußte. Auf vielen lagen auch Kränze und bunte Bänder.

„Trinchen," sagte der kleine Knabe, der vor dem verlassenen Grabe kniete, indem er sich wohlgefällig das Loch besah, welches er in die Seitenwand des Grabes mit seinen kleinen Händen hineingegraben hatte, „Trinchen, unser Haus ist fertig. Ich habe es mit bunten Steinchen ausgepflastert und Blumenblätter darauf gestreut. Ich bin der Vater und du bist die Mutter. — Guten Morgen, Mutter, was machen unsre Kinder?"

„Hans," entgegnete die Kleine, „du mußt nicht so rasch spielen. Ich habe noch keine Kinder, aber ich werde gleich welche bekommen." Darauf lief sie zwischen den Gräbern

und Büschen umher und kam, beide Hände mit Schnecken gefüllt, wieder:

„Höre, Vater, ich habe schon sieben Kinder, sieben wunderschöne Schneckenkinder!“

„Dann wollen wir sie gleich zu Bett bringen, denn es ist schon spät.“

Sie pflückten grüne Blätter ab, legten sie in das Loch, die bunten Schneckenhäuser darauf, und deckten jedes wieder mit einem grünen Blatte zu.

„Jetzt sei einmal still, Hänschen,“ rief das kleine Mädchen, „ich muß meine Kinder einsingen; das muß ich ganz allein machen. Der Vater singt nie mit. Du kannst unterdessen noch auf die Arbeit gehen.“

Und Hänschen lief fort, und Trinchen sang mit ganz feiner Stimme:

„Schlaft mir allzusammen ein,
Meine sieben Kinderlein
In euren weichen Betten.
Schlummert süß und schlafet aus,
Steckt mir keins die Beinchen 'raus
Unter eurer Decke!“

Aber das eine Blatt begann sich zu bewegen, und eine von den Schnecken steckte unter demselben ihren Kopf mit den feinen Hörnern hervor. Da tippte die Kleine sie mit dem Finger auf den Kopf und sagte: „Warte, Gustel, du bist immer die Unartigste! Heute früh hast du dich schon nicht wollen kämmen lassen. Willst du gleich wieder ins Bett!“ Und sie sang noch einmal:

„Schlummert süß und schlafet aus,
Steckt mir keins die Beinchen 'raus
Unter eurer Decke!

Seid ihr dann geschlafen ein,
Fliegt ein Engel ins Zimmer rein,
Besieht sich alle sieben:

Deine Kinder sind alle weiß und rot,
Ein' schönen Gruß vom lieben Gott,
Ob sie auch fromm geblieben?

Meine sieben Kinder sind alle fromm,
Sie woll'n gern in den Himmel komm'n,
Schön Dank für Milch und Wecken.
Bring' wieder einen Gruß nach Haus:
Es stecke auch keins die Beinchen 'raus
Mehr unter seiner Decke."

Als sie ausgesungen hatte, waren die sieben Schnecken wirklich alle eingeschlafen, wenigstens lagen sie ganz still, und da Hänschen immer noch nicht zurückkehrte, lief die Kleine noch einmal im Kirchhof umher und suchte neue Schnecken. Sie sammelte eine große Zahl in ihrer Schürze und kehrte mit ihnen zum Grabe zurück. Da saß Hänschen und wartete.

„Vater," rief sie ihm entgegen, „ich habe noch hundert Kinder gekriegt!"

„Höre, Frau," erwiderte der Kleine, „hundert Kinder sind sehr viel. Wir haben bloß einen Puppenteller und zwei Puppengabeln. Womit sollen die Kinder essen? Hundert Kinder hat auch gar keine Mutter. Es giebt auch nicht hundert Namen. Wie sollen wir unsre Kinder taufen? Trag sie wieder fort!"

„Nein, Hänschen," sagte das kleine Mädchen, „hundert Kinder sind sehr hübsch. Ich brauche sie alle." —

Indem kam die junge Frau des Totengräbers mit zwei großen Butterbroten, denn die Vesperstunde hatte geschlagen. Sie küßte die beiden Kinder, hob sie auf, setzte sie auf das Grab und sagte: „Nehmt eure neuen Schürzen hübsch in acht." — Da saßen sie nun stumm wie die Spatzen und aßen. —

Aber der alte Hagestolz in seinem einsamen Grabe hatte alles vernommen; denn die Toten hören alles sehr

genau, was man an ihrem Grabe spricht. Er dachte an die Zeit, wo er noch ein kleiner Knabe gewesen war. Da hatte er auch ein kleines Mädchen gekannt, und sie hatten zusammen gespielt, hatten Häuser gebaut und waren Mann und Frau gewesen. Und dann dachte er an die spätere Zeit, wo er das kleine Mädchen noch einmal gesehen hatte, wie es schon erwachsen war. Nachher hatte er nie wieder etwas von ihr gehört, denn er war seine eigenen Wege gegangen, und die mußten wohl nicht sehr schön gewesen sein, denn je mehr er daran dachte, und je mehr oben auf seinem Grabe die Kinder schwatzten, um so trauriger wurde er. Er fing an zu weinen und weinte immer mehr. Und als die Totengräberfrau die Kinder auf sein Grab setzte, und sie ihm nun gerade auf der Brust saßen, weinte er noch viel mehr. Er versuchte seine Arme auszustrecken, denn es war ihm so, als müsse er die Kinder an sein Herz drücken. Aber es ging nicht; denn auf ihm lagen sechs Fuß Erde, und sechs Fuß Erde wiegen schwer, sehr schwer. Da weinte er noch mehr; und er weinte immer noch, als die Totengräberfrau längst die Kinder geholt und zu Bett gebracht hatte.

Als aber der Totengräber am nächsten Morgen durch den Kirchhof ging, da war aus dem alten verlassenen Grabe eine Quelle entsprungen. Das waren die Thränen, die der alte Hagestolz geweint hatte. Sie rieselte hell aus dem Grabhügel hervor und kam gerade aus dem Loche, wo die beiden Kinder ihr kleines Häuschen hineingegraben hatten. Da freute sich der Totengräber, denn nun brauchte er das Wasser zum Begießen der Blumen nicht mehr aus dem Dorfe den steilen Weg hinaufzutragen. Er machte für die Quelle eine ordentliche Leitung und faßte sie mit großen Steinen ein. Von jetzt an begoß er mit dem Wasser der neuen Quelle alle Gräber auf dem Kirchhofe,

und die Blumen auf ihnen blühten nun schöner wie je zuvor. Nur das Grab, worin der alte Hagestolz lag, begoß er nicht, denn es war ja ein altes, verlassenes Grab, nach dem niemand fragte. Trotzdem wuchsen aber auf ihm die wilden Bergblumen üppiger wie an jedem anderen Orte, und die beiden Kinder saßen oft an der Quelle, bauten Mühlen und ließen Papierkähnchen auf ihr schwimmen.

10.

Sepp auf der Freite.

„Es ist heute Kirchweih'," sagte die alte Bauerfrau, die seit fünf Jahren gichtbrüchig im Bette lag, indem sie sich mühsam aufrichtete und mit ihren zitternden Händen ein großes Tuch um den Kopf band, welches sie so oft wieder abnahm und umband, bis vorn mitten auf der Stirn eine große Schleife stand, wie vier Windmühlenflügel — „es ist heute Kirchweih', Sepp, und du wirst heute Abend wieder allein zu Tanze gehen, wie voriges Jahr und wie vorvoriges und wie immer. Hast du mir nicht bestimmt versprochen, dir in diesem Jahre eine Frau zu nehmen? Aber es wird wohl nichts werden solange ich lebe, und nachher auch nichts. Wenn das dein Vater hätte erleben müssen! Willst du ein alter Hagestolz werden? Weißt du nicht, was die Mädchen singen?:

„Klipper, klapper Hagestolz,
Geh' in' Wald und such' dir Holz,
Dürres Holz im grünen Wald,
Denn es wird im Winter kalt —
Jetzt ist's noch gelinder.
Ob's auch brennt und ob's nicht rußt,
— Daß du nicht so frieren mußt —
Frag' die Bettelkinder!"

Da antwortete der Sohn kleinlaut, daß die Mädchen im Dorf ihm alle gleich gut gefielen, und daß er nicht

wisse, welches er wählen solle. „So geh ins Dorf," sagte die Mutter, „achte genau darauf, was die Mädchen, von denen du glaubst, daß sie für dich passen, machen, und dann komm zurück und sag mir's."

Und der Sepp ging. —

„Nun," rief die Mutter, als er wieder zurückkehrte, „wie war's? Wo bist du gewesen?"

„Zuerst bei der Ursel; kam eben aus der Kirche; hatte ein schönes Kleid an und neue Ohrringe."

Da seufzte die Mutter und sagte: „Geht sie oft in die Kirche, wird sie den lieben Gott bald vergessen lernen. Der Müller hört die Mühle auch nicht klappern. Nichts für dich, mein Jung'. Wohin bist du nachher gegangen?"

„Zur Käth', Mutter."

„Was that sie?"

„Stand in der Küche und rückte an allen Töpfen und Tellern."

„Wie sahen die Töpfe aus?"

„Schwarz."

„Und die Finger?"

„Weiß."

„Schlicker, Schlecker," sagte darauf die Mutter:

„Schlicker, Schlecker!
Naschig und lecker!
Backt sich Kuchen und süßen Brei,
Vergißt die Kinder und's Vieh dabei.

Laß sie laufen, Sepp!"

„Darauf bin ich zur Bärbel gegangen. Saß im Garten und machte drei Kränze. Einen von Veilchen, einen von Rosen, einen von Nelken. Fragte mich, welchen sie heute zur Kirchweih' aufsetzen sollte."

Da schwieg die Mutter eine Weile und sagte dann:

„Ein silbernes Herrchen
Und ein goldenes Närrchen,
Giebt 'ne kupferne Eh'
Und viel eisernes Weh!

Weiter, mein Jung'!“

„Zu viert bin ich zur Gret' gekommen. Stand vor der Hausthüre an der Straße und gab den armen Leuten Butterbrote.“

Da schüttelte die Mutter den Kopf und sagte: „Thut sie heut' etwas, was alle Leute sehen sollen, thut sie ein anderes Mal wohl etwas, was keiner sehen soll. Steht sie am Tag vor der Hausthür, hat sie wohl am Abend auch schon dahinter gestanden. Wenn der Herr mittags aufs Feld kommt, während die Leute essen, springen nur die faulen Knechte auf, um zu mähen; die fleißigen bleiben sitzen. Bleib' lieber ledig, Sepp, eh du die nimmst! — Bist du nicht weiter gekommen?“

„Zuletzt bin ich noch zur Anne gegangen.“

„Was that sie?“

„Gar nichts, Mutter!“

„Sie wird doch irgend etwas gethan haben?“ fragte die alte Bauerfrau noch einmal. „Nichts ist sehr wenig, Sepp!“

„Behüt' Gott,“ antwortete der Sohn, „sie machte gar nichts; könnt euch drauf verlassen!“

„Dann nimm die Anne, mein Jung'! Das giebt die besten Weiber, die gar nichts thun, was die Burschen erzählen können!“

Und der Sepp nahm die Anne und wurde überglücklich, und sagte später noch oft zu seiner Mutter: „Mutter, Ihr hattet Recht mit Euerem Rat:

Die Ursel und Käth',
Die Bärbel und Gret',
Die wiegen zusamm'
Nicht halb meine Ann'!

Jetzt könnt' ich Euch schon viel von ihr erzählen — aber ich thu's nicht."

11.

Heino im Sumpf.

„Unser Sohn ist ein großer Jäger," sagte der alte König. „Er reitet alle Tage mit der Armbrust in den Wald. Aber er bringt nie ein Wild zurück, soviel er auch erlegt; denn er schenkt alles, was er schießt, den armen Leuten. Es ist ein sehr guter Mensch!"

So sagte der alte König zur Königin. Doch die Rehe im Walde dachten etwas ganz anderes. Sie hatten gar keine Furcht vor Heino; denn sie kannten ihn schon lange und wußten, daß er ihnen nichts zuleide that. Er ritt ja immer nur durch den Wald hindurch bis an das Waldende; und am Waldende stand ein kleines Häuschen, fast ganz zugedeckt von Bäumen und Gesträuch, und Fenster und Hausthüre fast ganz zugewachsen von Epheu und Geißblatt. Vor der Thür aber stand Blauäuglein, und wenn sie den Königssohn kommen sah, leuchteten ihre großen blauen Augen vor Freude wie zwei Sterne und beschienen ihr ganzes Gesicht. —

Doch Heino brachte immer und immer kein Wild zu Hause und wollte stets allein reiten; und wenn sein Vater mit ihm ritt, traf er nichts. Da merkte der alte König wohl, daß es etwas Besonderes mit dem Jagen sein müsse. Er ließ einen Diener heimlich Heino nachschleichen und der erzählte ihm alles. Da fuhr es ihm in die Krone und er

ward sehr zornig; denn Heino war sein einziger Sohn und er gedachte ihn an die Tochter eines mächtigen Königs zu vermählen. Er rief daher zwei Jägerknechte, zeigte ihnen einen Klumpen Goldes, so groß wie ein Kopf, und versprach ihnen denselben zu schenken, wenn sie Blauäuglein umbringen würden.

Aber Blauäuglein hatte eine schneeweiße Taube, die saß jeden Tag auf dem höchsten Baume im Walde und sah nach dem Schloß. Wenn Heino zu Pferde stieg, um zu Blauäuglein zu reiten, flog sie schnell voran, schlug mit den Flügeln gegen das Fenster und rief:

„Es rascheln die Zweiglein,
Es kommt was geschritten,
Herzliebstes Blauäuglein,
Es kommt was geritten!"

Dann stellte sich Blauäuglein vor die Hausthüre und wartete, bis Heino kam.

Als nun die weiße Taube die beiden Jägerknechte gegen Abend nach dem Walde schleichen sah, ahnte ihr nichts Gutes. Sie flog eilends zum Schloß an Heinos Fenster, schlug gegen die Scheiben, bis er kam und ihr aufmachte und sagte ihm alles, was sie gesehen hatte. Da stürzte er atemlos in den Wald, und als er bei dem kleinen Häuschen anlangte, hatten schon die Jägerknechte Blauäuglein gebunden und ratschlagten, wie sie es töten sollten. Da schlug er ihnen beiden die Häupter ab, trug sie nach Haus und setzte sie seinem Vater vor die Kammer auf die Schwelle.

Der alte König aber konnte die ganze Nacht nicht schlafen, sondern hörte fortwährend ein leises Wimmern und Stöhnen vor seiner Thür. Als der Morgen graute, stand er auf und sah nach, was es wäre. Da standen die beiden Köpfe der Jägerknechte auf der Schwelle, und

zwischen beiden lag ein Brief von Heino, in dem stand geschrieben, daß er nichts mehr weder von Vater, noch von Mutter wissen wolle, und daß er sich jedwede Nacht vor Blauäugleins Haus auf die Schwelle legen würde mit dem nackten Schwert auf dem Schoß. Wer da käme ihr ein Leid zu thun, dem schlüge er das Haupt ab, wie er es den beiden Jägerknechten gethan, und wenn's der König selbst wäre.

Als der alte König dies gelesen, ward er sehr betreten. Er ging zur Königin und erzählte ihr alles. Diese aber schalt ihn aus, daß er Blauäuglein habe wollen umbringen lassen, und sagte: „Du hast alles verdorben. Wer wird nur immer gleich alles tot machen wollen! Ihr Männer seid doch gar zu schlimm, einer wie der andere! Stets heißt es: biegen oder brechen. Da sind von dir heute sechs Hemden aus der Wäsche gekommen, da fehlen wieder an allen sechsen die Hemdenkragenbänder. Wo sind sie hin? Abgerissen hast du sie wieder, weil du sie verknotet hast, anstatt sie mit Geduld aufzuknüpfen. Und Heino ist gerade so wie du. Nun soll ich's wieder gut machen!"

„Schon gut, schon gut," erwiderte der König, der wohl fühlte, daß die Königin recht hatte, „sei nur ruhig und höre auf zu schelten; davon wird's auch nicht besser."

Und die Königin warf sich die Nacht über unaufhörlich im Bette hin und her und überlegte sich, was sie thun wolle. Sobald es hell war, ging sie auf den Anger und grub ein Kraut heraus, das war giftig und hatte schwarze Beeren. Darauf ging sie in den Wald und pflanzte es gerade an den Weg.

Als sie zurückkam, fragte sie der König, was sie gemacht habe? Da antwortete sie: „Ich habe ihm ein Kraut in den Weg gepflanzt, darauf wächst eine rote Blume; wer sie bricht, muß sein Liebstes vergessen."

Am nächsten Morgen, als Heino durch den Wald ging, stand das Kraut am Wege und hatte eine schöne rote Blume getrieben, die funkelte in der Sonne und duftete so stark, daß ihm fast die Sinne vergingen. Aber obschon es über Nacht stark getaut hatte, so waren doch das Kraut sowohl, als die Blume ganz trocken. Da sagte er:

„Was ist das für ein Kraut,
Ein Kraut, worauf's nicht taut?"

Da antwortete die Blume:

„Ein Kraut, das niemand find't,
Als nur ein Königskind!"

Darauf fragte er wieder:

„Und wenn ich dich nun bräch',
Du Blum' an meinem Weg?"

und die Blume erwiderte:

„So blüht' ich noch viel schöner,
Du stolzer Königssohn!"

Da konnte er sich nicht halten und pflückte die Blume; und als er das gethan, hatte er sein Liebstes vergessen und ging zu seinen Eltern ins Schloß.

Als ihn seine Mutter kommen sah, hatte er die rote Blume am Wams stecken. Da wußte sie, daß alles gelungen sei, und rief den König. Der ging seinem Sohne entgegen, brachte ihm einen goldenen Helm und eine goldene Rüstung und sprach: „Ich bin alt und schwach: geh in die Welt und sieh zu, wie's draußen aussieht. Wenn du nach zwei Jahren zurückkehrst, will ich dir das Königreich geben." Darauf wählte sich Heino dreißig Knappen aus, zog mit ihnen von einem Königreich in das andere und besah sich die Herrlichkeit der Welt. —

Als aber Heino nicht wiederkam, merkte Blauäuglein wohl, daß er sie verlassen habe. Jeden Morgen schickte sie die weiße Taube aus, die mußte so lange in der Welt herumfliegen, bis sie Heino gefunden. Und jeden Abend kam die weiße Taube wieder und sagte Blauäuglein, wo Heino wäre und wie es ihm ging:

„Was macht mein lieber Held,
Mein junges Königsblut?“

und die Taube antwortete:

„Er fährt in alle Welt,
Und hat gar stolzen Mut!“

„Hat er noch mein vergessen,
Und denkt er nimmer mein?“

„Er hat dein noch vergessen,
Beim Trinken und beim Essen,
Bei Regen und Sonnenschein!“ —

Zwei Jahre waren schon vergangen, da kam die weiße Taube eines Abends auch wieder zurück und hatte einen Blutfleck am Flügel.

Da fragte Blauäuglein:

„Was macht mein lieber Held,
Mein junges Königsblut?“

Da sah sie den Blutfleck am Flügel und wurde sehr traurig. „Ist er tot?“ fragte sie.

„Wollte Gott, wollte Gott,
Daß er wär' tot!“

gurrte die Taube,

„Im Irrwischsumpf, da ist er ertrunken,
Im Irrwischsumpf, da ist er versunken.

Wo das Schilfgras wächst,
Da liegt er verhext,
Daß Gott erbarm',
In der Irrwischkönigin weißem Arm!"

Da hieß Blauäuglein die weiße Taube sich auf ihre Schulter setzen, damit sie ihr den Weg wiese, und machte sich auf, Heino zu suchen.

Nachdem sie drei Tage gewandert war, kam sie an den Irrwischsumpf, wo Heino verzaubert lag. Sie setzte sich still an den Weg und wartete, bis es Abend wurde. Als es dunkel ward, bezog sich der Himmel und die Wolken jagten. Prasselnd schlug der Regen in das Erlengebüsch; und nicht lange, so sah sie fern im Sumpf die ersten blauen Flämmchen aufsteigen. Da schürzte sie sich ihre Röcke, stieg beherzt hinab in das Schilfgras und wanderte vorwärts, unverrückt nach den Irrlichtern schauend. Es war ein beschwerlicher Weg; denn sie sank bald bis über die Knöchel ein, der Wind peitschte ihr das Haar um die Schultern, daß sie stehen bleiben mußte, um es in einen großen Knoten im Nacken zusammenzuschürzen, und der Regen lief ihr über die Wangen. Aber der Sumpf wurde immer tiefer, und die blauen Flämmchen, welche in immer größerer Zahl an allen Orten hervorstiegen, schienen sie äffen zu wollen. Denn wenn es eine Zeit lang den Anschein gehabt, als wenn sie still ständen oder gar ihr entgegenkämen, so daß sie schon hoffte, sie bald zu erreichen, so schwebten sie doch bald wieder bis zur Mitte des Sumpfes zurück, oder verlöschten plötzlich, um an einer entfernteren Stelle wieder aufzusteigen. Sie sank jetzt schon bis fast an die Kniee ein und konnte nicht mehr wie zwei oder drei Schritte hintereinander thun, ohne sich auszuruhen. Da hörte das Unwetter auf, die schmale Mondsichel trat zwischen den Wolken heraus, und

vor ihr inmitten einer großen dunklen Lache erhob sich das verzauberte Schloß der Irrwischkönigin.

Weiße Stufen führten aus dem totstillen Wasser in eine große, offenstehende Halle, welche von vielen Säulen von blauem und grünem Krystall mit goldenen Knäufen getragen wurde, und in buntem Gewirr tanzten in dieser Halle eine unzählbare Menge von Irrlichtern um ein besonders hell flackerndes, hoch aus ihrer Mitte hervorschwebendes Flämmchen herum. Da lösten sich plötzlich aus dem Gewühl eine Anzahl Irrlichter ab und bildeten zwei Kreise, die wirbelnd aus der Halle hervorstürzten. Und während der eine von ihnen dicht vor den Stufen des Schlosses stehen blieb, näherte sich der andere rasch, und bald erkannte Blauäuglein zwölf blasse, aber wunderschöne Jungfrauen, welche auf der Stirn goldene Diademe trugen, an denen sich vorn kleine goldene Schalen erhoben, worin die blauen Flämmchen brannten. In wildem Tanze schwebten sie an Blauäuglein heran und umringten sie; und während aus dem Schlosse eine zauberische Musik erklang, sangen sie:

„In den Rei'n,
In den Rei'n,
Holde Schwester, Blauäuglein, herein!

„In dem Schloß,
In dem Schloß,
Da winkt dir ein süßer Genoß!

„Sieh, wie's blinkt!
Wie er winkt,
Wie er grüßt, wie er grüßend dir winkt!
Vergiß, was du liebtest auf Erden,
Der Unseren eine zu werden!"

Aber Blauäuglein sah die Geister mit ihren großen klaren Augen ruhig und unverwandt an und sagte: „Ihr

habt keine Macht über mich! Ob ich wieder lebendig aus dem Sumpfe komme, weiß Gott im Himmel allein; wenn ich aber auch sterben muß, so werdet ihr mich doch nicht in euere Gewalt bekommen!“

Da flohen die Jungfrauen nach allen Richtungen tief in den Sumpf zurück. Statt ihrer aber schwebte der zweite Kreis Irrlichter heran, der bis dahin vor den Stufen des Schlosses hin und her getanzt hatte. Das waren zwölf wunderschöne, aber totenblasse Knaben, ebenfalls mit blauen Flämmchen über den Stirnen. Sie bildeten einen Kreis um Blauäuglein und tanzten langsam um sie her, indem sie abwechselnd ihre weißen Arme hoch über ihre Häupter erhoben und rückwärts nach dem Schlosse zeigten. Und besonders einer von ihnen näherte sich immer wieder Blauäuglein, als wenn er sie umfassen wollte; und wie sie ihn genauer ansah, so war es Heino.

Da zuckte es ihr durchs Herz, als wenn sie ein eiskaltes Schwert durchführe, und sie schrie laut: „Heino, Gott steh dir bei in deiner großen Not!“

Kaum hatte sie dies ausgerufen, so fuhr ein heftiger Windstoß über den Sumpf und die Lichter der Irrwische verloschen. Die stille Fläche der Lache kräuselte sich und schwarze Wellen schlugen an den weißen Stufen des Schlosses empor. Dann sank das Schloß lautlos in die Tiefe und an seiner Stelle standen vier Pfähle von faulem Holz, die Überreste einer alten, heidnischen Fischerhütte. Vor Blauäuglein aber, im tiefen Sumpf bis an den Gürtel eingesunken, stand Heino, leibhaftig, wie er gewesen war, aber blaß und traurig. Die Haare hingen ihm wirr auf die Stirn, und Helm und Harnisch waren verrostet.

„Bist du es, Blauäuglein?“ fragte er wehmütig.

„Ja, Heino, ich bin's.“

„Laß mich,“ erwiderte er, „ich bin ein verlorener Mann!“

Doch sie gab ihm die Hand und sprach ihm Mut ein; und er versuchte einige Schritte vorwärts zu kommen. Dann blieb er stehen und sagte:

„Blauäuglein, ich versinke;
Blauäuglein, ich ertrinke!“

Doch sie hielt ihn nur fester und entgegnete:

„Nein, Heino, du versinkst nicht;
Nein, Heino, du ertrinkst nicht!
Halt' dich an mir nur fest,
So wirst du doch erlöst!“

So half sie ihm Schritt vor Schritt vorwärts, und immer wieder blieb er stehen und sprach:

„Blauäuglein, ich versinke;
Blauäuglein, ich ertrinke!“

Und immer wieder tröstete sie ihn und sagte:

„Nein, Heino, du versinkst nicht;
Nein, Heino, du ertrinkst nicht!
Halt' dich an mir nur fest,
So wirst du doch erlöst!“

Mit unsäglicher Mühe waren sie endlich so weit gekommen, daß sie von fern schon das Ende des Sumpfes und die Straße sahen. Da blieb Heino ganz stehen und rief: „Ich kann nicht weiter, Blauäuglein! Geh du allein zurück und grüß mein Mütterchen. Du kommst wohl heraus, denn du sinkst ja nicht so tief ein; mir aber geht's fast bis ans Herz.“ Dabei wandte er sich um und blickte nach der Stätte zurück, wo das Schloß versunken war.

„Sieh dich nicht um!“ rief Blauäuglein ängstlich. Aber sie hatte kaum Zeit gehabt, dies auszurufen, als auch schon von der Mitte des Sumpfes her ein einzelnes blaues Flämmchen auf beide zugeschwebt kam. Es näherte

sich rasch, und die Königin der Irrwische stand vor ihnen. Sie hatte einen Kranz von weißen Wasserrosen auf dem Haupte, und ihr Diadem war eine goldene Schlange, welche sich leise durch ihr Haar und um ihre Stirn bewegte. Mit ihren glühenden Augen schaute sie Heino an, als wollte sie ihm bis ins Herz sehen. Dann legte sie ihm die Hand auf die Schulter und bat flehend: „Komm zurück, Heino!“ Und er stand und sah sie an und schwankte unstät.

Da riß Blauäuglein ihm das Schwert von der Seite und schwang es gegen die Irrwischkönigin. Doch die Irrwischkönigin lächelte und sprach: „Thörichtes Kind, was willst du mir thun? Ich bin nicht von Fleisch und Blut.“ Und sie faßte Heino und zog ihn mit Gewalt an sich, daß ihre schwarzen Locken über sein Gesicht fielen. Da rief Blauäuglein in ihrer Herzensangst: „Und bist du nicht von Fleisch und Blut, du entsetzliches Weib, so ist es doch dieser hier, den ich aus deinen Händen erretten will!“ Und sie zückte das Schwert noch einmal mit aller Kraft, und wie die Irrwischkönigin noch einen Versuch machte, Heino, dessen rechte Hand sie erfaßt hatte, mit sich fort zu reißen, rief sie: „Heino, es thut nicht weh!“ und schlug ihm mit einem Schlage den Arm dicht am Handgelenke ab.

Da verlosch auch die Flamme auf dem Haupte der Königin und sie selbst zerrann wie ein Nebelbild; die weiße Taube aber, die bisher auf der Schulter von Blauäuglein gesessen, flog auf die Schulter Heinos.

„Nun bist du erlöst, Heino!“ rief Blauäuglein, als sie dies sah. „Komm, es ist nicht mehr weit zur Straße; nimm deine letzten Kräfte zusammen. Sieh, du sinkst gar nicht mehr tief ein.“

Und sie gingen weiter, aber immer noch blieb Heino oft stehen und sprach:

„Blauäuglein, mein Arm brennt sehr!“

Doch sie erwiderte:

„Heino, mich schmerzt's noch mehr!"

Aber das letzte Stück mußte sie ihn fast tragen, und als er den letzten Schritt aus dem Sumpfe gethan, sank er totmüde auf die Straße nieder und schlief ein. Da nahm sie ihren Schleier und verband ihm den Arm, so daß er aufhörte zu bluten. — Als sie sah, daß er still und ruhig schlief, zog sie sich den Ring, den er ihr geschenkt, vom Finger, steckte ihm denselben an die Hand und machte sich auf den Heimweg.

Sobald sie angekommen war, ging sie zum alten König und sagte zu ihm, indem sie ihn freudig mit ihren großen blauen Augen anblickte: „Ich habe eueren Sohn erlöst; er wird bald zu euch zurückkehren. Behüt' euch Gott, mich seht ihr nimmer wieder."

Da zog sie der alte König an sein Herz und sprach: „Blauäuglein, meine Tochter, du kannst eine Krone tragen so stolz wie ein Königskind! Wenn du ihm verzeihen willst und einen Einarmigen zum Mann nehmen, so sollst du seine Königin sein dein Lebelang."

Als er dies gesagt, öffnete er die Thüre und herein trat Heino und schloß Blauäuglein in seine Arme. Da war große Freude im ganzen Land, und alle Leute wollten das schöne fromme Mädchen sehen, welches den Königssohn errettet hatte.

Als sie jedoch vor dem Altare standen und die Ringe wechseln sollten, vergaß Heino, daß ihm die rechte Hand fehlte, und er streckte dem Priester den Stumpf hin. Da geschah ein Wunder; denn als der Priester den Stumpf berührte, wuchs aus ihm eine neue Hand hervor, wie eine weiße Blume aus einem braunen Ast. Aber um das Handgelenk lief ein feiner roter Streif, schmal wie ein Faden, herum. Den behielt er sein ganzes Leben.

12.

Pechvogel und Glückskind.

In einer kleinen Stadt, nicht weit von dem Orte, wo ich wohne, lebte einmal ein junger Mann, dem alles zum Unglück ausschlug, was er anfing. Sein Vater hatte Pechvogel geheißen, und so hieß er denn auch Pechvogel. Beide Eltern waren ihm früh gestorben, und die lange, dürre Tante, die ihn damals zu sich genommen hatte, prügelte ihn jedesmal, wenn sie aus der Messe kam. Da sie nun aber jeden Tag in die Messe ging, so prügelte sie ihn eben auch alle Tage. Er hatte aber auch wirklich sehr viel Unglück. Denn wenn er ein Glas trug, fiel es ihm gewöhnlich hin; und wenn er dann weinend die Scherben auflas, schnitt er sich stets in die Finger.

So ging es in allen Dingen. Zwar die lange Tante starb eines Tages, und er pflanzte um ihr Grab soviel Büsche und Bäume, als wenn er auf ihnen noch einmal alle die Stöcke ziehen wolle, die sie auf seinem Rücken zerschlagen hatte; aber sein Unstern schien mit jedem Jahre nur mehr und mehr zuzunehmen. Da bemächtigte sich seiner eine große Traurigkeit, und er beschloß in die weite Welt zu gehen. „Schlechter kann's nimmer werden," dachte er; „vielleicht wird's besser." Er steckte daher seine ganze Barschaft in die Tasche und wanderte zum Thor hinaus.

Vor dem Thor, auf der steinernen Brücke blieb er noch einmal stehen und lehnte sich über das Geländer. Er sah in die Wellen hinab, die reißend an den Pfeilern vorbeischäumten, und es wurde ihm gar wehmütig ums Herz. Es war ihm fast, als wenn es ein Unrecht wäre, die Stadt, in der er solange gelebt, zu verlassen. Und vielleicht hätte er noch lange so gestanden, wenn ihm nicht plötzlich der Wind den Hut vom Kopfe geweht und in den Fluß geworfen hätte. Da erwachte er aus seinen Träumen, aber der Hut war schon unter der Brücke fortgeschwommen und tanzte auf der anderen Seite mitten im Strom; und jedesmal, wenn ihn eine Welle hochhob, schien er höhnisch zurückzurufen: „Adieu, Pechvogel! Ich reise; bleibe du zu Hause, wenn du Lust hast."

So machte sich denn Pechvogel ohne Hut auf den Weg. Lustige Gesellen zogen oft genug singend und jubilierend an ihm vorüber und luden ihn ein, in Gemeinschaft mit ihnen die Wanderschaft fortzusetzen. Doch er schüttelte jedesmal traurig den Kopf und sagte: „Ich passe nicht zu euch und würde euch nicht viel Glück bringen! Außerdem heiße ich Pechvogel." Sobald sie diesen Namen hörten, wurden die lustigen Burschen ernsthaft und verlegen und machten sich eiligst aus dem Staube. Erreichte er abends müde ein Wirtshaus und saß er an einer einsamen Ecke des Schenktisches, den Kopf auf die Hand gestützt und vor sich den zinnernen Krug mit Wein, der nimmer leer werden wollte, so trat wohl zuweilen das Wirtstöchterlein leise zu ihm heran, tippte ihn auf die Schulter, daß er sich erschrocken umdrehte, und fragte, warum er so traurig sei. Wenn er aber dann seine Geschichte erzählte und gar seinen Namen nannte, schüttelte sie den Kopf, ging zu ihrem Spinnrad zurück und ließ ihn allein sitzen und seinen Gedanken nachhängen. —

Nachdem Pechvogel mehrere Wochen lang gewandert war, ohne recht eigentlich zu wissen wohin, kam er eines Tages an einen wundervollen, großen Garten, der von einem hohen, vergoldeten Geländer umgeben war. Durch das Geländer hindurch sah man uralte Bäume und niedriges Buschwerk abwechselnd mit großen Rasenplätzen. Dazwischen schlängelte sich ein Bach, über den eine Menge kleiner Brücken führten. Zahme Hirsche und Rehe spazierten auf den gelben Sandwegen umher, kamen bis ans Gitter, steckten ihre Köpfe heraus, und fraßen ihm das Brot aus der Hand. In der Mitte des Gartens aber sah man aus den Bäumen ein stattliches Schloß hervorragen. Die silbernen Dächer blitzten in der Sonne, und von den Türmen wehten bunte Fahnen und Banner. Er ging das Geländer entlang; endlich fand er einen großen, offen stehenden Thorweg, von dem eine lange schattige Allee gerade auf das Schloß führte. Im Garten selbst war alles still; kein Mensch ließ sich sehen oder hören. Am Thor hing eine Tafel. „Aha!“ dachte er, „wie gewöhnlich! wenn man an einem recht schönen Garten vorbeikommt, wo die Thore einladend offen stehen, dann hängt immer eine Tafel daneben, worauf steht, daß der Eintritt verboten ist.“ Zu seiner großen Überraschung sah er jedoch, daß er sich diesmal täuschte; denn auf der Tafel stand weiter nichts als: „Hier darf nicht geweint werden!“ „So, so,“ sagte er, „eine närrische Inschrift,“ zog das Taschentuch heraus und rieb sich ein wenig die Augen; denn er war nicht ganz sicher, ob nicht in einer Ecke irgendwo doch eine halbe Thräne sitzen geblieben sei. Darauf trat er in den Garten ein. Der große breite Weg, der schnurstracks aufs Schloß zulief, machte ihn beklommen. Er schlug lieber einen Seitengang mitten zwischen hohen Jasmin- und Rosenhecken ein. Den verfolgte er und gelangte in einen kleinen Wald, aus

dem ein Weg mit vielen Windungen zu einem Hügel hinaufführte. Als er jetzt abermals um eine Ecke bog, lag die Spitze des Hügels vor ihm, und auf dem Hügel im Grase saß ein wunderschönes Mädchen.

Sie hatte eine goldene Krone auf dem Schoß, auf die sie fortwährend hauchte. Dann nahm sie ihre seidene Schürze, rieb die Krone mit ihr, und als sie sah, daß sie wieder ganz blank wurde, klatschte sie vor Freude in die Hände, strich sich ihre langen Haare hinter die Ohren und setzte sich die Krone wieder auf.

Den armen Pechvogel überfiel bei ihrem Anblicke eine sonderbare Angst. Sein Herz klopfte so laut, als wenn es zerspringen wollte. Er trat hinter einen Busch und duckte sich nieder. Aber es war eine Berberitze, und ein Zweig legte sich ihm gerade quer übers Gesicht. Und wie der Wind den Busch leise hin und her bewegte, kitzelte ihm ein Dorn fortwährend an der Nasenspitze herum, so daß er laut niesen mußte. Erschrocken drehte sich das Mädchen mit der Krone um und sah Pechvogel hinter dem Busche kauern.

„Warum versteckst du dich?“ rief sie. „Willst du mir etwas Böses thun, oder fürchtest du dich vor mir?“

Da trat Pechvogel zitternd wie Espenlaub hinter dem Busche hervor.

„Du thust mir nichts!“ sagte sie lachend. „Komm her, setze dich ein wenig zu mir; meine Gespielinnen sind alle fortgelaufen und haben mich allein gelassen. Du kannst mir etwas recht Hübsches erzählen, aber was zum Lachen! Hörst du? — Aber du siehst ja so traurig aus! Was fehlt dir denn? Wenn du kein so finsteres Gesicht machtest, wärst du wirklich ein ganz hübscher Mensch!“

„Wenn du es haben willst,“ antwortete Pechvogel, „will ich mich wohl einen Augenblick zu dir setzen. Aber

wer bist du denn? Ich habe ja mein Lebtag noch nie etwas so Schönes und Herrliches gesehen wie dich!"

„Ich bin die Prinzessin Glückskind, und dies ist meines Vaters Garten."

„Was machst du denn hier so allein?"

„Ich füttere meine Rehe und Hirsche und putze meine Krone."

„Und nachher?"

„Dann füttere ich meine Goldfische!"

„Und wenn du damit fertig bist?"

„Dann kommen meine Gespielinnen wieder und dann lachen wir und singen und tanzen!"

„Ach, was du für ein glückseliges Leben führst! Und das geht so alle Tage?"

„Ja, alle Tage! Nun sage aber auch einmal, wer du bist und wie du heißt?"

„Ach, allerschönste Prinzessin, verlangt nur das nicht von mir! Ich bin der allerunglücklichste Mensch unter der Sonne und habe den allerhäßlichsten Namen."

„Pfui!" sagte sie, „ein häßlicher Name ist sehr häßlich! In meines Vaters Ländern giebt es einen der heißt Entengrütze, und einen anderen, der heißt Fettfleck; du wirst doch nicht etwa so heißen?"

„Nein," antwortete er, „Entengrütze heiße ich nicht, auch nicht Fettfleck. Mein Name ist noch viel häßlicher. Ich heiße Pechvogel."

„Pechvogel? Das ist ja zum Totlachen! Kannst du denn keinen anderen Namen kriegen? Höre, ich will mir einmal einen recht hübschen Namen für dich ausdenken, und dann will ich meinen Vater bitten, daß er dir erlaubt, ihn zu tragen. Mein Vater kann alles, was er will; denn er ist König. Aber nur unter der Bedingung thu ich es, daß du ein ganz vergnügtes Gesicht machst. Nimm doch

die Hand vom Gesicht; du mußt dir nicht immer so an der Nase herumzupfen! Du hast eine ganz hübsche Nase und wirst sie dir noch ganz und gar verderben. Streich' dir einmal die Haare aus der Stirn! So! Nun siehst du doch einigermaßen vernünftig aus. — Sage einmal, warum bist du eigentlich so traurig? Denn ich bin immer vergnügt, und jeder, mit dem ich rede, freut sich. Nur dir sieht man's gar nicht an!"

„Warum ich so traurig bin? Weil ich mein ganzes Leben traurig war und stets Unglück habe. Und du bist immer lustig? Wie fängst du das an?"

„Mich hat eine Fee über die heilige Taufe gehalten, der hatte mein Vater früher einmal einen großen Dienst erwiesen. Sie nahm mich auf den Arm, küßte mich auf die Stirn und sagte zu mir: Du sollst immerdar fröhlich sein und alle Welt fröhlich machen. Wenn dich ein recht trauriger Mensch ansieht, soll er sein Unglück vergessen! Glückskind sollst du heißen! — Dich aber hat wohl keine Fee geküßt?"

„Nein, nein!" antwortete er hastig, „niemals!"

Darauf wurde die Prinzessin sehr still und nachdenklich und sah ihn mit ihren großen blauen Augen so sonderbar an, daß es ihm eiskalt den Rücken hinunterlief. Dann hub sie wieder an:

„Ob es wohl immer eine Fee sein muß? Eine Prinzessin ist auch etwas. Komm her, kniee dich einmal hin; denn du bist mir zu groß."

Darauf trat sie vor ihn, gab ihm einen Kuß und lief lachend fort.

Ehe sich Pechvogel noch recht besinnen konnte, war sie verschwunden. Langsam stand er auf. Es war ihm, als wenn er aus einem Traume erwachte; und doch fühlte er, daß es kein Traum sein könne, denn eine wunderbare

Fröhlichkeit war über sein Herz gekommen. „Wenn ich nur meinen Hut hätte," sagte er, „daß ich ihn in die Luft werfen könnte. Vielleicht finge er an zu trillern und flöge als Lerche davon! Zu Mut ist mir's so. Ich glaube wirklich, ich bin lustig. Das wäre doch zu merkwürdig." — Er pflückte sich noch einen großen Blumenstrauß im Garten und wanderte singend die Landstraße weiter.

Sobald er in die nächste Stadt kam, kaufte er sich ein rotsammtnes Wams mit Atlasschlitzen und ein Barett mit einer langen weißen Feder, besah sich im Spiegel und sagte: „Pechvogel heiße ich? Wir wollen doch sehen, ob ich nicht einen anderen Namen bekomme. Aber den schönsten, den es giebt, sonst nehm' ich ihn nicht." Dann stieg er auf ein Pferd, gab ihm die Sporen, daß es lustig dahin tanzte, und setzte seine Reise fort.

Prinzessin Glückskind aber, nachdem sie dem Pechvogel den Kuß gegeben hatte, lief und lief. Dann ging sie langsamer und langsamer, und zuletzt setzte sie sich auf eine Bank unweit vom Schlosse und fing an bitterlich zu weinen. Als ihre Gespielinnen zurückkehrten und sie fanden, weinte sie immer noch. Sie versuchten sie zu trösten, aber es half nichts. Da liefen sie in ihrer Angst zum König und riefen: „Um Gotteswillen, Herr König! Ein Unglück für das ganze Land! Prinzessin Glückskind sitzt im Garten und weint, und niemand kann ihr helfen." Als dies der König hörte, wurde er vor Schrecken blaß und sprang eilig die Treppe in den Garten hinunter. Da saß die Prinzessin weinend auf der Bank und hatte die Krone auf dem Schoß, und es waren auf sie soviele Thränen gefallen, daß sie in der Sonne blitzte, als wenn sie mit tausend Diamanten besetzt wäre. Der König nahm seine Tochter in den Arm und tröstete sie und redete ihr zu; aber sie weinte immer fort. Er führte sie in das Schloß und ließ ihr aus dem

ganzen Lande alles, was es nur Schönes und Kostbares gab, kommen; doch sie blieb traurig; und so oft er sie auch bat, ihm doch zu sagen, welch' ein schweres Herzeleid ihr widerfahren sei, sie antwortete nicht. Aber der König fragte immer wieder, und zuletzt mußte sie es sagen; und sie erzählte, wie sie im Garten gesessen und wie ein junger Mensch gekommen wäre, der so überaus traurig ausgesehen, und wie sie ihn geküßt hätte, um zu sehen, ob er dadurch nicht vielleicht etwas fröhlicher würde.

Da schlug der König die Hände über dem Kopf zusammen. „Einen fremden, hergelaufenen Menschen; wahrscheinlich einen ganz gewöhnlichen Handwerksburschen! Mit schlechten Kleidern; und noch dazu ohne Hut! Es ist unglaublich!"

„Er dauerte mich so sehr!"

„Ein hübscher Grund für eine Prinzessin, den ersten besten Strolch zu küssen! Und Pechvogel heißt er? Unerhört! Aber den Menschen muß ich haben, und wenn ich ihn habe, wird er geköpft. Das ist die allergeringste Strafe, die ihn treffen kann!"

Darauf befahl der König seinen Reitern, das Land nach allen Richtungen hin zu durchstreifen und auf den armen Pechvogel zu fahnden. „Wenn ihr einen jungen Menschen findet, der aussieht, als hätten ihm die Mäuse das Brot weggefressen, und keinen Hut hat, der ist's! Den bringt ihr sofort hierher!" Und die Reiter stoben auseinander wie Spreu, in die der Wind fährt, und durchzogen das ganze Land. Manche von ihnen kamen auch an Pechvogel vorbei, der in seiner vornehmen Kleidung stolz auf dem Pferde saß; aber sie erkannten ihn nicht, und die meisten von ihnen kehrten unverrichteter Dinge in das Schloß zurück, wo sie der König zornig anfuhr und alberne, ungeschickte Menschen schalt, die zu gar nichts zu gebrauchen seien. Die

Prinzessin aber blieb traurig wie zuvor und kam jeden Mittag mit verweinten Augen zu Tisch; und der König that auch weiter nichts, als daß er immer wieder seine schöne traurige Tochter ansah und ließ darüber Suppe und Braten kalt werden.

So ging es Woche um Woche. Eines Tages jedoch entstand plötzlich ein Lärmen auf dem Schloßhofe. Alles lief zusammen, und ehe noch der König Zeit gehabt ans Fenster zu treten, um nach der Ursache zu sehen, führten schon zwei Reiter den armen Pechvogel in sein Zimmer. Sie hatten ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, aber sein Gesicht strahlte, als wenn ihm in seinem Leben noch nie etwas Lieberes widerfahren wäre. Er verneigte sich vor dem Könige und richtete sich dann stolz auf, abwartend, was er über ihn beschließen würde.

„Wir haben den sauberen Vogel gefangen, Majestät!“ sagte der ältere der beiden Reiter. „Er muß sich aber inzwischen gemausert haben; denn eure Beschreibung paßt wie die Faust aufs Auge! Gewiß hätten wir ihn auch nie gefunden, wenn uns nicht der dumme Tölpel, als wir im Wirtshaus mit ihm zusammentrafen, die ganze Geschichte selbst erzählt hätte. Und wißt ihr, was er gethan hat, nachdem wir ihn gefangen und gebunden? Weiter gelacht und weiter gesungen! Und wie wir ihn auf sein Pferd gesetzt, zwischen unsere Pferde genommen und hierher gejagt? Geschimpft und gezankt, daß wir so langsam ritten! Als wenn er es nicht erwarten könne, bis er geköpft würde. Wenn das der traurigste Mensch in der ganzen Christenheit sein soll, Majestät, so möchte ich wohl den allerlustigsten sehen. Der muß sich dann zum Frühstück die Beine ausreißen und in den Kaffee tauchen. Alles andere hat der hier schon unterwegs gemacht!“

Als der König dies gehört, trat er vor Pechvogel mit

gekreuzten Armen hin und sagte: „Also du bist der Mensch, der die Frechheit gehabt hat, sich von der Prinzessin küssen zu lassen?"

„Ja, Herr König! Und ich bin seitdem der allerglückseligste Mensch der Welt geworden!"

„Werft ihn in den Turm, er soll morgen geköpft werden!"

Hierauf führten die Reiter Pechvogel hinaus und in den Turm; der König aber ging mit langen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. „Das ist ein schlimmer Handel," sagte er. „Haben thu' ich ihn, und geköpft wird er; aber davon allein wird mein Glückskind nicht wieder lustig. Dann ging er leise bis an das Zimmer seiner Tochter, sah durch's Schlüsselloch, schüttelte den Kopf, ging wieder lange auf und ab, und ließ sich endlich seinen geheimen Rat kommen. Als dieser alles gehört, besann er sich und sagte:

„Ich weiß nicht, ob's hilft, aber man könnte es versuchen. Daß der Pechvogel vorher traurig war und jetzt lustig ist, ist sicher; ebenso, daß unsere schöne Prinzessin früher stets fröhlich war und nun fortwährend weint. Daß der Kuß daran schuld ist, ist doch sehr wahrscheinlich. Also der Pechvogel muß der Prinzessin den Kuß wiedergeben. Majestät, das ist meine unterthänigste Meinung!"

„Das ist ja ganz unmöglich," erwiderte der König ärgerlich, „und ganz gegen die Sitte meines Hauses!"

„Ew. Majestät müssen die Sache nur als Staatsakt betrachten, dann geht es wohl, und niemand kann etwas dagegen einwenden."

Der König überlegte sich die Angelegenheit noch etwas, dann sagte er: „Gut, wir wollen es versuchen. Rufe alle Grafen und Ritter ins Thronzimmer und laß den Gefangenen heraufführen!"

Darauf legte der König seine Staatskleidung an und nahm auf dem Throne Platz. Neben ihm stand die Prinzessin, der er gar nicht gewagt hatte zu sagen, weshalb er sie hatte rufen lassen, und um ihn herum in großem Kreise der ganze Hof; lauter vornehme Herren in goldgestickten Kleidern mit Sternen und Schärpen. Alles war ganz still. Da ging die Thüre auf, und Pechvogel wurde hereingebracht.

„Du wirst morgen geköpft," fuhr ihn der König an, „aber zuvor wirst du augenblicklich und vor allen diesen edlen und erlauchten Herren meiner Tochter den Kuß wiedergeben, den sie dir unüberlegter Weise gegeben hat!"

„Wenn ihr nur das wünscht, Herr König," entgegnete Pechvogel, „so will ich es herzlich gern thun, und wenn es möglich ist, daß ein Mensch noch glücklicher werden kann, als ich es jetzt schon bin, so werde ich es gewiß werden!"

„Das wollen wir erst einmal sehen!" unterbrach ihn der König barsch, „diesmal könntest du dich doch verrechnet haben!"

Darauf schritt Pechvogel auf die Prinzessin zu, umarmte sie und gab ihr einen Kuß. Sie aber nahm seine Hand, sah ihn sehr freundlich an, und beide blieben vor dem Throne stehen.

„Bist du nun wieder vergnügt, meine liebe Tochter?" fragte der König.

„Ein klein bischen, Herr Vater," entgegnete sie. „Aber es wird gewiß nicht lange vorhalten."

„Ja, ja!" sagte der König traurig, „ich sehe es schon. Er ist ja nicht wieder traurig geworden, wie es sein müßte, wenn's richtig wäre. Er steht ja noch immer da und lächelt, und macht immer noch das unverschämt vergnügte Gesicht! Was nun anfangen?"

Da schlug die Prinzessin die Augen nieder und sagte leise: „Ich weiß es, Vater, und will es dir sagen; aber bloß ins Ohr.“

Darauf ging der König mit der Prinzessin auf den Vorsaal, und wie sie wieder hereintraten, nahm er die Hand Pechvogels, legte sie in die der Prinzessin und sagte zu allen den versammelten Herren und Grafen:

„Es ist nicht zu ändern, Gottes Wille geschehe; dies ist mein lieber Sohn, der König wird, wenn ich einmal sterbe.“ —

Und Pechvogel wurde Prinz und später König. Er wohnte in dem goldenen Schlosse und gab der Prinzessin soviel Küsse, daß sie noch viel fröhlicher wurde, wie zuvor. Prinzessin Glückskind aber schenkte ihm für seinen häßlichen Namen die allerschönsten; jeden Tag einen andern. Nur zuweilen, wenn sie recht übermütig lustig war, sagte sie zu ihm: „Weißt du noch, wie du früher hießest?“ und dann wollte sie sich totlachen. Er aber hielt ihr den Mund zu und sprach: „Still! was sollen die Leute denken, wenn sie es hören? Ich verliere ja allen Respekt!“

13.

Die Alte-Weiber-Mühle.

Bei Apolda in Thüringen liegt die Alte-Weiber-Mühle. Sie sieht ungefähr aus wie eine große Kaffeemühle, nur daß nicht oben gedreht wird, sondern unten. Unten stehen nämlich zwei große Balken heraus, die von zwei Knechten angefaßt werden, um mit ihnen die Mühle zu drehen. Oben werden die alten Weiber hineingethan: faltig und bucklig, ohne Haare und Zähne, und unten kommen sie jung wieder heraus: schmuck und rotbackig wie die Borstäpfel. Mit einem Male Umdrehen ist's gemacht; Knack und krach geht es, daß es einem durch Mark und Bein fährt. Wenn man dann aber die, welche herauskommen und wieder jung geworden sind, fragt, ob es nicht erschrecklich weh thue, antworten sie: „Lieber gar! Wunderschön ist es! Ungefähr so, wie man früh aufwacht, gut ausgeschlafen hat, und die Sonne ins Zimmer scheint und draußen singen die Vögel, und die Bäume rauschen, und man sich dann noch einmal im Bett ordentlich dehnt und reckt. Da knackt's auch zuweilen."

Sehr weit von Apolda wohnte einmal eine alte Frau; die hatte auch davon gehört. Da sie nun sehr gern jung gewesen war, entschloß sie sich eines Tages kurz und machte sich auf den Weg. Es ging zwar langsam; sie mußte oft stehen bleiben und husten, aber mit der Zeit

kam sie vorwärts, und endlich langte sie richtig vor der Mühle an.

„Ich möchte wieder jung werden und mich ummahlen lassen," sagte sie zu einem der Knechte, der, die Hände in den Hosentaschen, vor der Mühle auf der Bank saß, und aus seiner Pfeife Ringel in die blaue Luft blies. „Du lieber Gott, was das Apolda weit ist!"

„Wie heißt Ihr denn?" fragte der Knecht gähnend.

„Die alte Mutter Klapprothen!"

„Setzt Euch solange auf die Bank, Mutter Klapprothen," sagte der Knecht, ging in die Mühle, schlug ein großes Buch auf und kam mit einem langen Zettel wieder heraus.

„Ist wohl die Rechnung, mein Jüngelchen?" fragte die Alte.

„I bewahre!" erwiderte der Knecht. „Das Ummahlen kostet nichts. Aber Ihr müßt zuvor das hier unterschreiben!"

„Unterschreiben?" wiederholte die alte Frau. „Wohl meine arme Seele dem Teufel verschreiben? Nein! das thue ich nicht! Ich bin eine fromme Frau und hoffe einmal in den Himmel zu kommen."

„Ist nicht so schlimm!" lachte der Knecht. „Auf dem Zettel stehen bloß alle Thorheiten verzeichnet, die Ihr in Eurem ganzen Leben begangen habt, und zwar ganz genau der Reihe nach, mit Zeit und Stunde. Ehe ihr Euch ummahlen laßt, müßt Ihr Euch verpflichten, wenn Ihr nun wieder jung geworden seid, alle die Thorheiten noch einmal zu machen, und zwar ganz genau in derselben Reihenfolge; justement wie's auf dem Zettel steht!"

Darauf besah er den Zettel und sagte schmunzelnd: „Freilich ein bißchen viel, Mutter Klapprothen, ein bißchen viel! Vom sechzehnten bis zum sechsundzwanzigsten

Lebensjahre täglich eine, Sonntags zwei. Nachher wird's besser. Aber im Anfang der Vierziger, der tausend, da kommt's noch einmal dicke! Zuletzt ist's wie gewöhnlich!"

Da seufzte die Alte und sagte: „Aber Kinder, dann lohnt es ja gar nicht, sich ummahlen zu lassen!"

„Freilich, freilich," entgegnete der Knecht, „für die meisten lohnt sich's nicht! Drum haben wir eben gute Zeit; sieben Feiertage in der Woche und die Mühle steht immer still, zumal seit den letzten Jahren. Früher war schon das Geschäft etwas lebhafter."

„Ist es denn nicht möglich, wenigstens etwas auf dem Zettel auszustreichen?" fragte die Alte noch einmal, und streichelte dem Knechte die Backen. „Bloß drei Sachen, mein Jüngelchen, alles andere will ich, wenn es denn einmal sein muß, noch einmal machen."

„Nein," antwortete der Knecht, „das ist platterdings unmöglich. Entweder — oder!"

„Nehmt nur Euern Zettel wieder," sagte darauf die alte Frau nach einigem Besinnen, „ich habe die Lust an Euerer dummen, alten Mühle verloren!" und machte sich wieder auf den Heimweg.

Als sie aber zu Hause ankam und die Leute sie verwundert ansahen und sagten: „Aber Mutter Klapprothen, Ihr kommt ja gerade so alt wieder, als Ihr fortgegangen seid! Es ist wohl nichts mit der Mühle? —" hustete sie und antwortete: „O ja, es ist wohl etwas daran; aber ich hatte zu große Angst, und dann — was hat man denn an dem bißchen Leben? Du lieber Gott!"

14.

Das Klapperstorch-Märchen.

Wovon die Beine der Teckel so kurz sind, und daß sie sich dieselben abgelaufen haben, weiß jeder. Wie aber der Storch zu seinen langen Beinen gekommen ist, das ist eine ganz andere Geschichte.

Drei Tage nämlich, ehe der Storch ein kleines Kind bringt, klopft er mit seinem roten Schnabel an das Fenster der Leute, welche es bekommen sollen, und ruft:

„Schafft eine Wiegen,
Ein' Schleier für die Fliegen,
Ein buntes Röcklein,
Ein weißes Jäcklein,
Mützchen und Windel:
Bring' ein klein' Kindel!"

Dann wissen die Leute, woran sie sind. Doch zuweilen, wenn er sehr viel zu thun hat, vergißt er es, und dann giebt's große Not, weil nichts fertig ist.

Bei zwei armen Leuten, welche im Dorf in einer kleinen Hütte wohnten, hatte es der Storch auch vergessen. Als er mit dem Kinde kam, war niemand zu Hause. Mann und Frau waren auf Feldarbeit gegangen und Thüre und Fenster verschlossen; auch war nicht einmal eine Treppe vor dem Hause, auf die er es hätte legen können. Da flog er aufs Dach und klapperte so lange, bis das ganze

Dorf zusammenlief und eine alte Frau eilend aufs Feld hinaussprang, um die Leute zu holen.

„Herr Nachbar, Frau Nachbarin! Herr Nachbar, Frau Nachbarin!“ rief sie schon von weitem, ganz außer Atem, „um Gotteswillen! Der Storch sitzt auf eurem Hause und will euch ein kleines Kind bringen. Niemand ist da, der ihm's Fenster aufmachen kann. Wenn ihr nicht bald kommt, läßt er's fallen, und's giebt ein Unglück. Oben beim Müller hat er es vor drei Jahren auch fallen lassen, und das arme Wurm ist noch heute bucklig.“

Da liefen die beiden über Hals und Kopf nach Haus und nahmen dem Storche das Kind ab. Wie sie es besahen, war es ein wunderhübscher kleiner Junge, und Mann und Frau waren vor Freude außer sich. Doch der Storch hatte sich über das lange Warten so geärgert, daß er sich vornahm, ganz bestimmt den beiden Leuten nie wieder ein Kind zu bringen. Als sie endlich kamen, sah er sie schon ganz schief und ärgerlich an, und während er fortflog sagte er noch: „Heute wird's auch wieder spät werden, ehe ich zu meiner Frau Storchen in den Sumpf komme. Ich habe noch zwölf Kinder auszutragen und es ist schon spät. Das Leben wird einem doch recht sauer!“

Doch die beiden Leute hatten in ihrer Herzensfreude es gar nicht bemerkt, daß sich der Storch so schwer geärgert. Eigentlich war er ja auch ganz allein daran schuld, daß er solange hatte warten müssen, weil er es doch vergessen hatte, es ihnen vorher zu sagen. Wie nun das Kind wuchs und täglich hübscher wurde, sagte eines Tages die Frau:

„Wenn wir dem guten Storch, der uns das wunderhübsche Kind gebracht hat, nur irgend etwas schenken könnten, was ihm Spaß machte! Weißt du nichts? Mir will gar nichts einfallen!“

„Das wird schwer halten," erwiderte der Mann; „er hat schon alles!"

Am nächsten Morgen jedoch kam er zu seiner Frau und sagte zu ihr:

„Was meinst du, wenn ich dem Storch beim Tischler ein paar recht schöne Stelzen machen ließe? Er muß doch immer in den Sumpf, um Frösche zu fangen, und dann wieder in den großen Teich hinterm Dorf, aus dem er die kleinen Kinder herausholt. Da muß er doch sehr nasse Füße bekommen! Ich dächte auch, er hätte damals, als er zu uns kam, ganz heiser geklappert."

„Das ist ein herrlicher Einfall!" entgegnete die Frau. „Aber der Tischler muß die Stelzen recht schön rot lackieren, damit sie zu seinem Schnabel passen!"

„So?" sagte der Mann; „meinst du wirklich rot? Ich hatte an grün gedacht."

„Aber bester Schatz!" fiel die Frau ein, „wo denkst du hin? Ihr Männer wißt doch niemals, was zusammen paßt und gut steht. Sie müssen unbedingt rot sein!"

Da nun der Mann sehr verständig war und stets auf seine Frau hörte, so bestellte er denn wirklich rote Stelzen, und als sie fertig waren, ging er an den Sumpf und brachte sie dem Storch.

Und der Storch war sehr erfreut, probierte sie gleich und sagte: „Eigentlich war ich auf euch recht böse, weil ihr mich damals solange habt warten lassen. Weil ihr aber so gute Leute seid und mir die schönen roten Stelzen schenkt, so will ich euch auch noch ein kleines Mädchen bringen. Heute über vier Wochen werde ich kommen. Daß ihr mir dann aber auch hübsch zu Hause seid, und expreß es erst noch einmal ansagen werde ich nun nicht. Den Weg kann ich mir sparen! — Hörst du?"

„Nein, nein!" erwiderte der Mann. „Wir werden

sicher zu Hause sein. Du sollst diesmal keinen Ärger davon haben."

Als die vier Wochen um waren, kam richtig der Storch geflogen und brachte ein kleines Mädchen; das war noch hübscher als der kleine Junge, und war nun gerade das Pärchen voll. Auch blieben beide Kinder hübsch und gesund, und die Eltern auch, so daß es eine rechte Freude war. —

Nun wohnte aber im Dorf noch ein reicher Bauer, der besaß ebenfalls nur einen Knaben, und der war noch dazu ziemlich garstig, und der Bauer wünschte sich auch noch ein Mädchen dazu. Als er vernahm, wie es die armen Leute angefangen, dachte er bei sich, es könne ihm gar nicht fehlen. Er ging sofort zum Tischler und bestellte ebenfalls ein paar Stelzen, viel schöner wie die, welche die armen Leute hatten anfertigen lassen. Oben und unten mit goldenen Knöpfen und in der Mitte grün, gelb und blau geringelt. Als sie fertig waren, sahen sie in der That ungewöhnlich schön aus.

Darauf zog er sich seinen besten Rock an, nahm die Stelzen unter den Arm und ging hinaus an den Sumpf, wo er auch gleich den Storch fand.

„Ganz gehorsamer Diener Euer Gnaden!" sagte er zu ihm und machte ein tiefes Kompliment.

„Meinst du mich?" fragte der Storch, der auf seinen schönen roten Stelzen behaglich im Wasser stand.

„Ich bin so frei!" erwiderte der Bauer.

„Nun, was willst du?"

„Ich möchte gern ein kleines Mädchen haben, und da hat sich meine Frau erlaubt, Euer Gnaden ein kleines Geschenk zu schicken. Ein paar ganz bescheidene Stelzen."

„Da mach nur, daß du wieder nach Hause kommst!" entgegnete der Storch, indem er sich auf einem Beine um-

drehte und den Bauer gar nicht wieder ansah. „Ein kleines Mädchen kannst du nicht bekommen; und deine Stelzen brauche ich auch nicht! Ich habe schon zwei sehr schöne rote, und da ich meist nur eine auf einmal benutze, so werden sie wohl sehr lange vorhalten. — Außerdem sind ja deine Stelzen ganz abscheulich häßlich. Pfui! blau, grün und gelb geringelt wie ein Hanswurst! Mit denen dürfte ich ja der Frau Storchen gar nicht unter die Augen kommen.

Da mußte der reiche Bauer mit seinen schönen Stelzen abziehen, und ein kleines Mädchen hat er sein Lebtag nicht bekommen.

15.

Wie sich der Christoph und das Bärbel immer aneinander vorbeigewünscht haben.

Das mag nun schon geraume Zeit her sein, daß einmal der liebe Gott — wie er es oft zu thun pflegt — sagte: „Du, Gabriel, mach' einmal die Luke auf und guck runter! Ich glaube, es weint was!“ Der Gabriel that, wie ihm der liebe Gott befohlen, hielt sich die Hand vor die Augen, weil's blendete, sah überall umher und sagte endlich: „Da unten ist eine lange, grüne Wiese; an dem einen Ende sitzt das Bärbel und hütet die Gänse, und am andern der Christoph und hütet die Schweine, und weinen thun sie alle beide, daß einem das Herz im Leibe weh thut.“ „So?“ sagte der liebe Gott; „geh weg, Langer*, damit ich selbst zusehen kann.“

Wie er nun selbst zugesehen hat, fand er es gerade so, wie es der Gabriel gesagt.

Daß aber der Christoph und das Bärbel beide so kläglich weinten, hat sich so zugetragen: Der Christoph und das Bärbel hatten sich beide sehr lieb; denn eins hütete die Gänse, das andere die Schweine, und sie paßten also gut zusammen, weil nämlich der Stand kein Hindernis machte. Sie nahmen sich denn vor, sie wollten sich heiraten, und meinten, dazu wär's gerade genug, daß sie sich so lieb

* Daß der Engel Gabriel sehr lang ist, weiß jeder.

hätten. Aber die Herrschaft war anderer Meinung. So mußten sie sich denn mit dem Brautstande zufriedengeben. Weil aber Ordnung zu allen Dingen nützt, und das Küssen bei Brautleuten eine gar wichtige Sache ist, waren sie überein gekommen, daß sieben Küsse morgens und sieben Küsse abends eine gute Zahl wären. Eine Zeit lang ist es denn auch ganz gut gegangen und immer waren zur rechten Zeit die sieben richtig und voll. Am Morgen aber des Tages, wo diese Geschichte sich zugetragen hat, eben da es zum siebenten Kusse kommen sollte, waren dem Bärbel seine Lieblingsgans und dem Christoph sein Lieblingsferkel wegen des Frühstücks uneinig geworden, also, daß sie sich gar hart anließen und beinahe schon zu Thätlichkeiten übergingen. Da mußten sie es, um den Streit zu schlichten, bei der falschen Zahl lassen. Wie nun beide nachher so einsam und weit von einander am Wiesenrande saßen, fiel ihnen ein, daß es doch sehr schlimm sei, und fingen an zu weinen, und weinten immer noch, als der liebe Gott selbst zusah.

Der liebe Gott meinte anfangs, ihr Leid würde sich mit der Zeit wohl von selbst geben; als aber das Weinen immer ärger wurde und dem Christoph sein Lieblingsferkel und dem Bärbel seine Lieblingsgans auch schon begannen, schier traurig zu werden und ganz sauertöpfische Gesichter zu machen, sprach er: „Ich will ihnen helfen! Was sie sich am heutigen Tage nur immer wünschen mögen, soll in Erfüllung gehen."

Die Zwei hatten aber nur einen Gedanken; denn wie so eins nach dem andern schaute, und konnten sich doch nicht sehen, denn die Wiese war lang, und in der Mitte ein Busch, dachte der Christoph: „Wenn ich doch drüben bei den Gänsen wäre!" und das Bärbel seufzte: „Ach, wäre ich doch bei den Schweinen!"

Auf einmal nun saß der Christoph wirklich bei den Gänsen und das Bärbel bei den Schweinen; und doch waren sie wieder nicht bei einander, und die falsche Zahl konnte immer noch nicht richtig gemacht werden.

Da dachte der Christoph: „Das Bärbel wird mich wohl haben besuchen wollen," und das Bärbel dachte: „Was gilt's, der Christoph ist andersrum zu mir rübergegangen!" „Ach, wär' ich doch bei meinen Gänsen!« — „Ach, wär' ich doch bei meinen Schweinen!" —

Da saß nun wieder das Bärbel bei den Gänsen und der Christoph bei den Schweinen, und so ist es den ganzen Tag über immer umschichtig fortgegangen, weil sich die beiden stets aneinander vorbeigewünscht haben. So fehlt denn der siebente Morgenkuß des Tages heute noch. Der Christoph wollte ihn zwar selbigen Abends, als sie beide totmüde gewünscht nach Hause kamen, nachholen, aber das Bärbel meinte, es helfe nun doch nichts mehr, und die Unordnung sei nimmer wieder gut zu machen. —

Als aber der liebe Gott sah, daß sich die beiden immer so aneinander vorbei wünschten, sprach er: „Da habe ich etwas Gutes angerichtet. Aber, was ich gesagt habe, habe ich gesagt! Dagegen kann nun weiter nichts helfen!" So hat er sich dann vorgenommen, nie wieder Liebesleuten ihre Wünsche so ohne weiteres in Erfüllung gehen zu lassen, sondern sich immer erst zu erkundigen, was sie denn eigentlich haben wollten. Später aber soll er einmal im Vertrauen zum Gabriel gesagt haben: es wäre doch recht schade, daß ihre Wünsche so gar selten von der Art wären, daß er sie gewähren dürfe; und als ich mich vor langer, langer Zeit einmal in ähnlichen Angelegenheiten an ihn wandte, that er gar nicht, als wenn er es hörte. Nachher erzählte mir der Gabriel diese Geschichte; da konnte ich mich freilich nicht mehr wundern.

16.

Die Traumbuche.

Hundert Jahr oder mehr ist's wohl schon her, daß der Blitz in sie einschlug und sie von oben bis unten auseinanderspellte, und ebensolange schon geht der Pflug über die Stätte; — früher aber stand einige hundert Schritte vor dem ersten Hause des Dorfes auf einem grünen Rasenhügel eine alte mächtige Buche; so ein Baum, wie jetzt gar keine mehr wachsen, weil Tiere und Menschen, Pflanzen und Bäume immer kleiner und erbärmlicher werden. Die Bauern sagten, sie stamme noch aus der Heidenzeit, und ein heiliger Apostel sei unter ihr von den falschen Heiden erschlagen worden. Da hätten die Wurzeln des Baumes das Apostelblut getrunken, und wie es ihm in den Stamm und die Äste gefahren, sei er davon so groß und kräftig geworden. Wer weiß, ob's wahr ist? Eine eigene Bewandtnis aber hatte es mit dem Baum; das wußte jeder, klein und groß, im Dorf. Wer unter ihm einschlief und träumte, des Traum ging unabweislich in Erfüllung. Deshalb hieß er schon seit undenklichen Zeiten die Traumbuche, und niemand nannte ihn anders. Eine besondere Bedingung war jedoch dabei: wer sich zum Schlaf legte unter die Traumbuche, durfte nicht daran denken, was er wohl träumen würde. That er es doch, so träumte er nichts wie Krims-Krams und verworrenes Zeug, aus

dem kein vernünftiger Mensch klug werden konnte. Das war nun allerdings eine sehr schwere Bedingung, weil die meisten Menschen viel zu neugierig sind, und so mißlang es denn auch den allermeisten, die es versuchten; und zu der Zeit, wo die folgende Geschichte sich zutrug, war im Dorf wohl kein einziger, weder Mann, noch Weib, dem's auch nur ein einziges Mal gelungen wäre. Aber seine Richtigkeit hatte es mit der Traumbuche, das war sicher.

Eines heißen Sommertages also, da kein Lüftchen sich regte, kam auch einmal ein armer Handwerksbursche die Straße daher gewandert, dem war es in der Fremde viele Jahre hindurch weh und übel gegangen. Als er vor dem Dorfe anlangte, drehte er zum Überfluß noch einmal alle seine Taschen um, doch sie waren sämtlich leer. „Was fängst du an?“ dachte er bei sich. „Todmüde bist du; umsonst nimmt dich kein Wirt auf, und das Fechten ist ein beschwerliches Handwerk.“ Da erblickte er die herrliche Buche mit dem grünen Rasenhügel davor; und da sie nur wenige Schritte abseits vom Wege stand, legte er sich unter sie ins Gras, um etwas auszuruhen. Doch der Baum hatte ein seltsames Rauschen, und wie er seine Zweige leise bewegte, ließ er bald hier, bald da einen feinen glitzernden Sonnenstrahl durchfallen und bald hier, bald da ein Stückchen blauen Himmel durchscheinen: da fielen ihm die Augen zu, und er schlief ein.

Als er eingeschlafen war, warf die Buche einen Zweig mit drei Blättern herab, der fiel ihm gerade auf die Brust. Da träumte er, er säße in einer gar heimlichen Stube am Tisch, und der Tisch wäre sein, und die Stube auch, und ebenso das Haus. Und vor dem Tisch stände eine junge Frau, stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und sähe ihn gar freundlich an, und das wäre seine Frau. Und auf seinen Knien säße ein Kind, dem fütterte er

seinen Brei, und weil er zu heiß wäre, bliese er immer auf den Löffel. Und da sagte die Frau: „Was du doch für eine gute Kindermuhme bist, Schatz!“ und lachte darüber. In der Stube aber spränge noch ein anderes Kind herum, ein dicker, pausbäckiger Junge, und er hätte an eine große Mohrrübe einen Bindfaden gebunden und zöge sie hinter sich her, und riefe immer hü und hott, als wär's der beste Fuchs. Und alle beide Kinder wären ebenfalls fein. So träumte er; und der Traum mußte ihm wohl sehr gefallen, denn er lachte im Schlaf übers ganze Gesicht.

Als er aufwachte, war es schon fast Abend geworden, und vor ihm stand der Schäfer mit seinen Schafen und strickte. Da sprang er erquickt auf, dehnte und reckte sich und sagte: „Lieber Himmel, wem's so wüchse! Es ist aber doch hübsch, daß man nun wenigstens weiß, wie's ist.“ Da trat der Schäfer an ihn heran und fragte ihn, woher er käme und wohin er wollte, und ob er schon etwas von dem Baume gehört habe. Nachdem er sich überzeugt, daß er so unschuldig war, wie ein neugeborenes Kind, rief er aus: „Ihr seid ein Glückspilz! Denn daß Ihr etwas Gutes geträumt habt, war ja auf Euerem Gesichte zu lesen; habe ich Euch doch schon lange betrachtet, wie Ihr so dalagt! Darauf erzählte er ihm, was es für eine Bewandtnis mit dem Baume habe: „Was Ihr geträumt habt, geht in Erfüllung; das ist so sicher, als wie, daß das hier ein Schaf, und das dort ein Bock ist. Fragt nur die Leute im Dorf, ob ich nicht recht habe! Nun sagt aber auch einmal, was Ihr geträumt habt!“

„Alterchen,“ erwiderte der Handwerksbursche schmunzelnd, „so fragt man die Bauern aus. Meinen schönen Traum behalte ich für mich; das könnt Ihr mir nun schon gar nicht verdenken. Aber daraus werden thut doch nichts!“

Und das sagte er nicht bloß so, sondern es war sein Ernst; denn als er nun auf das Dorf zuging, sprach er vor sich hin: „Papperlapapp, Schäferschnack! Möchte wohl wissen, wo der Baum die Wissenschaft her haben sollte.“

Als er in das Dorf kam, ragte am dritten Haus vom Giebel eine lange Stange heraus, an der hing eine goldene Krone, und unten vor der Hausthüre stand der Kronenwirt. Der war gerade sehr guter Laune, denn er hatte schon zur Nacht gegessen und war rund herum satt, und das war seine beste Stunde. Da zog er höflich den Hut und fragte, ob er ihn nicht um einen Gotteslohn zur Nacht behalten wolle. Der Kronenwirt besah sich den schmucken Burschen in seinen staubigen, abgerissenen Kleidern von oben bis unten. Dann nickte er freundlich und sagte: „Setz' dich nur gleich hier in die Laube neben die Thür; es wird wohl noch ein Stück Brot und ein Krug Wein übrig geblieben sein. Unterdessen können sie dir eine Streu machen.“ Darauf ging er hinein und schickte seine Tochter, die brachte Brot und Wein, setzte sich zu ihm und ließ sich erzählen, wie es in der Fremde aussähe. Dann erzählte sie ihm auch wieder alles, was sie wußte, aus dem Dorf: wie der Weizen stände, und daß des Nachbars Frau Zwillinge bekommen hätte, und wann das nächste Mal in der Krone zu Tanz gespielt würde.

Auf einmal aber stand sie auf, bog sich zu dem Handwerksburschen über den Tisch hinüber und sagte: „Was hast du denn da für drei Blätter am Latz?“ Da sah der Handwerksbursche hin und fand den Zweig mit den drei Blättern, der während des Schlafes auf ihn herabgefallen war. Er stak ihm gerade im Latz. „Die müssen von der großen Buche dicht vorm Dorfe sein,“ erwiderte er, „unter der ich einen kleinen Nick gemacht habe.“

Da horchte das Mädchen neugierig auf und wartete,

was er wohl weiter sagen würde. Als er schwieg, begann sie ihn gar vorsichtig auszukundschaften, bis sie sicher war, daß er wirklich unter der Traumbuche geschlafen; und dann ging sie so lange wie die Katze um den heißen Brei, bis sie sich überzeugt zu haben glaubte, daß er nichts von der sonderbaren Kraft und Eigenschaft der Traumbuche wisse; denn er war ein Schalk und that so, als wüßte er gar nichts. Als sie auch damit fertig war, holte sie noch einen Krug Wein, sprach ihm freundlich zu, daß er noch trinken möge, und erzählte ihm alles Mögliche, was sie geträumt hätte, und wie es doch gar schade wäre, daß nie etwas in Erfüllung ginge.

Indem kam der Schäfer vom Felde zurück und trieb die Schafe durch die Dorfstraße. Als er an der Krone vorbeikam und das Mädchen mit dem Handwerksburschen in eifrigem Gespräch in der Laube sitzen sah, blieb er einen Augenblick stehen und sagte: „Ja, ja, Euch wird er schon den hübschen Traum erzählen; mir will er nichts sagen!“ Darauf trieb er seine Schafe weiter.

Da ward das Mädchen noch neugieriger, und wie er immer noch nichts von seinem Traume sagte, konnte sie es nicht mehr verwinden und fragte ihn ganz offen, was er denn, während er unter der Buche geschlafen, geträumt habe.

Da machte der Handwerksbursche, der ein arger Schalk und durch den schönen Traum übermütig fröhlich gestimmt war, ein schlaues Gesicht, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Einen herrlichen Traum habe ich gehabt, das muß wahr sein; aber ich getraue mich nicht zu sagen, wie er war.“ Aber sie drang immer weiter in ihn und quälte, er möchte es doch sagen. Da rückte er ganz nahe an sie heran und sagte ernsthaft: „Denkt nur, mir hat geträumt, ich würde noch einmal des Kronenwirt's Töchterlein heiraten und später selbst Kronenwirt werden!“

Da wurde das Mädchen erst kreideweiß und dann purpurrot und ging ins Haus. Nach einer Weile kam sie wieder und fragte, ob er das wirklich geträumt habe und es sein Ernst sei.

„Gewiß, gewiß," sagte er, „gerade wie Ihr sah die aus, die mir im Traum erschienen ist!" Da ging das Mädchen abermals ins Haus und kam nicht wieder. Sie ging in ihre Kammer, und die Gedanken liefen ihr übers Herz wie Wasser übers Wehr: immer neue und immer andere und immer wieder dieselben, so, daß es gar kein Ende hatte. „Er weiß nichts von dem Baume," sagte sie. „Er hat's geträumt. Ich mag wollen oder nicht, es wird schon so kommen. Es ist nichts daran zu ändern." Darauf legte sie sich zu Bett, und die ganze Nacht träumte sie von dem Handwerksburschen. Als sie am anderen Morgen aufwachte, kannte sie sein Gesicht ganz auswendig, so oft hatte sie es über Nacht im Traum gesehen — und ein schmucker Bursche war's, das ist wahr.

Der Handwerksbursche aber hatte auf seiner Streu wundervoll geschlafen; Traumbuche, Traum, und was er am Abend zu der Wirtstochter gesagt, längst vergessen. Er stand in der Wirtsstube an der Thür und wollte eben dem Kronenwirt die Hand reichen zum Abschied. Da trat sie herein, und wie sie ihn reisefertig dastehen sah, überfiel sie eine sonderbare Angst, als dürfe sie ihn nicht fortlassen. „Vater," sagte sie, „der Wein ist immer noch nicht gezapft und der junge Bursch hat nichts zu thun; könnte er einen Tag hierbleiben, so möchte er sich seine Zeche verdienen und ein Stückchen Reisegeld obendrein." Und der Kronenwirt hatte nichts dagegen, denn er hatte schon seinen Morgentrunk gemacht und gefrühstückt und war satt, so daß es seine beste Stunde war.

Doch das Zapfen ging sehr langsam, und das Mädchen

hatte immer dies oder jenes, weshalb der Handwerksbursche einmal aus dem Keller heraufgeholt werden mußte. Als das Faß endlich leer und die Flaschen gefüllt waren, meinte sie, es wäre doch ganz gut, wenn er erst noch etwas im Felde hülfe; und als er auch damit fertig war, fand sich noch mancherlei im Garten zu thun, woran vorher niemand gedacht hatte. So verging Woche um Woche, und jedwede Nacht träumte sie von ihm. Am Abend aber saß sie mit ihm in der Laube vor dem Haus, und wenn er erzählte, wie es ihm weh und übel unter den fremden Leuten ergangen sei, kam ihr immer eine Schnake ins Auge oder ein Haar, so daß sie sich die Augen mit der Schürze reiben mußte.

Und nach einem Jahre war der Handwerksbursche immer noch im Hause; und alles war gescheuert, weißer Sand in allen Zimmern gestreut und darauf kleine grüne Tannenzweige, und das ganze Dorf hielt Feiertag. Denn der junge Handwerksbursch hielt Hochzeit mit dem Kronenwirtskind, und alle Leute freuten sich; und wer sich nicht freute, weil er ein Neidhammel war, der that wenigstens so.

Bald darauf hatte der Kronenwirt auch wieder einmal seine beste Stunde, weil er nämlich rund herum satt war, und saß, die Tabaksdose auf dem Schoß, im Lehnstuhl und schlief. Als er gar nicht wieder aufwachte, wollten sie ihn wecken; da war er tot — mausetot. Da war nun der junge Handwerksbursche wirklich Kronenwirt, wie er es im Scherze gesagt, und sonst traf alles ein, wie er es unter der Buche geträumt. Denn sehr bald hatte er auch zwei Kinder, und wahrscheinlich nahm er auch einmal das eine von ihnen auf den Schoß und fütterte es und blies dabei auf den Löffel, und sicher fuhr gleichzeitig der andere Knabe mit der Mohrrübe im Zimmer umher,

obwohl der, von dem ich diese Geschichte weiß, mir es nicht gesagt hat, und ich es selbst vergessen habe, ihn expreß danach zu fragen. Aber es wird schon so gewesen sein, weil das, was man unter der Traumbuche träumte, stets aufs Haar eintraf.

Eines Tages nun, es mochten wohl an die vier Jahr seit der Hochzeit verflossen sein, saß der junge Kronenwirt — denn das war er ja jetzt — auch einmal in der Wirtsstube. Da kam seine Frau herein, stellte sich vor ihn und sagte: „Denke dir, gestern unter Mittag ist einer von unsern Mähern unter der Traumbuche eingeschlafen und hat nicht daran gedacht. Weißt du, was er geträumt hat? Er hat geträumt, er wäre steinreich. Und wer ist's? Der alte Kaspar, der so dumm ist, daß er einen dauert, und den wir nur aus Mitleid behalten. Was der wohl mit dem vielen Gelde anfangen wird?"

Da lachte der Mann und sagte: „Wie kannst du nur an das dumme Zeug glauben, und bist sonst eine so kluge Frau? Überlege dir doch selbst, ob ein Baum, und wenn er noch so schön und alt ist, die Zukunft wissen kann."

Da sah die Frau ihren Mann mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und sprach ernsthaft: „Mann, versündige dich nicht! Über solche Dinge soll man nicht scherzen."

„Ich scherze nicht, Frau!" erwiderte der Mann.

Darauf schwieg die Frau wieder eine Weile, als wenn sie nicht recht verstünde, und sagte dann: „Wozu das nur alles ist! Ich dächte du hättest alle Ursache, dem alten, heiligen Baume dankbar zu sein. Ist nicht alles so eingetroffen, wie du es geträumt?"

Als sie dies gesagt, machte der Mann das freundlichste Gesicht der Welt und entgegnete: „Gott weiß es, daß ich dankbar bin; Gott und dir. Ja, ein schöner Traum war's! Ist mir's doch, als wenn es erst gestern gewesen

wäre, so genau erinnere ich mich noch daran. Und doch ist alles noch tausendmal schöner geworden, als ich es geträumt; und du bist auch noch tausendmal lieber und hübscher als die junge Frau, die mir damals im Traume erschienen war."

Und die Frau sah ihn wieder mit großen Augen an; darauf fuhr er fort: „Was nun aber den Baum anbelangt und den Traum, Herzensschatz, so denke ich: wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen; und: wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus. War es mir die vielen Jahre weh und übel unter den fremden Leuten gegangen, so war's wohl kein Wunder, wenn ich auch einmal von was Liebem träumte."

„Daß du aber gerade geträumt hast, du würdest mich heiraten!"

„Das hab' ich nie geträumt! Bloß eine junge Frau sah ich mit zwei Kindern, und sie war lange nicht so hübsch wie du, und die Kinder auch nicht."

„Pfui!" erwiderte die Frau, „Willst du mich verleugnen oder den Baum? Hast du mir nicht am ersten Tage wo wir uns sahen — es war schon Abend und draußen in der Laube — hast du mir da nicht gleich gesagt, du hättest geträumt, du würdest mich heiraten und Kronenwirt werden?"

Da fiel dem Mann zum erstenmale wieder der Scherz ein, den er sich damals mit seiner jetzigen Frau erlaubt hatte, und er sagte: „Es kann nichts helfen, liebe Frau! Ich habe wirklich damals nicht von dir geträumt; und wenn ich es gesagt, so war es nur ein Scherz. Du warst so neugierig; da wollte ich dich necken!"

Da brach die Frau in ein heftiges Weinen aus und ging hinaus. Nach einer Weile ging er ihr nach. Sie stand im Hof am Brunnen und weinte immer noch. Er versuchte sie zu trösten, doch vergeblich.

„Du hast mir meine Liebe gestohlen und mich um mein Herz betrogen!“ sagte sie. „Ich werde nie wieder froh werden!“

Da fragte er sie, ob sie ihn denn nicht lieb hätte, so lieb wie keinen andern Menschen auf der Welt, und ob sie nicht zufrieden und glücklich mit einander gelebt hätten, wie niemand weiter im Dorf. Sie mußte alles zugeben, aber sie blieb traurig wie zuvor, trotz allem Zureden.

Da dachte er: „Laß sie sich ausweinen! Über Nacht kommen andere Gedanken; morgen ist sie die alte.“ Doch er täuschte sich; denn am andern Morgen weinte die Frau zwar nicht mehr, aber sie war ernst und traurig und ging ihrem Manne aus dem Wege. Jeder Versuch sie zu trösten scheiterte, wie am Abend zuvor. Den größten Teil des Tages saß sie in einer Ecke und grübelte, und wenn ihr Mann hineintrat, schrak sie zusammen.

Als dies mehrere Tage gedauert, ohne daß eine Änderung eintrat, befiel auch ihn eine große Traurigkeit; denn er fürchtete, er hätte die Liebe seiner Frau auf immer verloren. Er ging still im Hause umher und sann auf Abhülfe, doch es wollte ihm nichts einfallen. Da ging er eines Mittags zum Dorfe hinaus und schlenderte durchs Feld. Es war ein heißer Julitag; keine Wolke am Himmel. Die reife Saat wogte wie ein goldner See und die Vögel sangen; doch sein Herz war voller Bekümmernis. Da sah er von fern die alte Traumbuche stehen: wie eine Königin der Bäume ragte sie hoch in den Himmel hinein. Es kam ihm vor, als wenn sie ihm mit ihren grünen Zweigen zuwinkte und wie eine alte, gute Freundin zu sich riefe. Er ging hin und setzte sich unter sie und dachte an die vergangene Zeit. Fünf Jahre waren ziemlich genau verflossen, seit er als ein armer Teufel zum erstenmale

unter ihr geruht und so schön geträumt hatte. Ach so wunderschön! Und der Traum hatte fünf Jahre gedauert. — Und nun? Alles vorbei! Alles vorbei? Auf immer? —

Da fing die Buche wieder zu rauschen an, wie vor fünf Jahren, und bewegte ihre mächtigen Zweige. Und wie sie dieselben bewegte, ließ sie wie damals bald hier, bald dort einen feinen glitzernden Sonnenstrahl durchfallen, und bald hier, bald da ein Stückchen blauen Himmel durchscheinen. Da wurde sein Herz stiller, und er schlief ein; denn er hatte vor Sorge die vorhergehenden Nächte nicht geschlafen. Und nicht lange, so träumte er denselben Traum wie vor fünf Jahren, und die Frau am Tisch und die spielenden Kinder hatten die alten, lieben Gesichter von seiner Frau und von seinen Kindern. Und die Frau sah ihn so freundlich an — ach so freundlich!

Da wachte er auf, und als er sah, daß es nur ein Traum war, ward er noch trauriger. Er brach sich einen kleinen grünen Zweig ab von der Buche, ging nach Haus und legte ihn ins Gesangbuch. Als die Frau am nächsten Tage — es war gerade Sonntag — in die Kirche gehen wollte, fiel der Zweig heraus. Da wurde der Mann, der daneben stand, rot, bückte sich und wollte ihn in die Tasche stecken. Doch die Frau sah es und fragte, was es für ein Blatt sei.

„Es ist von der Traumbuche; sie meint es besser mit mir, wie du!“ erwiderte der Mann. „Denn als ich gestern draußen war und unter ihr saß, schlief ich ein. Da wollte sie mich wohl trösten; denn mir träumte, du wärest wieder gut und hättest alles vergessen. Aber es ist nicht wahr! Es ist nichts mit der alten guten Buche. Ein schöner herrlicher Baum ist sie schon, aber von der Zukunft weiß sie nichts.“

Da starrte ihn die Frau an, und dann ging es wie

ein Sonnenschein über ihr Gesicht: „Mann hast du das wirklich geträumt?“

„Ja!“ entgegnete er fest, und sie merkte, daß es die Wahrheit war; denn er zuckte mit dem Gesicht, weil er nicht weinen wollte.

„Und ich war wirklich deine Frau?“

Als er auch dies bejahte, fiel ihm die Frau um den Hals und küßte ihn so oft, daß er sich ihrer gar nicht erwehren konnte. „Gelobt sei Gott,“ sagte sie, „nun ist alles wieder gut! Ich habe dich ja so lieb, — so lieb, wie du es gar nicht weißt! Und ich habe die Tage solche Angst gehabt, ob ich dich denn auch wirklich lieb haben dürfte, und ob mir nicht Gott eigentlich einen andern Mann bestimmt hatte. Denn mein Herz gestohlen hast du mir doch, du böser Mann, und ein bißchen Betrug war doch dabei! — Ja, gestohlen hast du mir's; aber nun weiß ich doch, daß es dir nichts geholfen hat, und daß es auch ohnedem so gekommen wäre.“ Darauf schwieg sie eine Weile und fuhr dann fort:

„Nicht wahr, du sprichst nie wieder schlecht von der Traumbuche?“

„Nein, niemals; denn ich glaube an sie; vielleicht etwas anders wie du, aber darum doch nicht weniger fest. Verlaß dich darauf! Und den Zweig wollen wir vorn ins Gesangbuch heften, damit er nicht verloren geht.“

17.

Das kleine bucklige Mädchen.*

Es war einmal eine Frau, die hatte ein einziges Töchterchen, das war sehr klein und blaß und wohl etwas anders, wie andre Kinder. Denn wenn die Frau mit ihm ausging, blieben oft die Leute stehen, sahen dem Kinde nach und raunten sich etwas zu. Wenn dann das kleine Mädchen seine Mutter fragte, weshalb die Leute es so sonderbar ansähen, entgegnete die Mutter jedesmal: „Weil du ein so wunderschönes, neues Kleidchen anhast.“ Darauf gab sich die Kleine zufrieden. Kamen sie jedoch nach Hause zurück, so nahm die Mutter ihr Töchterchen auf die Arme, küßte es wieder und immer wieder und sagte: „Du lieber, süßer Herzensengel, was soll aus dir werden, wenn ich einmal tot bin? Kein Mensch weiß es, was du für ein lieber Engel bist; nicht einmal dein Vater!“

Nach einiger Zeit wurde die Mutter plötzlich krank und am neunten Tage starb sie. Da warf sich der Vater des kleinen Mädchens verzweifelt auf das Totenbett und wollte sich mit seiner Frau begraben lassen. Seine Freunde jedoch redeten ihm zu und trösteten ihn; da ließ er es,

* Das Motiv zu diesem Märchen rührt nicht von mir her. Ich kenne es wohl schon seit meiner Kinderzeit, doch weiß ich nicht, wo es herstammt.

und nach einem Jahre nahm er sich eine andere Frau, schöner, jünger und reicher als die erste, aber so gut war sie lange nicht.

Und das kleine Mädchen hatte die ganze Zeit, seit seine Mutter gestorben war, jeden Tag von früh bis Abend in der Stube auf dem Fensterbrett gesessen; denn es fand sich niemand, der mit ihm ausgehen wollte. Es war noch blässer geworden, und gewachsen war es in dem letzten Jahre gar nicht.

Als nun die neue Mutter ins Haus kam, dachte es: „Jetzt wirst du wieder spazieren gehen, vor die Stadt, im lustigen Sonnenschein auf den hübschen Wegen, an denen die schönen Sträuche und Blumen stehen, und wo die vielen geputzten Menschen sind.“ Denn es wohnte in einem kleinen, engen Gäßchen, in welches die Sonne nur selten hineinschien; und wenn man auf dem Fensterbrette saß, sah man nur ein Stückchen blauen Himmel, so groß wie ein Taschentuch. Die neue Mutter ging auch jeden Tag aus, vormittags und nachmittags. Dazu zog sie jedesmal ein wunderschönes buntes Kleid an, viel schöner, als die alte Mutter je eins besessen hatte. Doch das kleine Mädchen nahm sie nie mit sich.

Da faßte sich das letztere endlich ein Herz, und eines Tages bat es sie recht inständig, sie möchte es doch mitnehmen. Allein die neue Mutter schlug es ihr rund ab, indem sie sagte: „Du bist wohl nicht recht gescheit! Was sollen wohl die Leute denken, wenn ich mich mit dir sehen lasse? Du bist ja ganz bucklig. Bucklige Kinder gehen nie spazieren, die bleiben immer zu Hause.“

Darauf wurde das kleine Mädchen ganz still, und sobald die neue Mutter das Haus verlassen, stellte es sich auf einen Stuhl und besah sich im Spiegel; und wirklich, es war bucklig, sehr bucklig! Da setzte es sich wieder

auf sein Fensterbrett und sah hinab auf die Straße, und dachte an seine gute alte Mutter, die es doch jeden Tag mitgenommen hatte. Dann dachte es wieder an seinen Buckel:

„Was nur da drinn ist?“ sagte es zu sich selbst, „es muß doch etwas in so einem Buckel drin sein.“

Und der Sommer verging, und als der Winter kam, war das kleine Mädchen noch blässer und so schwach geworden, daß es sich gar nicht mehr auf das Fensterbrett setzen konnte, sondern stets im Bett liegen mußte. Und als die Schneeglöckchen ihre ersten grünen Spitzchen aus der Erde hervorstreckten, kam eines nachts die alte gute Mutter zu ihm und erzählte ihm, wie golden und herrlich es im Himmel aussähe.

Am andern Morgen war das kleine Mädchen tot.

„Weine nicht, Mann!“ sagte die neue Mutter; „es ist für das arme Kind so am besten!“ Und der Mann erwiderte kein Wort, sondern nickte stumm mit dem Kopfe.

Als nun das kleine Mädchen begraben war, kam ein Engel mit großen, weißen Schwanenflügeln vom Himmel herabgeflogen, setzte sich neben das Grab und klopfte daran, als wenn es eine Thüre wäre. Alsbald kam das kleine Mädchen aus dem Grabe hervor, und der Engel erzählte ihm, er sei gekommen, um es zu seiner Mutter in den Himmel zu holen. Da fragte das kleine Mädchen schüchtern, ob denn bucklige Kinder auch in den Himmel kämen. Es könne sich das gar nicht vorstellen, weil es doch im Himmel so schön und vornehm wäre.

Jedoch der Engel erwiderte: „Du gutes, liebes Kind, du bist ja gar nicht mehr bucklig!“ und berührte ihm den Rücken mit seiner weißen Hand. Da fiel der alte garstige Buckel ab wie eine große hohle Schale. Und was war darin?

Zwei herrliche, weiße Engelflügel! Die spannte es aus, als wenn es schon immer fliegen gekonnt hätte, und flog mit dem Engel durch den blitzenden Sonnenschein in den blauen Himmel hinauf. Auf dem höchsten Platze im Himmel aber saß seine gute alte Mutter und breitete ihm die Arme entgegen. Der flog es gerade auf den Schoß.

18.

Der kleine Vogel.

Ein Mann und eine Frau wohnten in einem hübschen kleinen Hause, und es fehlte ihnen nichts zu ihrer vollen Glückseligkeit. Hinter dem Hause war ein Garten mit schönen alten Bäumen, in dem die Frau die seltensten Pflanzen und Blumen zog. Eines Tages ging der Mann im Garten spazieren, freute sich über die herrlichen Gerüche, welche die Blumen ausströmten, und dachte bei sich selbst: „Was du doch für ein glücklicher Mensch bist und für eine gute, hübsche, geschickte Frau hast!" Wie er das so bei sich dachte, da bewegte sich etwas zu seinen Füßen.

Der Mann, der sehr kurzsichtig war, bückte sich und entdeckte einen kleinen Vogel, der wahrscheinlich aus dem Neste gefallen war und noch nicht fliegen konnte.

Er hob ihn auf, besah ihn sich und trug ihn zu seiner Frau.

„Herzensfrau," rief er ihr zu, „ich habe einen kleinen Vogel gefangen; ich glaube, es wird eine Nachtigall!"

„Lieber gar!" antwortete die Frau, ohne den Vogel auch nur anzusehen; „wie soll eine junge Nachtigall in unseren Garten kommen? Es nisten ja keine alten drin."

„Du kannst dich darauf verlassen, es ist eine Nachtigall! Übrigens habe ich schon einmal eine in unserem Garten schlagen hören. Das wird herrlich, wenn sie groß

wird und zu singen beginnt! Ich höre die Nachtigallen so gern!“

„Es ist doch keine!“ wiederholte die Frau, indem sie immer noch nicht aufsah; denn sie war gerade mit ihrem Strickstrumpfe beschäftigt und es war ihr eine Masche heruntergefallen.

„Doch, doch!“ sagte der Mann, „ich sehe es jetzt ganz genau!“ und hielt sich den Vogel dicht an die Nase.

Da trat die Frau heran, lachte laut und rief: „Männchen, es ist ja bloß ein Spatz!“

„Frau,“ entgegnete hierauf der Mann, und wurde schon etwas heftig, „wie kannst du denken, daß ich eine Nachtigall gerade mit dem allergemeinsten verwechseln werde, was es giebt! Du verstehst gar nichts von Naturgeschichte, und ich habe als Knabe eine Schmetterlings- und eine Käfersammlung gehabt.“

„Aber, Mann, ich bitte dich, hat denn wohl eine Nachtigall einen so breiten Schnabel und einen so dicken Kopf?“

„Ja wohl, das hat sie; und es ist eine Nachtigall!“

„Ich sage dir aber, es ist keine; höre doch, wie er piepst!“

„Kleine Nachtigallen piepsen auch.“

Und so ging es fort, bis sie sich ganz ernstlich zankten. Zuletzt ging der Mann ärgerlich aus der Stube und holte einen kleinen Käfig.

„Daß du mir das eklige Tier nicht in die Stube setzt!“ rief ihm die Frau entgegen, als er noch in der Thüre stand. „Ich will es nicht haben!“

„Ich werde doch sehen, ob ich noch Herr im Hause bin!“ antwortete der Mann, that den Vogel in den Käfig, ließ Ameiseneier holen und fütterte ihn — und der kleine Vogel ließ sich's gut schmecken.

Beim Abendessen aber saßen der Mann und die Frau jeder an einer Tischecke und sprachen kein Wort miteinander.

Am nächsten Morgen trat die Frau schon ganz früh an das Bett ihres Mannes und sagte ernsthaft: „Lieber Mann, du bist gestern recht unvernünftig und gegen mich sehr unfreundlich gewesen. Ich habe mir eben den kleinen Vogel noch einmal besehen. Es ist ganz sicher ein junger Spatz; erlaube, daß ich ihn fortlasse.“

„Daß du mir die Nachtigall nicht anrührst!“ rief der Mann wütend und würdigte seine Frau keines Blickes.

So vergingen vierzehn Tage. Aus dem kleinen Häuschen schienen Glück und Friede auf immer gewichen zu sein. Der Mann brummte, und wenn die Frau nicht brummte, weinte sie. Nur der kleine Vogel wurde bei seinen Ameiseneiern immer größer, und seine Federn wuchsen zusehends, als wenn er bald flügge werden wollte. Er hüpfte im Käfig umher, setzte sich in den Sand auf dem Boden des Käfigs, zog den Kopf ein und plusterte die Federn auf, indem er sich schüttelte, und piepste und piepste — wie ein richtiger junger Spatz. Und jedesmal, wenn er piepste, fuhr es der Frau wie ein Dolchstich durchs Herz. —

Eines Tages war der Mann ausgegangen und die Frau saß weinend allein im Zimmer und dachte darüber nach, wie glücklich sie doch mit ihrem Manne gelebt habe; wie vergnügt sie von früh bis zum Abend gewesen seien und wie ihr Mann sie geliebt — und wie nun alles, alles aus sei, seit der verwünschte Vogel ins Haus gekommen.

Plötzlich sprang sie auf, wie jemand, der einen raschen Entschluß faßt, nahm den Vogel aus dem Käfig und ließ ihn zum Fenster in den Garten hinaushüpfen.

Gleich darauf kam der Mann.

„Lieber Mann,“ sagte die Frau, indem sie nicht wagte, ihn anzusehen, „es ist ein Unglück passiert; den kleinen Vogel hat die Katze gefressen.“

„Die Katze gefressen?“ wiederholte der Mann, indem er starr vor Entsetzen wurde; „Die Katze gefressen? Du lügst! Du hast die Nachtigall absichtlich fortgelassen! Das hätte ich dir nie zugetraut. Du bist eine schlechte Frau. Nun ist es für ewig mit unserer Freundschaft aus!“ Dabei wurde er ganz blaß, und es traten ihm die Thränen in die Augen.

Wie dies die Frau sah, wurde sie auf einmal inne, daß sie doch ein recht großes Unrecht gethan habe, den Vogel fortzulassen, und laut weinend eilte sie in den Garten, um zu sehen, ob sie ihn vielleicht dort noch fände und haschen könnte. Und richtig, mitten auf dem Wege hüpfte und flatterte das Vögelchen; denn es konnte immer noch nicht ordentlich fliegen.

Da stürzte die Frau auf dasselbe zu, um es zu fangen, aber das Vögelchen huschte ins Beet und vom Beet in einen Busch, und von diesem wieder unter einen anderen, und die Frau stürzte in ihrer Herzensangst hinter ihm her. Sie zertrat die Beete und Blumen, ohne im geringsten darauf zu achten, und jagte sich wohl eine halbe Stunde lang mit dem Vogel im Garten herum. Endlich erhaschte sie ihn und purpurrot im Gesicht und mit ganz verwildertem Haar kam sie in die Stube zurück. Ihre Augen funkelten vor Freude und ihr Herz klopfte heftig.

„Goldner Mann,“ sagte sie, „ich habe die Nachtigall wieder gefangen. Sei nicht mehr böse; es war recht häßlich von mir!“

Da sah der Mann seine Frau zum erstenmale wieder freundlich an, und wie er sie ansah, meinte er, daß sie

noch nie so hübsch gewesen wäre, wie in diesem Augenblicke. Er nahm ihr den kleinen Vogel aus der Hand, hielt ihn sich wieder dicht vor die Nase, besah ihn sich von allen Seiten, schüttelte den Kopf und sagte dann: „Kindchen, du hattest doch Recht! Jetzt sehe ich's erst; es ist wirklich nur ein Spatz. Es ist doch merkwürdig, wie sehr man sich täuschen kann."

„Männchen," erwiderte die Frau, „du sagst mir das bloß zuliebe. Heute sieht mir der Vogel wirklich selbst ganz wie eine Nachtigall aus."

„Nein, nein!" fiel ihr der Mann ins Wort, indem er den Vogel noch einmal besah und laut lachte, „Es ist ein ganz gewöhnlicher — Gelbschnabel." Dann gab er seiner Frau einen herzhaften Kuß und fuhr fort: „Trag' ihn wieder in den Garten und laß' den dummen Spatz, der uns vierzehn Tage lang so unglücklich gemacht hat, fliegen."

„Nein," entgegnete die Frau, „das wäre grausam! Er ist noch nicht recht flügge, und die Katze könnte ihn wirklich kriegen. Wir wollen ihn noch einige Tage füttern, bis ihm die Federn noch mehr gewachsen sind, und dann — dann wollen wir ihn fliegen lassen!" —

Die Moral von der Geschichte aber ist: wenn jemand einen Spatz gefangen hat und denkt, es sei eine Nachtigall — sag's ihm beileibe nicht; denn er nimmt's sonst übel, und später wird er's gewiß von selbst merken.

19.

Die himmlische Musik.

Als noch das goldene Zeitalter war, wo die Engel mit den Bauerkindern auf den Sandhaufen spielten, standen die Thore des Himmels weit offen, und der goldene Himmelsglanz fiel aus ihnen wie ein Regen auf die Erde herab. Die Menschen sahen von der Erde in den offenen Himmel hinein; sie sahen oben die Seligen zwischen den Sternen spazieren gehen, und die Menschen grüßten hinauf und die Seligen grüßten herunter. Das schönste aber war die wundervolle Musik, die damals aus dem Himmel sich hören ließ. Der liebe Gott hatte dazu die Noten selber aufgeschrieben, und tausend Engel führten sie mit Geigen, Pauken und Trompeten auf. Wenn sie zu ertönen begann, wurde es ganz still auf der Erde. Der Wind hörte auf zu rauschen und die Wasser im Meer und in den Flüssen standen still. Die Menschen aber nickten sich zu und drückten sich heimlich die Hände. Es wurde ihnen beim Lauschen so wunderbar zu Mut, wie man das jetzt einem armen Menschenherzen gar nicht beschreiben kann. —

So war es damals; aber es dauerte nicht lange. Denn eines Tages ließ der liebe Gott zur Strafe die Himmelsthore zumachen und sagte zu den Engeln: „Hört auf mit euerer Musik; denn ich bin traurig!“ Da wurden die Engel auch betrübt und setzten sich jeder mit seinem Noten-

blatt auf eine Wolke und zerschnitzelten die Notenblätter mit ihren kleinen goldenen Scheren in lauter einzelne Stückchen; die ließen sie auf die Erde hinunterfliegen. Hier nahm sie der Wind, wehte sie wie Schneeflocken über Berg und Tal und zerstreute sie in alle Welt. Und die Menschenkinder haschten sich jeder ein Schnitzel, der eine ein großes und der andere ein kleines, und hoben sie sich sorgfältig auf und hielten die Schnitzel sehr wert; denn es war ja etwas von der himmlischen Musik, die so wundervoll geklungen hatte. Aber mit der Zeit begannen sie sich zu streiten und zu entzweien, weil jeder glaubte, er hätte das beste erwischt; und zuletzt behauptete jeder, das was er hätte, wäre die eigentliche himmlische Musik, und das, was die anderen besäßen, wäre eitel Trug und Schein. Wer recht klug sein wollte — und deren waren viele — machte noch hinten und vorn einen großen Schnörkel daran und bildete sich etwas ganz Besonderes darauf ein. Der eine pfiff a und der andere sang b; der eine spielte in Moll und der andere in Dur; keiner konnte den anderen verstehen. Kurz, es war ein Lärm, wie in einer Judenschule. — So steht es noch heute! —

Wenn aber der jüngste Tag kommen wird, wo die Sterne auf die Erde fallen und die Sonne ins Meer, und die Menschen sich an der Himmelspforte drängen wie die Kinder zu Weihnachten, wenn aufgemacht wird — da wird der liebe Gott durch die Engel alle die Papierschnitzel von seinem himmlischen Notenbuche wieder einsammeln lassen, die großen ebensowohl wie die kleinen, und selbst die ganz kleinen, auf denen nur eine einzige Note steht. Die Engel werden die Stückchen wieder zusammensetzen, und dann werden die Thore aufspringen und die himmlische Musik wird aufs neue erschallen, eben so schön wie früher. Da werden die Menschenkinder verwundert und beschämt

dastehen und lauschen und einer zum anderen sagen: „Das hattest du! Das hatte ich! Nun aber klingt es erst wunderbar herrlich und ganz anders, nun alles wieder beisammen und am richtigen Orte ist!“ —

Ja, ja! So wird's. Ihr könnt euch darauf verlassen.

20.

Der kleine Mohr und die Goldprinzessin.

Es war einmal ein armer kleiner Mohr, der war kohlschwarz und nicht einmal ganz echt in der Farbe, so daß er abfärbte. Abends war sein Hemdenkragen stets ganz schwarz, und wenn er seine Mutter anfaßte, sah man alle fünf Finger am Kleid. Deshalb wollte sie es auch nie leiden, sondern stieß und schuppte ihn stets fort, wenn er in ihre Nähe kam. Und bei den anderen Leuten ging es ihm noch schlimmer.

Als er vierzehn Jahr alt geworden war, sagten seine Eltern, es sei höchste Zeit, daß er etwas lerne, womit er sich sein Brot verdienen könne. Da bat er sie, sie sollten ihn in die weite Welt hinausziehen und Musikant werden lassen; zu etwas anderem sei er doch nicht zu gebrauchen.

Doch sein Vater meinte, das wäre eine brotlose Kunst, und die Mutter wurde ganz ärgerlich und erwiderte weiter nichts als: „Dummes Zeug, du kannst nur etwas Schwarzes werden!"

Endlich kamen sie überein, er passe am besten zum Schornsteinfeger. Also brachten sie ihn zu einem Meister in die Lehre, und weil sie sich schämten, daß er ein Mohr war, so sagten sie, sie hätten in gleich schwarz gemacht, um zu sehen, wie es ihm stände.

So war nun der kleine Mohr Schornsteinfeger und

mußte tagaus tagein in die Essen kriechen. Und die Essen waren oft so eng, daß er Angst hatte, er bliebe stecken. Doch er kam stets glücklich wieder auf dem Dache heraus, obschon es ihm oft so war, als wenn Haut und Haare hängen blieben. Wenn er dann hoch oben auf dem Schornstein saß, wieder Gottes freie Luft atmete und sich die Schwalben um den Kopf fliegen ließ, wurde ihm die Brust so weit, als sollte sie ihm zerspringen. Dann schwenkte er den Besen und rief so laut: ho—i—do! ho—i—do! wie's die Schornsteinfeger zu thun pflegen, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und sprachen: „Seht einmal den kleinen schwarzen Knirps, was der für eine Stimme hat!"

Als er ausgelernt hatte, befahl ihm der Meister, er solle in seine Kammer gehen und sich waschen und ganz fein und nobel anziehen. Er wolle ihn freisprechen, dann wäre er Geselle.

Da überkam den armen kleinen Mohr eine Todesangst, denn er sagte sich: „Nun wird alles herauskommen!" Und das geschah auch; denn als er in seinem besten Staate wieder in die Meisterstube eintrat, wo schon Lehrlinge und Gesellen sich versammelt hatten, war er immer noch sehr schwarz, wenn auch hier und da etwas helles durchschimmerte, wo er sich das Schwarze in den Essen abgescheuert hatte. Da merkten alle mit Entsetzen, wie es mit ihm stand. Der Meister erklärte, Geselle könne er nun nicht werden, denn er sei ja nicht einmal ein ordentlicher Christenmensch; die Lehrjungen aber fielen über ihn her, zogen ihm die Kleider aus und trugen ihn in den Hof. Dort legten sie ihn trotz alles Sträubens unter die Plumpe, plumpten wacker darauf und rieben ihn mit Strohwisch und Sand, bis ihnen die Arme lahm wurden. Als sie endlich gewahr wurden, daß trotz aller Mühe gar wenig

abging, stießen sie ihn unter Scheltworten zur Hofthüre hinaus.

Da stand er nun mitten auf der Straße, hilflos und wie ihn der liebe Gott geschaffen, der arme kleine Mohr, und wußte nicht was anfangen. Da kam durch Zufall ein Mann vorbei, der besah ihn sich von oben bis unten und als er merkte, daß er ein Mohr war, sagte er, er sei ein vornehmer Herr und wolle ihn in seinen Dienst nehmen. Er solle nichts weiter zu thun bekommen, als hinten auf seinem Wagen zu stehen, wenn er mit seiner Frau spazieren führe, damit man gleich sehe, daß vornehme Leute kämen.

Da besann sich der kleine Mohr nicht lange, sondern ging mit, und anfangs ging alles gut. Denn die Frau des vornehmen Mannes mochte ihn gut leiden, und wenn sie an ihm vorbeiging, streichelte sie ihn jedesmal. Das war ihm in seinem Leben noch nie begegnet. Eines Tages jedoch, da sie auch wieder spazieren fuhren und er hinten drauf stand, erhob sich ein furchtbares Unwetter und der Regen floß in Strömen. Als sie wieder nach Hause kamen, sah der vornehme Herr, daß es hinten schwarz vom Wagen herabtröpfelte.

Da fuhr er den kleinen Mohr barsch an, was das heißen solle. Der erschrak heftig, und weil ihm nichts besseres einfiel, so antwortete er, die Wolken wären ganz schwarz gewesen; da hätte es gewiß auch schwarz geregnet.

„Larifari," antwortete der vornehme Herr, der schon merkte, woran's lag, nahm das Taschentuch, leckte zum Überfluß am Zipfel, und fuhr damit dem kleinen Mohr über die Stirn. Da war der Zipfel schwarz.

„Dacht' ich mir's doch gleich," rief er aus, „du bist ja nicht einmal echt! Das ist eine hübsche Entdeckung! Such' dir einen anderen Dienst. Ich kann dich nicht gebrauchen!"

Da packte der arme kleine Mohr weinend seine Siebensachen zusammen und wollte gehen. Doch die Frau des vornehmen Mannes rief ihn noch einmal zurück und sagte: es sei recht schade, daß ihr Mann es gemerkt hätte, denn sie wisse es schon lange. Freilich, ein großes Unglück sei es, ein Mohr zu sein, und besonders einer, der abfärbe. Doch er solle nicht verzagen, sondern brav und gut bleiben, dann würde er mit der Zeit noch ebenso weiß werden, wie die andern Menschen. Darauf schenkte sie ihm eine Geige und einen Spiegel, in dem solle er sich jede Woche einmal besehen.

So zog denn der kleine Mohr in die Welt hinaus und wurde Musikant. Einen Meister, der ihm etwas vorspielte, hatte er freilich nicht. Doch er horchte auf das, was die Vögel sangen und was die Büsche und Bäche rauschten und spielte es ihnen nach. Nachher ward er inne, daß die Blumen im Walde und die Sterne in der dunkeln Mitternacht auch ihre besondere Musik machten, wenn auch eine ganz stille, die nicht jedermann hört. Das war schon viel schwerer nachzuspielen. Aber das Schwerste lernte er zu allerletzt: so zu spielen, wie die Menschenherzen pochen. Er war wohl schon sehr viel die Kreuz und die Quer umher gewandert und hatte vielerlei erlebt, ehe er das lernte. —

Und es ging ihm auf seiner Wanderschaft zuweilen gut, meistenteils aber schlecht. Wenn er abends in der Dunkelheit vor irgend einem Hause Halt machte, ein schönes Lied spielte, und um Herberge für die Nacht bat, ließen ihn die Leute wohl ein. Sahen sie aber am andern Morgen wie schwarz er war, und daß man nicht gut that, sich mit ihm einzulassen, weil er abfärbte, so regnete es spitze Redensarten oder wohl gar Püffe. Deshalb verlor er aber den Mut nicht, sondern dachte an das, was die Frau des vornehmen Mannes zu ihm gesagt hatte, und fiedelte sich

weiter von Stadt zu Stadt und von Land zu Land. Jeden Sonntag zog er den Spiegel hervor und sah nach, wieviel abgegangen war. Viel war's freilich nicht, von einem Sonntag zum andern, denn es saß sehr fest, aber doch etwas, und als er fünf Jahre gewandert war, sah man überall die Grundfarbe durchschimmern. Gleichzeitig war er ein solcher Meister auf der Geige geworden, daß, wo er hinkam, jung und alt zusammenströmte, um ihm zuzuhören. —

Eines Tages kam er in eine wildfremde Stadt, in der herrschte eine goldene Prinzessin; die hatte Haare von Gold, und ein Gesicht von Gold, und Hände und Füße von Gold. Sie aß mit einem goldenen Messer und einer goldenen Gabel von einem goldenen Teller, trank goldenen Wein und hatte goldene Kleider an. Kurz alles war golden, was an ihr und was um sie war. Im übrigen war sie jedoch über die Maßen stolz und hochmütig, und obschon es ihre Unterthanen wünschten, daß sie sich einen Prinzen zum Mann nähme, weil sie meinten, Weiberregiment tauge nichts auf die Dauer, war ihr doch keiner schön und vornehm genug.

Jeden Morgen ließen sich etwa sechs Prinzen als Freier bei ihr melden, die abends zuvor mit der Post angekommen waren. Denn weit und breit sprach man von nichts, als von der Goldprinzessin und von ihrer Schönheit.

Die sechs Prinzen mußten sich dann der Reihe nach vor ihrem Throne aufstellen und sie besah sich dieselben von allen Seiten. Zuletzt rümpfte sie jedoch jedesmal die Nase und sagte:

„Der erste ist bucklich,
„Der zweite ist schmucklich,
„Der dritt' hat kein Haar,
„Der viert' ist nicht gar,

„Der fünft' ist perplex
„Und miesrig der sechst'!"
„Die Kur ist aus.
„Jagt mir alle sechse zur Stadt hinaus!"

Alsbald erschienen zwölf riesige Haiducken mit mannslangen Birkenreisern und trieben die ganze Gesellschaft zur Stadt hinaus. So ging es schon seit Jahren alle Tage. —

Als der kleine Mohr vernahm, wie wunderschön die Prinzessin war, konnte er an weiter gar nichts denken. Er ging nach ihrem Palaste, setzte sich auf die Treppenstufen, nahm die Geige zur Hand und fing an sein bestes Lied zu spielen. „Vielleicht sieht sie zum Fenster heraus," dachte er, „dann bekommst du sie zu sehen."

Es währte nicht lange, so befahl die Goldprinzessin ihren drei Kammermädchen nachzusehen, wer draußen so schön spiele. Da brachten sie die Nachricht, es wäre ein Mensch, der habe eine so absonderliche Gesichtsfarbe, wie sie dergleichen noch nie gesehen. Und die eine behauptete, er sei mausgrau; die zweite er sei hechtgrau, und die dritte gar er wäre eselsgrau.

Darauf meinte jene, das müsse sie selber sehen, sie sollten den Menschen heraufholen.

Da gingen die Kammermädchen abermals hinunter und führten ihn herauf, und als er die Prinzessin erblickte, die wirklich über und über von Gold war und wie die Sonne glänzte, war er erst so geblendet, daß er die Augen zumachen mußte. Als er sich aber ein Herz faßte und die Prinzessin ordentlich ansah, da wußte er sich nicht weiter zu helfen; er warf sich vor ihr auf die Kniee nieder und sagte:

„Allerschönste Goldprinzessin! Ihr seid so schön, wie Ihr es gar nicht wißt. Und wenn Ihr es wißt, so seid Ihr noch hunderttausendmal schöner. Ich bin ein kleiner

Mohr, der immer weißer wird; und das Lied was ich gespielt habe, ist noch lange nicht mein allerschönstes. Einen Mann müßt Ihr durchaus haben; und wenn Ihr mich heiraten wollt, werde ich so vergnügt, daß ich mit gleichen Beinen über den Tisch springen will!"

Als die Prinzessin dies hörte, machte sie zuerst ein Gesicht wie die Gänse wenn's wetterleuchtet, denn übermäßig klug war sie gerade nicht, trotz aller ihrer Schönheit, und dann fing sie so laut zu lachen an, daß sie sich die Hüften mit den Händen halten mußte. Und die drei Kammermädchen meinten, sie müßten auch mit lachen, und auf einmal traten noch die zwölf Haiducken herein, und wie sie sahen wer vor der Goldprinzessin kniete, schlugen auch sie ein Gelächter auf, daß es durch die ganze Stadt schallte.

Da befiel den kleinen Mohr ein ungeheurer Schrecken, denn er merkte wohl, daß er etwas Dummes gesagt hatte. Er nahm seine Geige, riß die Thür auf und sprang mit drei Sätzen die Treppe hinab. Dann lief er ohne sich umzusehen durch die Stadt, querfeldein bis in den nächsten Wald. Dort warf er sich todmüde ins Gras nieder und weinte als wenn er fortschwimmen wollte. —

Doch endlich ward er wieder ruhig und sagte zu sich selbst: „Wenn der Kutscher betrunken ist, gehen die Pferde durch! Bist du klug oder bist du dumm? Die Goldprinzessin wolltest du heiraten? Ganz dumm bist du! Da darfst du dich nicht wundern, wenn die Leute dich auslachen."

Damit hing er sich die Geige wieder über den Rücken, pfiff sich eins und wanderte weiter und zog wie zuvor von Stadt zu Stadt und von Land zu Land. Und von Jahr zu Jahr wurde er immer weißer und die Leute gewannen ihn immer lieber, denn die Lieder, die er sich ausdachte, wurden immer schöner, und kein Mensch konnte sich mit

ihm auf der Geige messen. Und als er groß und ein Mann geworden war, sah er ganz weiß aus, ja selbst weißer und reiner, als die meisten andern Leute. Niemand wollte glauben, daß er früher ein Mohr gewesen sei. —

Es trug sich zu, daß er auch einmal in einen Flecken kam, wo gerade Jahrmarkt war. Da sah er eine Bude mit einem roten Vorhang, der war früher einmal neu gewesen, jetzt aber zerlumpt und voller Flecke. Davor stand ein wüster Gesell mit einer bunten Jacke, der stieß in die Trompete und rief, die Leute möchten doch eintreten, es wären die größten Wunder der Welt zu sehen: ein Kalb mit zwei Köpfen, das zweimal fräße und bloß einmal verdaute, ein Schwein, das die Karte legen und wahrsagen könnte, und die hochberühmte, wunderschöne Goldprinzessin, um die sich alle Männer gerissen hätten.

„Das kann doch nicht deine Goldprinzessin sein?“ sagte er, ging jedoch trotzdem hinein.

Da war es ihm, als solle er vor Schreck in die Erde sinken; denn sie war es wirklich. Aber das Gold war fast überall ab, und er sah, daß sie nur von Blech war.

„Heiliger Gott!“ rief er aus, „wie kommst du hierher, und wie siehst du aus?“

„Was ist denn?“ erwiderte sie, als wenn gar nichts wäre. Nachdem sie sich jedoch überlegt, daß er sie gewiß schon früher einmal gesehen, wie sie noch ganz golden war, fügte sie zornig hinzu: „Glaubst du etwa, daß man ewig hält, du alberner Laffe? zupf' dich an deiner eigenen Nase!“

Da hätte er beinahe laut aufgelacht, denn er sah, daß sie ihn nicht erkannte. Doch sie that ihm viel zu leid, und so fragte er nur leise, ob sie denn gar nicht wisse, wer er sei. Er wäre der kleine Mohr, den sie vor Zeiten einmal so sehr ausgelacht hätte.

Nun war die Reihe an ihr ganz still zu werden und sich zu schämen, und unter vielem Schluchzen erzählte sie, wie erst an ein paar Stellen und dann fast überall das Gold heruntergegangen sei; wie sie das ihren Unterthanen lange verborgen und wie diese es endlich doch gemerkt und sie fortgejagt hätten. Nun zöge sie auf den Jahrmärkten umher, habe es aber sehr satt, und wenn er noch so dächte wie früher, wollte sie ihn gern heiraten.

Darauf erwiderte er sehr ernsthaft, er bedaure sie zwar von Herzen, sei aber schon viel zu verständig um eine Blechprinzessin zu heiraten. Er hoffe bestimmt noch einmal eine viel bessere Frau zu bekommen, wie sie. Damit ging er zur Bude hinaus und ließ die Blechprinzessin stehen, die vor Wut beinahe platzte und ihm, während er ging, fortwährend nachrief: „Mohrenjunge, Mohrenjunge! kohlschwarzer Mohrenjunge, der abfärbt!“ und ähnliches. Doch niemand wußte, wen sie damit meinte, da er längst auch nicht ein Tüpfchen Schwarzes mehr an sich hatte.

Er ging daher sittsam weiter, ohne sich auch nur umzusehen und war froh, daß er in seinem Leben nie wieder etwas von der abscheulichen Person erfuhr. Eine Zeit lang setzte er noch sein altes Wanderleben fort, als er aber fast die ganze Welt gesehen hatte, und anfing des Umherziehens müde zu werden, da traf es sich, daß der König von seinem Spiel hörte, und ihn zu sich rufen ließ. Ein Lied nach dem andern mußte er ihm bis in die späte Mitternacht vorspielen und zuletzt stieg der König von seinem Thron, umarmte ihn, und fragte, ob er sein bester Freund werden wollte. Als er dies bejaht, ließ ihn der König in seinem goldenen Wagen durch die Stadt fahren, und schenkte ihm ein Haus und soviel Geld, daß er sein Lebtag daran genug hatte. Und eine Frau bekam er auch. Zwar keine Prinzessin und noch weniger eine über und über goldene, aber

eine Frau, die ein goldenes Herz hatte. Mit der lebte er vergnügt und hochgeehrt bis an sein spätes Ende.

Die Blechprinzessin aber ward von Tag zu Tag unscheinbarer, und als das letzte bißchen Gold abgegangen war, wurde sie so viel hin- und hergeworfen, daß sie lauter Buckel und Dellen bekam.

Zuletzt kam sie zu einem Trödler. Dort steht sie noch heute in der Ecke zwischen allerhand Tand und Kram und hat Zeit zu bedenken, daß vielerlei abgeht im Leben, Hübsches sowohl, wie Häßliches, und daß daher alles darauf ankommt, was drunter ist.

21.

Von Himmel und Hölle.

Es war um die Zeit, wo die Erde am allerschönsten ist und es dem Menschen am schwersten fällt zu sterben, denn der Flieder blühte schon und die Rosen hatten dicke Knospen: da zogen zwei Wandrer die Himmelsstraße entlang, ein Armer und ein Reicher. Die hatten auf Erden dicht bei einander in derselben Straße gewohnt, der Reiche in einem großen, prächtigen Hause und der Arme in einer kleinen Hütte. Weil aber der Tod keinen Unterschied macht, so war es geschehen, daß sie beide zu derselben Stunde starben.

Da waren sie nun auf der Himmelsstraße auch wieder zusammengekommen, und gingen schweigend neben einander her.

Doch der Weg wurde steiler und steiler, und dem Reichen begann es bald blutsauer zu werden, denn er war dick und kurzatmig und in seinem Leben noch nie so weit gegangen. Da trug es sich zu, daß der Arme bald einen guten Vorsprung gewann und zuerst an der Himmelspforte ankam. Weil er sich aber nicht getraute anzuklopfen, setzte er sich still vor der Pforte nieder und dachte: „Du willst auf den reichen Mann warten; vielleicht klopft der an.“

Nach langer Zeit langte der Reiche auch an, und als er die Pforte verschlossen fand und nicht gleich jemand

aufmachte, fing er laut an zu rütteln und mit der Faust dran zu schlagen. Da stürzte Petrus eilends herbei, öffnete die Pforte, sah sich die beiden an und sagte zu dem Reichen: „Das bist du gewiß gewesen, der es nicht erwarten konnte. Ich dächte, du brauchtest dich nicht so breit zu machen. Viel Gescheites haben wir hier oben von dir nicht gehört, solange du auf der Erde gelebt hast!“

Da fiel dem Reichen gewaltig der Mut; doch Petrus kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern reichte dem Armen die Hand, damit er leichter aufstehen könnte, und sagte: „Tretet nur alle beide ein in den Vorsaal; das weitere wird sich schon finden!“

Und es war auch wirklich noch gar nicht der Himmel, in den sie jetzt eintraten, sondern nur eine große, weite Halle mit vielen verschlossenen Thüren und mit Bänken an den Wänden.

„Ruht euch ein wenig aus,“ nahm Petrus wieder das Wort, „und wartet bis ich zurückkomme; aber benutzt euere Zeit gut, denn ihr sollt euch mittlerweile überlegen, wie ihr es hier oben haben wollt. Jeder von euch soll es genau so haben, wie er selber es wünscht. Also bedenkt's, und wenn ich wieder komme macht keine Umstände, sondern sagt's, und vergeßt nichts; denn nachher ist's zu spät.“ —

Damit ging er fort. Als er dann nach einiger Zeit zurückkehrte und fragte, ob sie fertig mit Überlegen wären, und wie sie es sich in der Ewigkeit wünschten, sprang der reiche Mann von der Bank auf und sagte, er wolle ein großes, goldenes Schloß haben, so schön wie der Kaiser keins hätte, und jeden Tag das beste Essen. Früh Chokolade und mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus, und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rote Grütze. Das wären seine Leibgerichte. Und abends

jeden Tag etwas andres. Weiter wolle er dann einen recht schönen Großvaterstuhl und einen grünseidenen Schlafrock; und das Tageblättchen solle Petrus auch nicht vergessen, damit er doch wisse, was passiere.

Da sah ihn Petrus mitleidig an, schwieg lange und fragte endlich: „Und weiter wünschest du dir nichts?“ — „O ja!“ fiel rasch der Reiche ein, „Geld, viel Geld, alle Keller voll; soviel, daß man es gar nicht zählen kann!“

„Das sollst du alles haben,“ entgegnete Petrus, „komm, folge mir!“ und er öffnete eine der vielen Thüren und führte den Reichen in ein prachtvolles, goldenes Schloß, darin war alles so, wie jener es sich gewünscht hatte. Nachdem er ihm alles gezeigt, ging er fort und schob vor das Thor des Schlosses einen großen eisernen Riegel. Der Reiche aber zog sich den grünseidenen Schlafrock an, setzte sich in den Großvaterstuhl, aß und trank und ließ sich's gut gehen, und wenn er satt war, las er das Tageblättchen. Und jeden Tag einmal stieg er hinab in den Keller und besah sein Geld. — —

Und zwanzig und fünfzig Jahre vergingen und wieder fünfzig, so daß es hundert waren — und das ist doch nur eine Spanne von der Ewigkeit — da hatte der reiche Mann sein prächtiges, goldenes Schloß schon so überdrüssig, daß er es kaum mehr aushalten konnte. „Der Kalbsbraten und die Bratwürste werden auch immer schlechter,“ sagte er, „sie sind gar nicht mehr zu genießen!“ Aber es war nicht wahr, sondern er hatte sie nur satt. „Und das Tageblättchen lese ich schon lange nicht mehr, fuhr er fort; „es ist mir ganz gleichgültig, was da unten auf der Erde sich zuträgt. Ich kenne ja keinen einzigen Menschen mehr. Meine Bekannten sind schon längst alle gestorben. Die Menschen, die jetzt leben müssen, machen so närrische Streiche und schwatzen so sonderbares Zeug, daß es einem

schwindlich wird, wenn man's liest." Darauf schwieg er und gähnte, denn es war sehr langweilig, und nach einer Weile sagte er wieder:

„Mit meinem vielen Gelde weiß ich auch nichts anzufangen. Wozu hab' ich's eigentlich? Man kann sich hier doch nichts kaufen. Wie ein Mensch nur so dumm sein kann und sich Geld im Himmel wünschen!" Dann stand er auf, öffnete das Fenster und sah hinaus.

Aber obschon es in dem Schlosse überall hell war, so war es doch draußen stockdunkel; stockdunkel, so daß man die Hand vorm Auge nicht sehen konnte, stockdunkel, Tag und Nacht, jahraus jahrein und so still wie auf dem Kirchhof. Da schloß er das Fenster wieder und setzte sich aufs neue auf seinen Großvaterstuhl; und jeden Tag stand er ein- oder zweimal auf und sah wieder hinaus. Aber es war noch immer so. Und immer früh Chokolade und mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rote Grütze; immerzu, immerzu, einen Tag wie den andern. —

Als jedoch tausend Jahre vergangen waren, klirrte der große eiserne Riegel am Thor und Petrus trat ein. „Nun," fragte er, „wie gefällt es dir?"

Da wurde der reiche Mann bitterböse: „Wie mir's gefällt? Schlecht gefällt mir's; ganz schlecht! So schlecht, wie es einem nur in so einem nichtswürdigen Schlosse gefallen kann! Wie kannst du dir nur denken, daß man es hier tausend Jahre aushalten kann! Man hört nichts, man sieht nichts; niemand kümmert sich um einen. Nichts wie Lügen sind es mit eurem vielgepriesenen Himmel und mit eurer ewigen Glückseligkeit. Eine ganz erbärmliche Einrichtung ist es!"

Da blickte ihn Petrus verwundert an und sagte: „Du weißt wohl gar nicht, wo du bist? Du denkst wohl du

bist im Himmel? In der Hölle bist du. Du hast dich ja selbst in die Hölle gewünscht. Das Schloß gehört zur Hölle."

„Zur Hölle?" wiederholte der Reiche erschrocken. „Das hier ist doch nicht die Hölle? Wo sind denn der Teufel und das Feuer und der Kessel?"

„Du meinst wohl," entgegnete Petrus, „daß die Sünder jetzt immer noch gebraten werden, wie früher? Das ist schon lange nicht mehr so. Aber in der Hölle bist du, verlaß' dich darauf, und zwar recht tief drin, so daß du einen schon dauern kannst. Mit der Zeit wirst du's wohl selbst inne werden."

Da fiel der reiche Mann entsetzt rückwärts in seinen Großvaterstuhl, hielt sich die Hände vors Gesicht und schluchzte: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Mensch, was soll aus mir werden?"

Aber Petrus machte die Thüre auf und ging fort, und als er den eisernen Riegel draußen wieder vorschob, hörte er drinnen den Reichen immer noch schluchzen: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Mensch, was soll aus mir werden?" —

Und wieder vergingen hundert Jahre und aber hundert, und die Zeit wurde dem reichen Manne so entsetzlich lang, wie niemand es sich auch nur denken kann. Und als das zweite Tausend zu Ende kam, trat Petrus abermals ein.

„Ach!" rief ihm der reiche Mann entgegen, „ich habe mich so sehr nach dir gesehnt! Ich bin sehr traurig! Und so wie jetzt soll es immer bleiben? die ganze Ewigkeit? Und nach einer Weile fuhr er fort: „Heiliger Petrus, wie lang ist wohl die Ewigkeit?"

Da antwortete Petrus: „Wenn noch zehntausend Jahre vergangen sind, fängt sie an."

Als der Reiche dies gehört, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und begann bitterlich zu weinen. Aber Petrus stand hinter seinem Stuhl und zählte heimlich seine Thränen, und als er sah, daß es soviele waren, daß ihm der liebe Gott gewiß verzeihen würde, sprach er: „Komm, ich will dir einmal etwas recht Schönes zeigen! Oben auf dem Boden weiß ich ein Astloch in der Wand, da kann man ein wenig in den Himmel hineinsehen."

Damit führte er ihn die Bodentreppe hinan, und durch allerhand Gerümpel bis zu einer kleinen Kammer. Als sie in diese eintraten, fiel durch das Astloch ein goldener Strahl hindurch dem heiligen Petrus gerade auf die Stirn, so daß es aussah, als wenn Feuerflammen auf ihr brannten.

„Das ist vom wirklichen Himmel!" sagte der reiche Mann zitternd.

„Ja!" erwiderte Petrus, „nun sieh' einmal durch!"

Aber das Astloch war etwas hoch oben an der Wand, und der reiche Mann nicht sehr groß, so daß er kaum hinaufreichte.

„Du mußt dich recht lang machen und ganz hoch auf die Zehen stellen," sagte Petrus. Da strengte sich der Reiche so sehr an, als er nur irgend konnte, und als er endlich durch das Astloch hindurchblickte, sah er wirklich in den Himmel hinein. Da saß der liebe Gott auf seinem goldnen Thron zwischen den Wolken und den Sternen in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit und um ihn her alle Engel und Heiligen.

„Ach," rief er aus, „das ist ja wunderbar schön und herrlich, wie man es sich auf der Erde gar nicht vorstellen kann. Aber sage, wer ist denn das, der dem lieben Gott zu Füßen sitzt und mir gerade den Rücken zukehrt?"

„Das ist der arme Mann, der auf der Erde neben dir

gewohnt hat und mit dem du zusammen heraufgekommen bist. Als ich euch auftrug, es euch auszudenken, wie ihr es in Ewigkeit haben wolltet, hat er sich bloß ein Fußbänkchen gewünscht, damit er sich dem lieben Gott zu Füßen setzen könne. Und das hat er auch bekommen, genau so, wie du dein Schloß.“ —

Als er dies gesagt, ging er still fort, ohne daß es der Reiche merkte. Denn der stand immer noch ganz still auf den Fußspitzen und blickte in den Himmel hinein und konnte sich nicht satt sehen. Zwar es fiel ihm recht schwer, denn das Loch war sehr hoch oben, und er mußte fortwährend auf den Zehen stehen; aber er that es gern, denn es war zu schön, was er sah.

Und nach abermals tausend Jahren kam Petrus zum letztenmal. Da stand der reiche Mann immer noch in der Bodenkammer an der Wand auf den Fußspitzen und schaute unverwandt in den Himmel hinein, und war so ins Sehen versunken, daß er gar nichts merkte, als Petrus eintrat.

Endlich legte ihm aber Petrus die Hand auf die Schulter, daß er sich umdrehte, und sagte:

„Komm mit, du hast nun lange genug gestanden! Deine Sünden sind dir vergeben; ich soll dich in den Himmel holen. — Nicht wahr, du hättest es viel bequemer haben können, wenn du nur gewollt hättest?“

22.

Der alte Koffer.

Ein alter Herr, der viel reiste, besaß einen Koffer. Schön war der Koffer nicht, aber grundhäßlich; denn er war mit struppigem Seehundsfell überzogen und hatte eiserne Bänder und Ecken. In dem Fell aber waren schon oft die Motten gewesen, und das eiserne Beschläge war stark verrostet, hatte auch mit der Zeit manchen Buckel und manche Schmarre bekommen.

„Der kann was vertragen,“ sagten die Kofferträger, wenn sie ihn aus dem Wagen hoben. Bums! warfen sie ihn hin, daß es krachte. Das war nun gerade nicht dazu angethan, die ohnedies schon üble Laune des alten Koffers zu mildern. Mit seinen eisernen Ecken stieß und knuffte er jeden, der ihm in den Weg kam: „Ihr braucht mir ja nicht zu nahe zu kommen,“ brummte er, wenn die andern Koffer, mit denen er zusammenreiste, sich darüber beklagten. „Ihr wollt euch doch bloß ansehn, wie struppig ich bin.“

Aber der Herr, dem der Koffer gehörte, war ein Sonderling. Wenn er zu Haus war, mußte der Koffer stets in seiner Stube unter dem vergoldeten Spiegel stehen, obgleich es recht komisch aussah: der alte, häßliche Koffer in der sonst ganz hübschen, gemütlichen Stube. Und wenn er reiste und irgendwo einkehrte, war es stets das erste,

daß er sich den Koffer bringen und neben sein Bett stellen ließ.

„Es wird wohl Geld im Koffer sein!“ meinten die Leute, „weil er ihn gar nicht aus den Augen läßt.“ Doch in diesem Punkte waren sie völlig auf dem Holzwege. Etwas war schon darin; aber Geld? Nein, Geld am allerwenigsten!

War nun der alte Herr ganz allein in der Stube, so drückte er auf eine geheime Feder. Schwupp! sprang der Koffer auf, und was war darin? Ein vollständig verschlossener, prachtvoller Kasten mit rotem Sammt beschlagen und mit goldenen Tressen und Schnüren besetzt.

Sobald jemand anderes in die Stube eintrat: schnapp! schlug der Deckel zu.

Doch das Dienstmädchen des alten Herrn war sehr schlau. Einmal ließ sie die Schuhe vor der Thüre stehen und schlich ganz leise in Strümpfen bis an den Koffer hin, der gerade offenstand.

Sie war schon ganz dicht daneben, und als sie es so rot und golden im Koffer blinken sah, vergaß sie sich und rief: „Herrgott der alte Koffer ist ja wohl inwendig ganz hübsch!“ Da merkte der Koffer, daß jemand Fremdes da sei. Schnapp! schlug er mit Gewalt zu und hätte ihr beinahe die Finger abgeklemmt; denn sie wollte eben hineingreifen, um sich zu überzeugen, ob es wirklich Sammt und weich wäre.

„Pfui!“ sagte sie erschrocken, „was ist das für ein alter, garstiger Koffer; mit dem darf man sich gar nicht einlassen!“ Wenn sie später jemand nach dem Koffer fragte, mit dem ihr Herr so geheim thue, und ob nicht irgend etwas Besonderes daran sei, erwiderte sie: es sei gar nichts an dem alten Koffer und darin noch weniger. Jeder Mensch habe seine Eigenheiten, besonders was alte,

unverheiratete Leute seien. Ihr Herr habe nun einmal sein Herz an den alten struppigen Koffer gehängt; weiter sei es nichts.

Aber es war doch etwas Besonderes in dem Koffer. Denn zuweilen riegelte der alte Herr vorsichtig sämtliche Zimmerthüren zu, drückte auf die geheime Feder, so daß der Deckel aufsprang, horchte dann noch einmal, ob alles draußen still wäre, und wenn er niemand hörte, hob er den roten Sammtkasten aus dem Koffer heraus und setzte ihn vor sich auf den Tisch. Darauf drückte er auf eine zweite verborgene Feder am Kasten, und der rote Sammtdeckel sprang auch auf.

Und was war darin?

Unglaublich, aber wahr! Eine ganz niedliche kleine Märchenprinzessin mit zwei langen Zöpfen hinten herunter und roten Hackenschuhen. Sie sprang auch sofort mit gleichen Beinen aus dem Kasten heraus, setzte sich darauf und ließ die Beine baumeln — und das machte sie so reizend — und fing dann an die allerhübschesten Märchen zu erzählen.

Und der alte Herr saß im Lehnstuhl und hörte ihr aufmerksam zu. —

Eines Tages, als sie eben mit Erzählen fertig war, sagte sie: „Ich habe dir nun schon soviele hübsche Märchen erzählt; ich glaube, du vergißt sie immer wieder. Kannst du sie nicht aufschreiben?“

„O ja,“ antwortete der alte Herr, „aufschreiben könnte ich sie schon, wenigstens so einigermaßen und freilich bei weitem nicht so hübsch, als du sie erzählst; aber es darf niemand wissen, woher ich sie weiß, und besonders nicht, daß du in dem alten Koffer steckst. Denn ich muß dich ganz allein haben. Sonst kommen gleich alle Leute und wollen dich besehen, und tapsen dich mit ihren ungeschickten

Fingern an. Der Sammt am Kasten würde auch bald schlecht werden."

„Nein, um Gotteswillen!" entgegnete die kleine Märchenprinzessin. „Aber wundern würden sich die Leute doch, wenn sie wüßten, wer in dem alten Koffer steckt."

Und dann lachte sie.

„Still!" sagte auf einmal der alte Herr, „es klopft jemand an die Thüre. Kriech' rasch wieder in den Kasten." Sodann trug er eilig den Kasten in den Koffer. Schnapp! schlug der Deckel mit Seehundsfell zu, und als das Dienstmädchen — denn sie war es — hereinkam und den Thee brachte, stand der alte Koffer wieder ganz mürrisch und struppig unter dem Spiegel. Als sie an ihm vorbeiging gab sie ihm heimlich, und ohne daß es der alte Herr merkte, einen Fußtritt und murmelte: „Alter garstiger Koffer, gestern hast du mir beinahe den Finger abgeklemmt!"



Kleine Geschichten.



Frau Bertha Welcker

geb. von Klipstein

zugeeignet.

Die beiden Weiser.

Es war schon spät in der Nacht. Auf den Straßen war es ganz still geworden, und der Wächter hatte die Laternen gelöscht. In dem großen, stattlichen Hause am Markt, wo die beiden steinernen Riesen an den Thorpfeilern stehen und den großen Balkon mit dem sonderbar verschnörkelten, altmodischen Eisengeländer tragen, war nur das Eckzimmer neben dem kleinen Erker matt erleuchtet, und nur dann und wann sah man ein Licht wie ein Glühwürmchen die lange anstoßende Zimmerreihe durchirren, um bald wieder zu dem Eckzimmer zurückzukehren. So ging es schon seit acht Tagen.

Die Nachbarn wußten alle, was es zu bedeuten hatte; denn wenn sie früh aufgestanden waren und vor die Hausthüre traten, oder die Köpfe zu den Fenstern hinausstreckten, um frische Luft zu schöpfen und sich guten Morgen zu wünschen, wie das in kleinen Städten Brauch ist, fragte einer den anderen regelmäßig: „Wie es wohl heute drüben bei Präsidentens gehen mag?“ Meist zuckte der Gefragte dann mit den Achseln und antwortete: „Schlecht, schlecht! daß Gott erbarm!“ vielleicht noch hinzusetzend: „die alte Christel, als sie eben die Semmeln holte, hatte ganz dick verweinte Augen und sagte, es sei keine Hoffnung.“

Und dann erzählten sich die Leute, was sie sich schon

hundertmal erzählt: wie die Tochter des Präsidenten, die ihrer aller Liebling war, vor vierzehn Tagen als glückselige Braut von einer Reise in die Schweiz zurückgekehrt sei, in den ersten Tagen noch allen Nachbarn freundlich aus dem Erker zugenickt habe und dann plötzlich hoffnungslos erkrankte.

Es ging aber heute Abend wirklich ganz schlecht drüben: es ging zu Ende. Eben sah man wieder einen Lichtschein vom Eckzimmer, in dem die arme Kranke lag, ausgehen; dann wurde die alte geräumige Hausflur hell, und nicht lange, so trat der Präsident, ein Licht in der Hand, mit dem dicken freundlichen Doktor vor das Hausthor. Sein weißes Haar flatterte in der nächtlichen Herbstluft, und die Kerze bestrahlte sein tiefbetrübtes Gesicht.

Er hielt die Hand des Doktors fest in die seinige gepreßt, als wolle er ihn nicht fortlassen, und lange standen beide so da. Dann zog der alte Herr den Doktor plötzlich an seine Brust, küßte ihn und ging langsam und gebeugten Hauptes wieder die große Steintreppe hinauf.

Er durchschritt die langen, öden Zimmerreihen mit den verdunkelten Ahnenbildern und von altertümlich geschnitzten Möbeln, sobald er sich dem Eckzimmer näherte, leise auf den Zehen schleichend; dann öffnete er geräuschlos die Thür und stellte sich an das Kopfende des Bettes der Kranken. Neben ihr saß die alte Christel im Lehnstuhl und schluchzte. Sein Gesicht war jetzt grau und steinern wie das der Riesen am Thor, und er war wohl fast ebensogroß als sie, aber die Thränen rollten über seine bleichen Wangen und fielen auf das Kopfkissen.

Nach einer Weile schlug die Kranke die Augen auf und sah unruhig um sich, als wenn sie etwas suche.

„Was wünsch'st du, mein Kind, meine arme Marie?"

„Die Uhr, Vater!"

Von dem Tischchen neben dem Bett nahm der Präsident eine kleine goldene Uhr, an der eine Kette mit einem Medaillon hing, und hielt sie der Kranken unschlüssig hin.

„Auf!“ flüsterte sie.

Er drückte die Feder des Medaillons auf. Es enthielt das Bild eines jungen Mannes. Aber die Kranke hatte die Augen schon wieder geschlossen, und langsam ließ der Vater die erhobene Hand mit Uhr und Medaillon wieder sinken.

Nach einigen Minuten machte das junge Mädchen abermals eine Bewegung mit ihrer blassen Hand und sagte leise: „Unter mein Kopfkissen!“

Die alte Christel bog das Kissen etwas zurück, legte die dunkeln Haare, die wirr herabfielen, der Kranken vorsichtig auf die Schultern und der Präsident schob zögernd die Uhr an die verlangte Stelle.

Die Uhr tickte vernehmlich in der lautlosen Stille. Die Kranke atmete seufzend und unregelmäßig. Ihre weiße Brust, auf der die schwarzen Haare lagen, hob und senkte sich gewaltsam. Dann wurde sie wieder ruhiger und schien zu schlafen und zu träumen.

Doch sie lauschte ängstlich dem Ticken der Uhr. Es war ihr, als hörte sie sprechen. Feine Stimmen antworteten sich. Zuerst sehr leise, dann ganz verständlich. Aus der Uhr, unter dem Kopfkissen hervor, kamen die Stimmen:

„Lieber, bester Freund“, sagte der kleine Weiser zum großen, „willst du denn wirklich schon wieder gehen? du bist ja kaum gekommen. Ach, du läufst mir immer fort! Kaum auf einen Augenblick kommst du nach Hause. Selbst zu Mittag läßt du dich kaum auf eine Minute sehen.“

„Herzensfrau,“ antwortete der große Weiser, „du weißt, es geht nicht anders. Ich muß meinen Geschäften

nachgehen, wie das einem Manne und Hausvater geziemt, und wie du im Hause deinen Geschäften nachgehst. Auch sehe ich ja jede Stunde des Tages einmal vor und schwatze mit dir. Das thun sehr wenige Männer."

„Ach," sagte der kleine Weiser, „du giebst mir immer dieselbe Antwort. Die kann ich schon auswendig. Das hätte ich nicht gedacht, als wir noch verlobt waren! Da hing unsere Uhr in dem großen, krystallhellen Laden in Genf, der hart am Quai liegt, und das Zifferblatt war gerade nach dem schönen, blauen See gewandt, und du und ich standen genau auf der Zwölf dicht übereinander. Da konnten wir miteinander schwatzen, soviel wir Lust hatten! Keinem Menschen fiel es ein die Uhr aufzuziehen und uns fortwährend wie toll im Kreise herumzujagen, — und besonders dich, du armer Mann. Du mußt ja schon ganz außer Atem sein. Du wirst alle Tage magerer!"

„Ja, ja," seufzte der große Weiser, „es waren schöne Zeiten! Wir sahen hinaus auf den Quai, wo die Leute spazieren gingen; wir sahen die Dampfschiffe ankommen und die Fremden aussteigen, und dann blickten wir wieder über die spiegelklare Fläche des Sees hinweg zu den schneebedeckten Bergen, und sahen ihre Spitzen im Abendrot funkeln."

„Und als wir uns dann verheiratet," nahm wieder der kleine Weiser das Wort, „war es anfangs noch eben so schön; da bliebst du immer bei mir. Aber eines Tages, es sind heute gerade sechs Wochen, kam plötzlich ein junger, vornehmer Mann in den Laden und sagte zum Uhrmacher: „Zeigen Sie mir die schönsten goldenen Damenuhren, die Sie haben."

Darauf setzte der Uhrmacher seine große Hornbrille auf, nahm eine Menge Uhren aus den Schränken und legte sie

auf den Ladentisch. Der junge Herr besah sie alle hin und her und schien unschlüssig. Plötzlich ging der Uhrmacher ans Fenster und nahm auch unsere Uhr von ihrem Messinghäkchen. „Etwas ganz Feines, auf Ehre, Herr Baron!“ sagte er auf französisch zu ihm.

„Die ist wirklich sehr hübsch,“ entgegnete der junge Mann, indem er die Rückseite der Uhr betrachtete. „Da sind ja in Email die beiden Engel von der sixtinischen Madonna darauf. Das wird ihr Freude machen.“

Darauf ließ er an die Uhr eine goldene Kette knüpfen, nahm ein Medaillon aus der Tasche, hing es an die Kette, zählte dem Uhrmacher eine große Menge Goldstücke auf den Tisch und ging.

Draußen am Quai aber waren unterdessen ein alter Herr und eine schöne, junge Dame fortwährend auf- und abgegangen, und als der junge Mann endlich aus dem Laden heraustrat, gingen sie ihm entgegen. „Du bist ja recht lange geblieben, Konrad,“ sagte das junge Mädchen, „und wolltest dir nur einen Uhrschlüssel für deinen verlornen kaufen!“

Aber der junge Mann antwortete nicht und that, als wenn er die Frage nicht gehört. Er gab ihr den Arm und sie schlenderten eifrig schwatzend den See entlang. Als dann nach einer Weile der alte Herr ein klein wenig zurückgeblieben war, zog er die Uhr aus der Tasche und sagte: „Ein kleines Andenken an das schöne Genf, Marie, wo unsere glücklichen Herzen sich gefunden haben.“ — —

Indem schlug die Rathausuhr auf dem Markt Zwölf. Das arme kranke Mädchen seufzte tief auf und ließ den Kopf leise auf die Brust sinken. Der Präsident zuckte schmerzlich zusammen und beugte sich mit dem Ausdrucke der namenlosesten Angst über den Kopf seiner Tochter, lauschend, ob er vielleicht ihren Atem gehen oder ihr

Herz schlagen hören könne. Aber es war ganz still. Sie war tot.

Er kniete neben dem Bett nieder, nahm ihre kalte Hand und drückte sie an seine Lippen. So blieb er wohl eine halbe Stunde. Dann schüttelte er sich, wie einer, der friert, stand auf, strich der Toten die Haare glatt und rückte das Kopfkissen zurecht. Dabei glitt die Uhr ins Bett.

Er nahm sie auf, sah lange auf das Zifferblatt und sagte dann zur alten Christel, die unaufhörlich weinend immer noch auf dem Lehnstuhl saß:

„Um zwölf ist sie gestorben, und die Uhr ist gerade um zwölf stehen geblieben. Die beiden Weiser stehen genau aufeinander. Kein Mensch soll sie wieder aufziehen — wenigstens nicht bis er kommt und ihre Sterbestunde auf ihr gelesen hat. Geh' zu Bett, Christel, du hast viele Nächte nicht geschlafen; ich brauche dich nicht mehr. Gute Nacht!"

Die Rumpelkammer.

Es war gegen elf Uhr vormittags, als Herr Doktor juris utriusque Albrecht Holzheimer ins Zimmer trat, den Hut und ein großes, wohlverschnürtes und versiegeltes Paket Papiere auf das Schreibpult warf und sich selbst müde in den davorstehenden Lehnstuhl fallen ließ. Erst am Abend zuvor war er nach langer, beschwerlicher Reise in seiner nordischen Vaterstadt und seinem verödeten väterlichen Hause eingetroffen. Früh um acht Uhr war er schon wieder ausgegangen. Nun aber waren die Geschäfte, um derentwillen er zurückgekommen, erledigt. Er hatte die letzten Fäden, die ihn an seine alte Heimat knüpften, gelöst, sein Haus mit dem umfangreichen kaufmännischen Geschäft, das seit Urgroßvaters Zeiten im Erdgeschoß betrieben wurde, an den bisherigen Verwalter verkauft. Was sollte er auch mit ihnen anfangen? Zum Kaufmannssache hatte er nie die geringste Neigung verspürt; wo er sich später dauernd ansiedeln würde, wußte er selbst noch nicht. Jedenfalls nicht hier.

Er sah sich in dem altertümlichen Zimmer um, in dem als Knabe gehaust. Es waren noch die alten Möbel, und sie standen noch an denselben Stellen wie zuvor. Selbst die Gardinen waren wohl noch die alten. Das dunkle, reich geschnitzte Schreibpult, vor dem er saß, war

das seines Vaters gewesen; dann hatte man es ihm eingeräumt, und er hatte an ihm seine Schularbeiten angefertigt. Die Erinnerung an seine Kinderjahre erfüllte ihn ganz. Sie waren sehr glückliche gewesen. Freilich, seine Eltern hatte er kaum gekannt, — nur des Vaters erinnerte er sich dunkel; aber nach ihrem Tode war eine ältere Schwester des letzteren ins Haus gezogen und hatte die Erziehung des Knaben übernommen. Er hatte sie leidenschaftlich geliebt und wie an einer zweiten Mutter an ihr gehangen. Da starb auch sie, als er eben das fünfzehnte Jahr erreicht, nach längerem Kränkeln dahin, so daß er nun ganz allein stand. Die nächsten Freunde erboten sich zwar willig, den Knaben zu sich zu nehmen, aber der Vormund erschien und nahm ihn trotz aller Widerrede eben dieser Freunde mit sich nach Süddeutschland.

Seitdem war Albrecht Holzheimer nur zweimal in seiner Heimat gewesen. Heut' war es das dritte und, wie er glaubte, das letzte Mal.

Er nahm einen Bogen Schreibpapier, der vor ihm auf dem Pulte lag, und begann auf ihm mit dem Bleistift allerhand Schnörkel und Arabesken zu zeichnen. Noch ehe er eine Figur fertig hatte, strich er sie wieder aus.

„Ich werde nicht hingehen!" sagte er plötzlich und halblaut zu sich selbst. „Ich werde von unterwegs aus an die Frau Senatorin schreiben und mich entschuldigen. Sie wird erfahren, daß ich nur einen Tag hier gewesen bin. — Wozu auch?" — —

Er fiel wieder in seine Gedanken zurück und zeichnete einen zweiten Bogen voll. Die Hast und Unruhe, mit denen er den Stift führte, bezeugte seine innere Erregung.

In der nächsten Parallelstraße lag das Haus der verwitweten Frau Senator Amthor, der Jugendfreundin seiner

verstorbenen Tante. Vom zweiten Stock aus konnte man den hohen Giebel sehen, der mit seinen Kranen und seinen durch Läden geschlossenen Speicherfenstern alle Dächer überragte. Trotz des eben ausgesprochenen Beschlusses, nicht hinzugehen, — dort im Amthorschen Hause waren seine Gedanken. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre war er dort täglich ein- und ausgegangen; fast seine sämtlichen Freistunden hatte er dort verlebt. Die einzige Tochter der Senatorin, Ursula, war seine tägliche Spielgenossin gewesen. Sie war vier Jahre jünger wie er, und es hatte zwischen den Kindern ein inniges, geschwisterliches Verhältnis bestanden. Ihr damaliges Bild stand lebhaft vor seiner Seele. Dann war er plötzlich fortgenommen worden. O! wie er geweint hatte, und wie unglücklich er gewesen war, als er die kleine, ernsthafte und verständige Freundin verlassen mußte, um mit dem fremden Herrn abzureisen!

Etwa vier Jahre später hatte er sein Abiturientenexamen gemacht. Schon mehrere Wochen zuvor war eine freundliche Einladung der Frau Senatorin eingelaufen, die freie Zeit zwischen Schule und Universität bei ihr zuzubringen. Sobald er das Zeugnis in der Tasche hatte, reiste er ab. Es war sein erster größerer, selbständiger Ausflug. Er fand im Hause seiner mütterlichen Freundin alles beim alten. Ursula war klug und verständig, wie immer, aber wenig gewachsen und noch ein volles Kind.

Dann, wieder nach einer Reihe von Jahren, war er als frischgebackener Doktor noch einmal zurückgekehrt, — diesmal uneingeladen und unerwartet. Er war inzwischen mündig geworden, und es war sein eigenes Haus, in dem er als Herr abstieg. Unangemeldet trat er in das Wohnzimmer der Frau Senatorin, die zufällig in der Küche beschäftigt war. Ein großes, schlank aufgewachsenes Mädchen stand am Fenster und erschrak sichtlich, als es

ihn erkannte. Rasch ging er auf sie zu; doch sie verbeugte sich vor ihm und gab ihm dann erst zögernd die Hand, ihn zwar mit dem Vornamen, aber mit „Sie“ anredend. — Er wurde genötigt zu Tisch zu bleiben und saß neben ihr; aber die jungen Leute konnten sich nicht wieder finden. Ursula unterhielt sich fast nur mit ihrem zweiten Nachbar, einem weitläufigen Vetter, der als Commis in einem der großen Handelshäuser der Stadt arbeitete und dessen Redseligkeit Albrecht verletzte. Die Frau Senatorin bemühte sich vergeblich, ein allgemeines Gespräch zustandezubringen. Der Faden riß, sobald sie ihn geknüpft, wieder ab. Am folgenden Tage war Albrecht nach einem kurzen, etwas verlegenen Abschiedsbesuche, bei dem er Ursula nicht zu Haus getroffen, wieder abgereist. Er hatte die Absicht gehabt, längere Zeit, vielleicht den ganzen Winter über, zu bleiben und sich in seinem eigenen Hause einzurichten. Nun wurde in der Stadt erzählt, er habe um Ursula angehalten und einen Korb bekommen.

So stand es. — —

Der junge Mann erhob sich, schloß das mittlere Fach des Pultes auf und zog einen Kasten hervor. Er war bis oben vollgepackt. Er lächelte und räumte den Inhalt heraus: Schreibhefte aus Quarta und Tertia, sorgfältig geordnet; kleine Kästchen und Schachteln mit allerlei Tand, wertlose Steine und Muscheln, wie er sie am benachbarten Meeresstrande aufgelesen. Er nahm alles heraus, um die Wertpapiere, die er mit sich nach Haus gebracht, in den Kasten zu legen; da fielen ihm noch einige Gegenstände in die Hand, die sein vollstes Interesse zu erwecken schienen: ein großer verrosteter Schlüssel, an dem ein Holztäfelchen mit unleserlicher Aufschrift hing, und zwei Glaskrystalle, die offenbar zu einem altmodischen Kronleuchter gehörten.

Er nahm den Schlüssel in die eine, die Glasstückchen

in die andere Hand und setzte sich seufzend wieder auf den Lehnstuhl.

Er schloß die Augen und träumte. Wieder war es die Jugendgespielin, die ihn beschäftigte; nicht die schlanke, schweigsame Jungfrau, sondern die kleine Ursula, die ihn mit ihren großen blauen Augen ansah. „Guten Tag, Urselchen,“ sagte er zu ihr, „ich bin mit den Schularbeiten fertig; komm, wir wollen in der Rumpelkammer spielen; ich habe das neue Buch mitgebracht!“ Er nahm sie bei der Hand, und sie sprangen vergnügt die Bodentreppe hinauf. Über dem Wohnzimmer der Senatorin lag eine große Kammer; hier war ihr Lieblingsspielplatz. Selten, außer im kalten Winter, verging ein Tag, wo sie nicht oben waren. Denn im Laufe der Zeit hatte sich hier unglaubliches Gerümpel angesammelt: Truhen und Kisten mit allem möglichen veralteten Hausrat gefüllt; alte Möbel und altes Geschirr; verschossene Brokatkleider und abgetragene Sammetröcke; und von einem schief an der Decke verlaufenden Balken herab hing an einem Strick ein zerbrochener Glaskronleuchter, aus unzähligen auf Draht gereihten Krystallen bestehend. An der Wand aber lehnten in großen dunklen Rahmen eine Reihe alter, größtenteils durchlöcherter Familienbilder. Eins gefiel ihnen besonders: eine stattliche Dame in blauem Kleide mit dünner, steifer Taille und zahlreichen Perlenschnüren auf dem bloßen Halse: die blaue Madam, wie sie die Kinder nannten.

Sie traten ein. In der Mitte des Raumes stand eine Holzkiste, über die sie einen alten Teppich gebreitet hatten und die sie als Sofa benutzten. — „Wir wollen heut, nicht spielen, Urselchen, ich will dir gleich das neue Buch zeigen und dir vorlesen.

Und er schlug den Arm, mit dem er das Buch hielt, um ihren Nacken und las. — —

Jetzt schlug es zwölf Uhr. Herr Albrecht Holzheimer stand abermals auf, trat vor den Spiegel und brachte sich die Haare in Ordnung. „Nein,“ rief er aus, „es wäre undankbar und feige zugleich, wenn ich nicht hinginge! Einen kurzen Besuch! Morgen reise ich ab.“ —

Inzwischen stand daheim Fräulein Ursula Amthor im Erker des Wohnzimmers und begoß ihre Blumen. Sie nahm sich offenbar viel Zeit dazu, denn schon seit einer halben Stunde war sie damit beschäftigt. Jedermann in der Stadt wußte, daß Herr Albrecht Holzheimer heute hatte kommen wollen, und daß er gekommen war. Auch sie wußte es. An die Möglichkeit, daß er an ihrem Hause vorübergehen könne, hatte sie nicht gedacht. Auf dem Sofa saß die Frau Senatorin und strickte, nicht ohne dann und wann einen prüfenden und besorgten Blick auf die Tochter zu werfen, die ihr den Rücken zukehrte. —

„Mutter,“ hob plötzlich Ursula an, „hast du nicht über uns Schritte gehört? Es muß jemand auf dem Boden sein!“

„Ich höre nichts, Kind.“

Ursula schwieg. Nach einer Weile wiederholte sie eindringlicher: „Hörst du nichts, Mutter?“

„Ja, es scheint mir jetzt wirklich selbst so. Aber warum ängstigt dich das, Ursula? Es wird eben jemand von den Leuten auf dem Boden zu thun haben.“

„Nein, Mutter! Das ist niemand von den Leuten! Es waren ganz deutliche, große Männerschritte; und über uns liegt nur die alte Rumpelkammer, die, wie du weißt, seit langen Jahren stets verschlossen ist. Keine von den Mädchen kann zu dem Schlüssel. Ich werde hinaufgehen und sehen, was es bedeutet!“

„Bleibe doch, Kindchen! Es ist ja völlig gleichgültig, wer oben ist. — Außerdem — ich höre nichts mehr; es war wohl nur eine Täuschung!“

Aber Ursula ging.

Klopfenden Herzens stieg sie die Treppe hinauf — wahrhaftig — die Thüre der Rumpelkammer stand weit auf; die Sonne schien durch die Thüröffnung in den dunkeln Bodengang und die Sonnenstäubchen tanzten in dem breiten, streifigen Lichtstrahle.

Sie horchte einige Minuten, dann schlich sie auf den Zehen heran und bog den Kopf über den Thürpfosten.

Da saß Albrecht in der Rumpelkammer, die Augen starr auf die offene Thür geheftet, so daß sie wußte, er müsse sie gesehen haben. Totenbleich trat sie mitten in die Thüre. „Albrecht!“ rief sie aus, „du hier?“ Er sprang auf und streckte ihr beide Arme entgegen. „Ursula!“ schrie er, mit einem Tone, der ihr durch Mark und Bein ging, „Ursula!“ Da hob auch sie die Arme auf, ging ihm entgegen und warf sich ihm weinend an die Brust. Er drückte sie lange und innig an sich; dann küßte er sie, fast zagend, auf die Stirn und fragte: „Ursula, liebe Ursula, bist du noch die alte?“ — „Ja,“ erwiderte sie ernst und feierlich, und ließ den Kopf, den sie eben erhoben hatte, um ihm ins Auge zu sehen, wieder auf seine Brust fallen, als wolle sie sich hier verbergen.

Er nahm sie an der Hand, — sie war glutrot geworden und zitterte, — und sie setzten sich beide auf die alte Kiste, auf der sie so oft als Kinder gesessen, und um sie lag und stand all der Kram und all die Schätze, mit denen sie in der Jugend gespielt. Gegenüber an der Wand lehnte wieder die blaue Madam und sah sie mit ihren großen Augen freundlich an, — ich glaube es war Ursulas Urgroßmutter — und vor ihnen hing der gläserne Kronleuchter herab, und die Sonne spielte in seinen zitternden Krystallen und warf Regenbogenlichter auf die Diele.

Sie saßen lange schweigend. Endlich sagte Ursula er-

rötend: „Ich kann es nicht begreifen, lieber Albrecht, daß ich dich nicht habe kommen sehen. Ich stand im Erker, von dem man doch die ganze Straße hinaufsieht, und begoß meine Blumen wohl schon eine Viertelstunde lang, ehe ich über uns die ersten Schritte hörte und hinaufging, um zu sehen, wer hier wäre!"

„Ich bin durch die Hinterthüre gekommen, Ursula!"

„Durch die Hinterthüre? Da hast du ja durch den Bäckerladen, euch gegenüber, gehen müssen und durch den langen engen Hof des Nachbars!"

„Ja," erwiderte er lächelnd, „ich habe es völlig in Gedanken gethan. Der Weg ist soviel kürzer und ich bin ihn früher immer gegangen. Auf einmal stand ich im Bäckerladen, und die Leute, die mich kannten, sahen mich verwundert an. Da blieb mir gar nichts übrig, als zu fragen, ob man noch durchgehen könne."

„Aber dann bist du wohl auch bei uns die Hintertreppe hinaufgestiegen?"

„Natürlich! Deshalb bin ich ja eben auf den Boden gekommen statt zu euch! Ich war so in Gedanken, daß ich eine Treppe zu hoch hinaufging, und dann befand ich mich plötzlich vor der Thür der alten Rumpelkammer, — und — da griff ich in die Tasche. Ich muß wohl vorher den Schlüssel eingesteckt haben, ich weiß es wirklich nicht. Aber ich hatte den Schlüssel, und erst als ich ihn ins Schloß gesteckt, und die Thür knarrte und aufging, und ich das alles sah, merkte ich, wo ich war."

„Ja," sagte er nachdenklich, — „hier in der Tasche hatte ich ihn!" Und — als wenn er zeigen wollte, wie es gekommen sei, griff er in die Tasche und brachte zwei Glasprismen heraus, genau wie die, aus denen der Kronleuchter bestand. Sie lagen auf seiner Hand und glitzerten, als wären es Diamanten, die er ihr zum Geschenk brächte.

„Die muß ich auch eingesteckt haben, als ich hierher ging!" meinte er treuherzig. „Wie es gekommen ist, weiß ich nicht; und wie es gekommen ist, daß ich dich nun wieder habe, weiß ich auch nicht. Aber — daß ich dich wieder habe, und daß ich dich nun nie wieder lassen werde, das weiß ich!"

Sie drückte ihm still die Hand und schwieg eine Weile; dann sagte sie: „Das mit dem Schlüssel begreife ich doch nicht, Albrecht! Wie bist du nur überhaupt zu ihm gekommen? Er hängt ja schon seit Jahren im Schlüsselschränkchen! Wer hat ihn dir gegeben?"

„Ursel," sagte er, „weißt du noch, wie ich vor zehn Jahren fort mußte und weinte und ich dich bat, du solltest hübsch aufpassen auf alle unsere lieben Schätze hier oben? Da antwortetest du: Albrecht, ich gehe nicht wieder hinauf, gar nicht, — kein einziges Mal, bis du wieder kommst. Und als du das gesagt, schlich ich mich auf den Boden, zog den Schlüssel ab und verschloß ihn in das alte Pult. Heute Morgen, als ich die Papiere weglegen wollte, habe ich ihn gefunden. — Aber, wie er in meine Tasche gekommen ist — das weiß ich nicht!"

„Ja, ja!" erwiderte sie zustimmend. „Als du fort warst, wurde der Schlüssel überall gesucht. Endlich ließ die Mutter den Schlosser rufen und einen neuen anfertigen. — Aber Albrecht," fuhr sie fort, und die Thränen kamen ihr in die Augen, „du mußt mich doch immer lieb gehabt haben, in der langen Zeit, wo du fort gewesen bist und nichts von dir hast hören lassen, sonst wärst du nicht durch den Bäckerladen gegangen, und den Schlüssel und die Krystalle hättest du auch nicht eingesteckt!"

„Ja!" versicherte er aus tiefster Überzeugung, „aber ich habe es selbst nicht gewußt, wenigstens nicht, wie sehr! Aber nun sage auch du mir, Ursula, warum warst du so

kalt gegen mich, als ich das letzte Mal hier war? Warum hast du mich ‚Sie‘ genannt, so daß ich denken mußte, du wolltest gar nichts von mir wissen, und Hals über Kopf wieder abreiste?“

„Albrecht,“ sagte sie leise, „als du damals kamst, da war ich unterdessen erwachsen geworden; und als du so rasch auf mich zuschrittest, da merkte ich, daß ich dich lieb hatte, und bekam Angst, du würdest mich küssen; und da erschrak ich.“

‚Aber du hast mich ‚Sie‘ genannt!“

‚Deswegen, Albrecht, deswegen! — Aber — ich glaube, ich bin seit einer halben Stunde hier oben auf dem Boden. Die Mutter wird mich schon lange vermissen!“

„Komm, wir wollen zusammen zur Mutter gehen.“

Sie sah ihn selig an und nickte zustimmend. Doch plötzlich erschrak sie und sagte: „Dann mußt du aber durch die Küche, denn die vordere Bodenthür ist immer verschlossen. Ich bin ja selbst auch die kleine Hintertreppe hinaufgegangen, wie du. Was werden die Leute sagen?“

„Laß doch die Leute, Urselchen!“

Er gab ihr den Arm und sie gingen hinunter an der staunenden Köchin vorbei zur Mutter. Sprachlos sah diese die beiden eintreten.

Er beugte sich tief nieder und küßte der alten Dame bewegt die Hand.

„Mama,“ sagte er, „wir waren in der alten Rumpelkammer. Da sind immer noch die alten, hübschen Sachen. Und dann haben wir in unsere Herzen gesehen und gefunden, daß das auch zwei Rumpelkammern sind, die ganz voll von alten, lieben Sachen stecken. Das letzte Mal, als ich hier war, standen wohl Wolken am Himmel; aber heute schien die Sonne gerade hinein, und da blitzte und glitzerte es, wie Sie sich das gar nicht vorstellen können.“

Da zog die Frau Senatorin den jungen Mann an ihr Herz, nahm seinen Kopf in beide Hände, sah ihm lange vertrauensvoll in die alten, bekannten Augen, küßte ihn und sprach:

„Vieles verstehe ich noch nicht; aber die Hauptsache verstehe ich. Gott segne euch, Kinder! Gott segne euch! Amen!“

Francesco.

Es war um die Zeit, als Julius der Zweite im Begriff stand gegen Bologna aufzubrechen. Voll von Truppen lag Rom. Auf den wüsten Strecken des Viminal und Esquilin brannten ihre halberloschenen Wachtfeuer und zogen sich von hier, das gewaltige Rund des Kolosseum umgebend, in langen Reihen über das Forum bis zum Kapitol. Nach dem wilden Lärm und dem Waffengetöse des Tages war es endlich still geworden. Krieger und Rosse lagen in tiefem Schlaf, und nur die klirrenden Schritte vereinzelter, auf und ab wandelnder Posten durchbrachen die lautlose Nacht.

Unweit der Stelle, wo heut' St. Bonaventura mit seinen Palmen vom Ostabhange des Palatins herabschaut, stand auch damals ein Kloster, und es schlossen sich daran die unregelmäßigen Bauten trotziger und finsterer Kastelle, welche die römischen Barone über dem Schutt der Kaiserpaläste aufgerichtet hatten.

Eben war vom Turm des Klosters der Ruf des wachehaltenden Mönchs erklungen, der die Mitternachtstunde anzeigte, als ein leichtes Geräusch wie von einem fallenden und dann rollenden Steine hörbar ward. Der am Konstantinsbogen stehende Wachtposten warf vergeblich den Kopf zurück, ohne jedoch gewahren zu können, daß sich über

ihm auf die Klostergartenmauer ein Mönch geschwungen hatte, dessen dunkle Gestalt in scharfen Umrissen gegen den blassen Nachthimmel abstach.

Es war Bruder Francesco, der jüngste Mönch zwar des Klosters, aber berühmt wegen seiner Frömmigkeit und wegen seines Wissens, der besondere Günstling und der Vertraute des Priors. Wenige Monate vor der Geburt dieses ihres ersten Kindes war die Mutter Francescos bei einer Reise durch Umbrien von einem Trupp fahnenflüchtigen Kriegsvolkes überfallen worden. Begleitung und Dienerschaft war bis auf den letzten Mann niedergemacht, und die junge, kaum siebzehnjährige Frau bis zur Erlangung schweren Lösegeldes in die Berge geschleppt worden. Im täglichen Gebet um ihre Befreiung hatte die Unglückliche damals der Mutter Gottes gelobt, ihr Kind, falls es ein Sohn sein würde, ganz dem Dienste der Kirche zu weihn. Und als es ein Sohn war und der Sohn zum Knaben heranwuchs, hatte der Vater, der einem der ältesten römischen Geschlechter angehörte, widerwillig, aber dem Schwur sich fügend, seinen Erstgeborenen den Priestern übergeben.

Mittlerweile war Francesco zweiundzwanzig Jahre alt geworden. Vor kurzem hatten ihn beide Eltern im Kloster aufgesucht. Als sich die Pforte wieder hinter ihnen schloß, schlug Pietro, der Vater, unmutig gegen sein Degengefäß und rief: „Schade um das adlige Blut, das in seinen Adern fließt! Hättest du den Jungen nicht an die Kapuzen verschachert, — der König von Frankreich hat keine stolzeren Edelleute an seinem Hof, als er einer geworden wäre!"

„Ein Heiliger ist mehr!" erwiderte schüchtern die Mutter.

„In Rom nicht, Angelina!"

Francesco hatte seine Eltern ruhig scheiden sehen. Das Klosterleben war ihm Gewohnheit und Bedürfnis geworden; aber wenige Tage darauf war eine mächtige Veränderung

mit ihm vorgegangen. Mehr wie je schloß er sich in seiner Zelle ein, um dann wieder stundenlang betend auf den Steinfließen vor dem Altare zu liegen. Dem Prior war es nicht entgangen; denn er ließ bei Tisch oft schmerzlich prüfend die Blicke auf ihm ruhen. Heute früh aber hatte er ihn zu sich rufen lassen, lange mit ihm gesprochen und ihn dann zur Beichte geschickt.

Die Mauer war an der Stelle, die Francesco zum Übersteigen gewählt hatte, nicht hoch. In halber Höhe sprang an ihrer Außenwand eine Steinrinne vor, die dem Regenwasser zum Abfluß aus dem Klostergarten diente, und dicht daneben stand ein Granatbaum. Trotz des langen hinderlichen Mönchsgewandes hatte er in weniger als einer Minute festen Boden unter sich, klomm den Abhang neben der Mauer hinauf und schritt vorsichtig, die gebahnten Wege vermeidend, zwischen Feigen und Steineichengebüsch vorwärts. Er mochte nur wenige Minuten in der Richtung nach dem Kapitol zu gewandert sein, als er plötzlich Halt machte. Vor ihm lag eine steil ansteigende, mit dichtem Gestrüpp bewachsene Böschung, aus dem hie und da die zackigen Reste zerstörten Mauerwerks hervorragten. Er hob den Kopf empor und lauschte, zog die Kutte enger um den Leib, kletterte einige Fuß hinauf und bog das Gesträuch auseinander. Im fahlen Scheine des Mondes sah man eine durch Reisig und Bündel trockener Stauden absichtlich verdeckte, unregelmäßige Öffnung im Gemäuer. Er räumte das Hindernis rasch bei Seite und schlüpfte hinein. Es war ein kurzer, hochgewölbter Gang, von spärlich einfallendem Mondenlicht eben noch soweit erleuchtet, daß man seitlich den hohen Bogen einer Thüröffnung bemerkte, die in einen anscheinend größeren Raum führte. Er trat ein und tappte fühlend die Wand entlang. Rasch fand er, was er gesucht, schlug Feuer und zündete

eine Wachsfackel an. Ihr gelbroter Schein erleuchtete ein halbverschüttetes Zimmer der alten Kaiserpaläste. Die der Thüröffnung gegenüberliegende Mauerwand hatte zwar nachgegeben; Steine, Kalk und Erde waren hier hereingestürzt und bildeten eine fast bis zur Mitte des Zimmers reichende Trümmermasse; aber die Decke und die übrigen Wände waren unversehrt, und an der einen Seitenwand, auf mannshohem Postamente, stand ein wundervolles marmornes Frauenbild, unberührt, ohne Flecken und Fehl, wie es vor zweitausend Jahren aus der Hand des griechischen Meisters hervorgegangen: die Göttin der Liebe, aus dem weißen Schaum des Meeres eben emporgestiegen, nackt, in voller, leuchtender Frauenschönheit. Sie hatte beide Arme über den Kopf erhoben, den Schleier sich umzubinden, und richtete sich leicht auf den Zehen empor, als würde es ihr dadurch weniger schwer, ihn hoch über sich zu halten, so daß der Leib etwas vor, die Schultern etwas zurücktraten. Die linke Hand lag auf dem Kopf und nestelte den Schleier fest, während die rechte sein anderes Ende weit und hoch abhielt, damit es die Haare nicht in Unordnung bringe.

Der junge Mönch lehnte sich gegenüber an die Zimmerwand, die Lippen halb geöffnet, die Augen regungslos auf die glänzende, zauberhafte Gestalt geheftet. Seine Brust atmete tief und langsam, wie bei einem Menschen, der schläft, aber ein Sturm von Gefühlen ging über sein Herz. Mit der gespreizten Hand griff er rückwärts und das Hinterhaupt preßte er fest gegen die Mauer, als müßte er sich halten, damit ihn der Sturm nicht fortwehe.

Vor etwa acht Tagen hatte er, zu einem Sterbenden in eine der festen Burgen des Palatins gerufen, dieses Gemach zufällig entdeckt, dessen Eingang durch die gewaltigen Regengüsse der vorausgegangenen Nacht, die Erde und Buschwerk weggerissen hatten, bloßgelegt worden war.

Eine unbesiegbare Neugierde hatte ihn getrieben zu erfahren, was der Raum bedeute, was er enthalte. Noch an demselben Tage war er, eine Fackel unter der Kutte verbergend, zurückgekehrt. Seitdem hatte er jede Nacht stundenlang hier verweilt.

Rom und Italien waren damals erfüllt von dem Duft, bestrahlt von dem Glanz der nach langem Schlaf zu neuem Leben erwachten antiken Kunst. Tausend heimische, kaum entwickelte oder noch streng geschlossene Knospen hatten sich in diesem Duft und Glanz wie über Nacht zu voller, ungeahnter Blütenpracht entfaltet. Jung und alt, hoch und niedrig, reich und arm waren wie berauscht und geblendet. Griechenlands Himmel stand über Rom und die alten Götter zogen an ihm auf. Früh, wenn die Sonne kam, sah man wieder Phöbus mit den weißen Rossen sich emporschwingen, von den Horen umtanzt, und vor ihm die rosenfingrige Eos herfliegen. Zerlumpte Bettler stritten sich an den Straßenecken, welche von den zwei zuletzt ausgegrabenen Statuen die schönere sei, und befühlten den Marmor; und der Papst, von seinen Kardinälen umstanden, rühmte die wundervolle Brust eines gestern gekauften Frauentorso.

Francesco hatte kühlen Herzens neben dieser gewaltigen Strömung gestanden; er hatte ihren Hochgang betrachtet, gesehen, wie sie alles mit sich fortriß, und sich, wie an einen Baum, der fest am Ufer gründet, an seinen Beruf und seinen Glauben, seine strengen Ordensregeln und seine himmlische Zukunft gehalten. Nun brauste die Flut auch ihm über das Haupt; und ein zweiter, fast noch mächtigerer Strom hatte sich ihr zugesellt, dessen er sich verzweifelt, wie ein Ertrinkender, zu erwehren suchte. Was er mit dem Gelübde zum Opfer gebracht, zum erstenmale in seinem Leben fühlte er es voll und ganz. In glühenden Farben stand es vor seiner Seele. Wie oft, wenn er sonst, Al-

mosen sammelnd, durch Häuser und Paläste gegangen war, hatten die brennenden Augen der römischen Mädchen und Frauen mit Wohlgefallen auf dem schönen Mönche geruht. Unberührt, gleichgültig, als wenn er selbst eine Statue von Stein sei, war er zwischen ihnen hindurchgewandelt. Wenn er aber jetzt, von seinem nächtlichen Gange zurückgekehrt, schlaflos in seiner dunklen Zelle lag, kamen ihm diese Gestalten wieder. Sie umringten und umschwebten ihn, und ihre Gesichter nahmen die Gestalt der Göttin der Liebe an, die ihn mit ihrem milden Lächeln angesehen, den Kopf leise gesenkt, als wollte sie sich ihm zuneigen. Und wenn ihn dann ein kurzer, wirrer Schlaf befiel, sah er die Göttin im enganschließenden, golddurchwirkten Gewand, und sich selbst neben ihr in der üppigen Tracht der Edelleute des Cinquecento, und wie er die Göttin aufs Pferd hob und sie beide dahinsprengten.

Er hatte lange gestanden, bewegungslos, wie festgebannt. Jetzt richtete er sich auf, trat einige Schritte vor und beleuchtete das Bild bald von dieser, bald von jener Seite. Die Fackel brannte unruhig; Lichtwellen rieselten über die Brust und den Leib der Göttin wie goldenes Wasser über einen klaren Bachgrund. Sie schien zu leben, zu atmen, sich leise zu bewegen. Er stöhnte laut auf, setzte sich auf die Steine des Mauersturzes und steckte die Fackel neben sich in den Schutt, so daß sie aufrecht stand. Bald wurde er etwas ruhiger und sah halb zerstreut um sich.

Es war ein großer, saalartiger Raum, in dem er sich befand; die Wände glänzend dunkelbraun, die Decke gewölbt, weiß, ohne Schmuck; unter ihr ein Fries anmutiger, in leichten Bogen ausgespannter Blumenguirlanden, auf denen da, wo die Bildsäule stand, weiße Tauben saßen: die Lieblingsvögel der Göttin, die ihren Wagen zogen,

wenn sie sich von den goldenen Wolken des Olymp herabsenkte, um sterbliche Menschen mit ihrer Liebe zu beglücken und Griechenland Helden und Könige zu schenken. Auf dem Fußboden aber sah man ein buntes Mosaik mit Nereïden, Tritonen und Seeungeheuern: Gefolge und Dienerschaft der Göttin.

Er ließ die Fackel stecken, stand wieder auf und ging unruhig hin und her. Gestern früh hatte er gebeichtet und versprochen, nicht wieder hierher zurückzukehren, aber sein Wort nicht gehalten. Nun war es sicher das letzte Mal. Morgen sollte dem heiligen Vater die Nachricht von dem neuen Funde gebracht werden. Die Zeit drängte, denn der Aufbruch des Heeres stand täglich bevor. Francesco selbst sollte zu Julio gehen. So hatte es der Prior bestimmt. Er wußte, er konnte dem nicht ausweichen, es nicht wieder rückgängig machen.

Im Thürbogen stehend, schickte er sich zögernd an zu gehen. Doch die Fackel mußte zuvor gelöscht werden, fast hätte er es vergessen. Noch einmal hob er die Augen zu dem Bilde auf, das jetzt ein leichter Schatten bedeckte. Der Marmor schimmerte an den Händen, an den Umrissen von Leib und Schenkeln rötlich durch. So schön, so lebenswarm, so begehrenswert war sie ihm noch nie erschienen. Mit ausgebreiteten Armen ging er ihr entgegen. Er fühlte das Blut pulsierend sich nach dem Kopfe strömen; er hörte sein Rauschen im eigenen Ohr. Seine Gedanken verwirrten, seine Augen umschleierten sich. Er zitterte heftig, und doch war es ihm, als wenn ihn eine übermenschliche Kraft durchdringe, als müsse er die Bildsäule herunterheben, in seine Arme nehmen und mit sich forttragen. Wohin? Irgend wohin; in irgend ein Versteck, von dem niemand wüßte als er, um sie immer und ganz allein zu besitzen und sich nie wieder von ihr zu trennen.

Er riß die Fackel aus dem Boden und schwang sie hoch über sich, als wäre sie eine Waffe. „Sie lebt!“ — schrie er plötzlich gellend auf. Deutlich hatte er ihre Lippen sich bewegen sehen, und mit Entsetzen gewahrte er jetzt einen Zug um ihren sonst so liebreizend lächelnden Mund, den er zuvor nie bemerkt: hochmütig, höhnisch fast, wie der Edelgeborene den gemeinen Mann, wie der Reiche den Armen, den er von der Schwelle weist, schaute sie ihn an. Sinnlos sprang er auf die Bildsäule zu: besitzen, zerstören, ein Ende machen — zu einem einzigen, ihn ganz erfüllenden, gewaltthätigen Gedanken verschmolz es ihm. Mit beiden Händen griff er zu den feinen Knöcheln empor und umspannte sie wie mit eisernen Klammern. Ein gewaltiger Ruck! da splittert der Marmor unter seinen Händen, da wankt die Bildsäule; sie neigt sich, — sie stürzt! Ein gellender Aufschrei, ein dumpfer, hallender Schlag, — und über dem röchelnden Manne, in schwerer, tötlicher Umarmung, liegt die Marmorlast. Vom Halse abgelöst rollt der Kopf hin, Arme und Füße zerschellen auf dem steinernen Boden.

Noch einige tiefe, seufzende Atemzüge, dann wird es still; aber lange noch brennt die der Hand des Sterbenden entfallene Fackel und bestrahlt den weißen, glanzvollen Frauenleib, der auf der dunklen, lang hingestreckten Männergestalt liegt, wie die verzweifelte Braut auf dem toten Geliebten.

Am andern Morgen, als Francesco bei der Frühmesse fehlte und sein Lager unberührt gefunden wurde, machte sich der Prior, das Herz von trüben Ahnungen erfüllt, an der Spitze sämtlicher Klosterbrüder auf, ihn zu suchen. Er sollte ihn bald finden; hatte doch der Verstorbene noch tags zuvor ihm genau die Stelle bezeichnet, und lag doch der vorher sorgfältig verdeckte Eingang nun frei und offen.

Eine Anzahl der beherztesten Mönche drang mit Fackeln bewaffnet zuerst ein. Ihr lautes Klagegeschrei verkündete den draußen Stehenden, was ihrer warte; und bald brachten zwei den Körper ihres entseelten Genossen und legten ihn vor den Füßen des Priors auf die Erde. Aus dem Innern des Gemäuers aber erschollen jetzt neue wilde Rufe, Verwünschungen und dröhnende Schläge. Die thörichte Wut der Zurückgebliebenen hatte sich gegen das heidnische Götzenbild gewandt, dem der von allen verehrte und bewunderte Bruder zum Opfer gefallen war. Und während der eine den abgebrochenen Kopf aufhob und ihn auf dem Marmorboden zerschellen ließ, schleppten die anderen Steine von der eingestürzten Mauerwand herbei und suchten mit ihnen die Bildsäule zu zertrümmern. Zu spät tönte der Haltruf des nachstürzenden Priors. Nur die Hauptmasse des Rumpfes hatte noch widerstanden; aber auch sie war schwer geschädigt. Dahin die unberührte Frische und der strahlende Jugendglanz, welche dem herrlichen Körper den Stempel göttlicher Vollkommenheit aufgedrückt!

Gesenkten Hauptes stand der Prior lange in stummer Betrachtung: dann rief er mit fast klagender Stimme: „Was habt ihr gethan, Wahnwitzige? Ein Wunderwerk Gottes habt ihr zerstört! Ja, unseres Gottes!“ wiederholte er strenger. „Schweigt! Ihr versteht mich nicht, wie ihr auch den Tod dieses Unglücklichen nicht verstehen werdet. Jede Entbehrung, jedes Martyrium hätte er ertragen; doch — wen die Schönheit der Welt nicht erhebt, den erdrückt sie! — Kommt, tragt den Toten nach Haus und legt ihn in seiner Zelle nieder; — und dann — versammelt in der Kirche euch, laßt uns für seine arme Seele beten!“



Gedichte.

Altes und Neues.

1.

Stilles Wasser.

Wellen des Stroms im Fluge
Wollt' ich zu schöpfen wagen;
Stilles Wasser im Kruge
Hab' ich nach Haus getragen.

Lieder fand ich im Herzen,
Duftend wie Blumen, sprießen:
Worte sah ich mit Schmerzen
Über die Lippen fließen.

2.

Bleibe doch!

„Die du des Grases
Feine Blüten
Mit Elfenfüßchen
So zierlich streifst, —
Wandelnde Schwester, wohin?

Schöner und stiller
Als hier ist nirgends
Die tiefaufatmende
Frühlingserde.
Bleibe doch! Bleib' doch!
Wo du auch weilest,
Glaub' mir, es kommen
Die Sonnenstrahlen,
Der zitternde Frühtau,
Westwind und Nachtigall,
Herrliche, sicher
Immer zu dir!"
So zum Mädchen
Sagte die Rose,
Als es im Garten
Ihrer nicht achtend
Vorüber eilte.
Und mit dem scharfen
Dornen-Finger
Haschte verstohlen
Sie nach dem wehenden
Saum des Gewandes.

3.

Die Fischermaid von Rüdesheim.

(Herbst 1850.)

Nun ging die stille Fahrt zu Ende, —
Du schaukelst lässig mit dem Boot,
Du nimmst aus meiner Hand die Spende,
Den Sold der Fahrt, den ich dir bot.

Was lehnst du auf der Ruderstange?
Was säumst du noch? O kehre heim!
Die Sonne sank am Bergeshange,
Du Fischermaid von Rüdesheim!

Ich seh' dich noch! Die braunen Flechten
Vom Nacken dir herniedergeh'n,
Der Hut von Stroh hängt an der Rechten
Und flatternd dran die Bänder weh'n;
Du aber hebst die Augenlider
Und siehst mich lang und forschend an,
Und glühend, bis zur Brust hernieder,
Steigt's purpurn dir wie Frührot dann.

Was willst du, blüh'nde Wasserrose,
Von mir, dem flüchtigen Gesell'n?
Mir ward beschert vom Wanderlose
Ein Leben gleich des Rheines Well'n.
Ich zieh' dahin durch sonn'ge Lande,
All meine Spur ein Lied, ein Reim —
Such' dir ein Lieb am Rheinesstrande,
Du Fischermaid von Rüdesheim.

Da sich der Stern zum Lieb genommen
Die Abendwolk', das war zum Leid;
Als früh vom Tau das Gras erglommen
Zog schon sein Schatz zur Ferne weit.
Ein rasches Wort, ein flüchtig Grüßen
Ist, der mir wird, der einz'ge Dank;
Ich nehm' ihn wie der Blumen Sprießen
Und wie der Quelle kühlen Trank.

Wär' ich am duft'gen Rhein entsprossen,
Wär' ich am Niederwald daheim,
Umrankt von grünen Rebenschossen
Pflegt' ich ihn still, den jungen Keim.

Doch so — tauch' nieder in die Wellen
Den Ruderschaft und kehre heim,
Vergiß den wandernden Gesellen,
Du Fischermaid von Rüdesheim!

4.

Troubadour.

Frau Clara Stockhausen zugeeignet.

Ihr ließt mir bittres Leid gescheh'n,
Ich klag' euch an, Frau Minne;
Umsonst laß' ich mein Tüchlein weh'n
Thalab von hoher Zinne:
Den ich in treuem Herzen mein',
Er wird es nicht erspähen,
Auf blauem Feld im Sonnenschein
Viel weiße Wölkchen wehen.
Lenk' um, lenk' um dein Rößlein
Auf oft begang'ne Spur,
Kehr' heim zu deinem Schlößlein,
Mein holder Troubadour!

Du vielgescholt'ne Winterzeit,
Wie sehn' ich dich zurücke!
Da lag mein Sänger eingeschneit
Mir hinter Wall und Brücke.

Die Funken stoben im Kamin,
Der Wind schlug an die Scheiben,
Doch er sang mir von Waldesgrün,
Lenzluft und Rosentreiben.

Nun lacht in güldnem Staate
Die Erde maienfroh —
Aus meiner Kemenate
Ein Vöglein mir entfloh.
Lenk' um, lenk' um dein Rößlein
Auf oft begang'ne Spur,
Kehr' heim zu deinem Schlößlein,
Mein holder Troubadour!

Ach! allverehrt und allbekannt,
Wo weilt er jetzt, der Traute?
Vor fremdem Ohr, in fernem Land,
Wo klingt jetzt seine Laute?
Wer beugt sich ihm? Wer neigt sich ihm?
Wirft ihm ein Kränzlein nieder?
Wer jauchzt ihm zu mit Ungestüm
Um *meine* süßen Lieder?
Nicht tragen kann ich länger
Des Scheidens herbe Qual,
Kehr' heim, geliebter Sänger,
Herzwonniger Gemahl!
Es lacht in güldnem Staate
Die Erde maienfroh;
Der meiner Kemenate,
Zum Leide mir, entfloh:
Lenk' um, lenk' um dein Rößlein
Auf oft begang'ne Spur,
Kehr' heim zu deinem Schlößlein,
Mein holder Troubadour!

5.

Roter Wein.

Ich hab' getrunken roten Wein,
Davon mein Aug' hat hellen Schein,
Davon ein lodernbes Feuer
Mir geht durch Mark und Bein.

Es war kein Wein zur Glut entfacht
Auf Aßmannshausens Bergeswacht;
Es war kein roter Burgunder,
Der das Herz doch fröhlich macht.

Der Wein, davon ich Rausch mir trank,
Er floß in keinem Glase blank,
Ihn schwenkte nicht im Becher
Ein Page schmuck und schlank.

Ich trank ihn in der Dämmerstund'
Von einem roten Mädchenmund,
In langem, seligem Zuge,
Da der Mond am Himmel stund.

Da der Nebel wallte im weiten Raum
Und Blüten stob der Lindenbaum
Und Nachtigallenlieder
Priesen der Liebe Traum!

6.

Ständchen.

Es hat mit seinem bunten Spiel
Der Rausch des Tages ausgeglüht;
Hernieder auf die Erde fiel
Des Abends blaue Glockenblüt'.
Hoch schwimmt der Mond im Lüftemeer,
Viel tausend Sterne knospen auf,
Da rauscht der Wald, vom Schlummer schwer,
Und Tau und Schimmer liegt darauf.

Die du dort oben, ernst und still,
Die Wange an die Scheibe lehnst,
Und dich in deiner Träume Füll'
Doch unbeschaut und einsam wähnst:
Was heimlich durch das Herz dir geht,
Was selig glänzt von deinem Aug':
Es flammt's der Sterne Nachtgebet,
Es lacht von jedem Blütenstrauch.

Mir schlägt's lebendig an die Brust,
In tausend Wogen bricht's herein:
Nicht dir allein ist deine Lust,
Nicht deine Wonne dir allein!
Was dir und mir gemeinsam ist,
Was schöner noch als Ros' und Mai,
Die du dort oben einsam bist —
Was birgst du's in geheimer Scheu?

Tagüber mit beklomm'nem Mut
Hab' ich ein heimlich Wort gesucht,
Doch wie ein Strom mit jäher Flut
Entrauscht am Tag der Stunden Flucht.

Nun hat der Abend mir gesagt
Das Wort, das mir verschlossen blieb;
O, komm herab, du traute Magd,
Ich will dir's sagen! Komm mein Lieb!

7.

Verfängliche Fragen.

Gestern kam zu mir ein holdes Mädchen,
Sprach: Weil du ein Dichter bist, so kündest
Du gewiß mir, Lieber, was vergeblich
Tag um Tag ich zu ergrübeln suche:

Leuchtend über meines Vaters Garten
Steht jedwede Nacht ein Stern jetzt, rötlich
Strahlt sein Schimmer und die Wölkchen ordnen
Goldgesäumt sich um ihn her im Kreise.
Nie sah so noch einen Stern ich funkeln!
Was er funkelt, möcht' ich gerne wissen.

Und vor unserm Haus im dunkeln Taxus
Jeden Abend singt ein kleiner Vogel;
Braun ist sein Gefieder, aber reizend
Fließt der Ton ihm aus der lieben Kehle.
Niemals sang mir noch so süß ein Vogel!
Was er singt, das möcht' ich gerne wissen.

Doch das Wunderbarste sag ich billig
Dir zuletzt: in meinem eig'nen Fenster
Ist seit dreien Tagen eine Blume
Aufgeblüht, die niemand kennt im Hause.
Herrlich prangen ihre weißen Blätter,

Goldne Fäden hängen aus dem Kelche
Und des Dufts balsamische Wellen zittern
Wie Gedanken durch mein stilles Zimmer.
Nie noch sah ich eine solche Blume!
Was sie duftet, möcht' ich gerne wissen.

Und ich sprach zu ihr: Du liebes Mädchen,
Heute Morgen in der achten Stunde,
Da die Sommersonne dir zu Häupten
Lange zögernd auf dem Kissen spielte —
Doch du schliefst noch fort, bis weiter rückend
Endlich dir der Strahl die Augen küßte —
Was du da geträumt, das singt der Vogel,
Strahlt der rote Stern am nächt'gen Himmel
Und das Gleiche duftet auch die Blume.
Neige mir dein Köpfchen, daß ich leise
Dir ins Ohr es sage, und es keiner
Weiter hört.

Da fuhr sie auf erschrocken
Und umfing mein Haupt mit beiden Armen
Mit den Händen mir den Mund verschließend:
Pfui! Was seid ihr Dichter doch für lose
Leute! rief sie aus: — Um Gottes willen
Schweige still und sag' es nicht der Mutter.

8.

Es war einmal ein Königssohn.

Es war einmal ein Königssohn,
Der hatte ein Mädchen lieb;
Viel mehr als seines Vaters Thron
Hatt' er das Mädchen lieb.

Er kam zu ihr jedwede Nacht:
Herzlieb, mach' auf die Thür!
Es rauscht der Regen, es blitzt, es kracht,
Dein Königssohn ist hier.

Die Treppe sie eilend hinuntersprang:
„Zurück den Riegel, zurück!“
Um seinen Nacken den Arm sie schlang:
„Mein Stern, mein Liebster, mein Glück!

„Gieb her den Mantel, gieb her den Helm,
„Das Schwert von der Seite gieb!
„Nun sage, du lieber, du böser Schelm:
„Und hast du mich auch noch lieb?“ — —

Und graute der Morgen, so jagt' er davon,
Und am Fenster sie grüßend stand:
„Ade, mein Liebster, mein Königssohn,
„Nun hat dich das ganze Land!

„Das ganze Land und die weite Welt,
„Und die Leute groß und klein;
„Doch am Abend kommst du mir wieder, gelt?
„Dann hab' ich dich ganz allein!

„Dann will ich dich herzen, so lieb als ich kann,
„Und dir küssen den Mund und den Hals;
„Denn die Liebe fängt immer von vorne an,
„Die findet kein Ende! — Niemals!“ — —

9.

Mein Augentrost.

Ist ein Blümlein Augentrost,
Steht im tiefen Wald;
Wem das Leben wild getost,
Den macht still es bald.

Ob die Wange thränbetaut,
Ob auch bleich der Mund,
Wer es einmal angeschaut,
Wird von Schmerz gesund.

Da mir Gott zu eigen gab
Solch ein Blümlein wert,
Keiner andren Lust und Lab'
Mehr mein Herz begehrt.

Höchstes Glück hab' ich erlost,
Aller Sehnsucht Trieb:
Die du bist mein Augentrost,
Grüß' dich Gott! mein Lieb.

10.

An zwei kleine Füße.

Schon viel zu gern und viel zu viel
Sah ich den langen Tag,
Wie einer, den ein Traum befiel,
Zwei kleinen Füßen nach.

Fest um die feinen Knöchel schließt
Der schwarze, knappe Schuh;
Der Saum des Kleides wallt und fließt
Und deckt sie neidisch zu.

Nun kommt die Nacht im Sternenschein,
Der Mond tritt still herfür:
Die beiden Füßchen flink und klein
Die wohnen über mir.

Sie trippeln hin und trippeln her,
Wohl kenn' ich ihren Gang,
Den Takt der Schritte viel zu sehr
Und lausche auf den Klang.

Doch bald wird's oben still und stumm,
Es hüllt der Schlaf mich ein:
Da geh'n mir gar im Kopf herum
Die Füßchen flink und klein.

Sie trippeln hier und trippeln dort
Und finden jeden Steg
Als wär's an wohlbekanntem Ort
Ein vielbegang'ner Weg.

11.

Frühlingslied.

O komm! der Lenz ist wieder da,
Es singen ihre Lieder ja
Die Vöglein im Geäst.

Vor allen die Frau Nachtigall,
Die lockt die ganze Nacht mit Schall
Ihr Herzgemahl zu Nest.

Wer springen und noch hüpfen kann,
Und wer den Hut noch lüpfen kann,
Der jubiliert und lacht,
Singt: heißa, heißa trallala,
Nun sind die Blumen alle da
Und steh'n in heller Pracht!

Mein Herz ist wie die ganze Welt,
Von Duft erfüllt und glanzgehellt
Und voller Liederschalls!
Herzlieb, es läßt mir keine Ruh',
Mir ist, ich müßt' in einem zu
Dir fallen um den Hals!

12.

Mädchenlied.

Ungeduld
Schafft die Huld
Uns des Frühlings lange;
Reizend lacht
Blütenpracht
Bei der Vögel Sange:
Die du tief im Schoße
Noch des Kelches säumst,
Sage doch, o Rose,
Was du heimlich träumst?

Tag um Tag
Schau'n wir nach,
Geh'n wir in den Garten;
Aber noch
Trog uns doch
Immer unser Warten.
Weckt dich denn die Wonne
All des Jubels nicht?
Scheint die Frühlingssonne
Dir nicht ins Gesicht?

Duft und Glast
Jeder Ast,
Blüten allerwegen!
Mandelreis,
Ehrenpreis,
Flieder, goldner Regen!
Du nur fehlst zum Feste,
Alle warten drauf;
Rose, allerbeste,
Blüh' doch endlich auf!

Kommst du dann
Spät noch an,
Mußt du Strafe haben.
Brechen dich
Sicherlich
Für die wilden Knaben.
Statt getreu zu hegen
Deine süße Blut,
Stecken sie verwegen
Dich auf ihren Hut.

13.

Ueber Land.

Am Himmel geh'n die Sterne,
Der Mond hat hohen Stand —
Mein Lieb ist in der Ferne,
Mein Herz ist über Land!

Will mit der Nacht denn kommen
Kein Trösten traumgesandt?
Die Ruh' ist mir genommen,
Mein Herz ist über Land!

Ich meint', ich könnte lassen,
Herzlieb, von deiner Hand;
Nun sing' ich's auf den Gassen:
Mein Herz ist über Land!

Nun sing' ich: Wind und Wellen,
Die geh'n zum fernsten Strand —
Wer reist euch nach, ihr schnellen?
Mein Herz ist über Land!

14.

Hochsommer.

In schwüler Mittagsstunde
Lieg' ich am Bach ins Gras gestreckt;
Kein Laut in weiter Runde,
Der mich aus dämmerndem Traume weckt.

Leicht in den Lüften weben
Sommerfäden den silbernen Zwirn,
Halme und Gräser schweben
Über der Brust mir und über der Stirn.

Und Bienen und Schmetterlinge
Blaue Libellen umsummen mich leis:
Viel süßere, heimliche Dinge
Trag' ich im Herzen, die keiner weiß.

Buntschimmernde Liebesgedanken,
Lange verborgen in tiefer Gruft,
Sie heben die Flügel, die schwanken,
Und schwirren hinaus in den Sommerduft

Ich seh' sie flattern und gaukeln
Um wehende Gräser im Sonnenstrahl,
Wie Elfen auf Blumen sich schaukeln,
Ein luftiges Völkchen allzumal.

Freut euch, ihr goldnen Dinger,
Die Lust wird rasch zu Ende sein,
Des Herzens dunkler Zwinger
Schließt bald euch alle wieder ein.

15.

Costa.

Ein keckes Lächeln
Auf bleichen Lippen,
Stand früh am Morgen
Der schwarze Costa
Vor seiner Thür.

Er strich den Bart sich,
Ein Liedchen trällernd,
Und ließ im Kreise
Die Augen schweifen,
Als wär' der Fürst er
Vom Chier-Lande —
Doch seine Rechte
Trug er im Bund.

Zum Brunnen kamen
Die Chier-Mädchen;
Sie kannten alle
Den schwarzen Costa,
Sie grüßten alle,
Und nickten freundlich,
Und jeder gab er
Zurück den Gruß.

Zuletzt von allen,
Mit stolzem Nacken
Und raschen Schrittes
Kam noch die Schönste;
Sie hob die Blicke
Nicht auf vom Boden,
Und im Vorbeigehn
Nur frug sie leis:

Du schwarzer Costa,
Du lieber Junge,
Du Herzensbester,
Du Allerschönster
Im weiten Chios!
O sprich, was trägst du
Den Arm im Bund?

Da sprach der Jüngling:
Du blonde Nina,
Du liebes Mädchen,
Du Herzensbeste,
Du Allerschönste
Im weiten Chios!
Ich will dir's sagen,
Doch weine nicht!

Als gestern Abend
Von deinem Fenster
Ich stieg, Ninetta,
Lag auf der Lauer
Dein stolzer Bruder,
Der wilde Lazos,
Und seine Kugel
Traf mir zerschmetternd
Den rechten Arm.

Reich' mir dein Mündchen,
Du holdes Mädchen!
Leer ist die Straße,
Es sieht es keiner!
Und säh' er's selber,
Der wilde Lazos:
Um deine Küsse
Wie gern noch gäb' ich
Den ander'n Arm!

16.

Die Ungetreue.

Neugriechisch.

Durch des Dorfes lange Straße bin ich
Heut' gewandert in der Mittagsschwüle;
Öd' und einsam lag sie. Auf den Dächern,
Auf den Söllern brütete die Sonne,
Und die Träume spielten vor den Thüren.
Langsam ging ich; wo der Weg hinauf sich
Hebt zum Berge, in dem letzten Hause,
Saß am off'nen Fenster eine Jungfrau.
Emsig mit den schlanken Fingern stickte
Sie ein weißes Tuch mit goldner Borte.
Zögernd hab' ich sie gegrüßt, und zögernd
Nickte mit dem Kopf sie, wieder grüßend,
Doch den Blick nicht hob sie von der Arbeit.
Wie sie aussieht, sollst du gern erfahren:
Blonde Haare, schwarze Brau' und Wimper —
Aber frage nicht nach ihrem Namen;
Wollt' ich nennen ihn, so müßt' ich nieder
Setzen auf die Steine mich am Wege
Und das Haupt in meine beiden Hände
Müßt' ich legen um mich auszuweinen.

17.

Unerwiderte Liebe.

Neugriechisch.

Nur um zweierlei noch bitten
Möcht' ich dich, du stolzes Mädchen,
Schenke mir von deinem Haar
Nur ein einz'ges goldnes Fädchen.

Gieb dazu mir eine Nadel,
Meine Augen zuzunähen:
Schließen will ich immerdar,
Die dein leuchtend Bild gesehen!

18.

Die Cypresse.

Neugriechisch.

Lass' vom Sturme meiner Liebe
Dich zu mir hernieder neigen,
Schlanke, ragende Cypresse!
Schönes Mädchen, sei mein eigen!

Spricht die Stolze: Husch, mein Hähnchen!
Lauf' in uns'res Nachbars Garten,
Daß sie dort dir Futter streuen! —
Ich will auf den Adler warten.

19.

Ringeltanz.

Nun ruft: Juchhe! mit Schalle,
Ihr Knaben auf dem Plan,
Ihr holden Mädchen alle,
Der Ringeltanz hebt an;
Und reicht euch froh die Hände,
Stimmt jubelnd an den Sang:
Der Winter ist zu Ende,
Der uns bedrückt so lang.

Scheu wie ein Dieb so ging er
Heimlich von Hof und Haus,
Weist nach ihm mit dem Finger
Und zischt den Griesgram aus!
Und droht er, euch zu schrecken,
Von fern noch mit der Hand:
Ihr Knaben nehmt den Stecken
Und jagt ihn aus dem Land.

Die Herrschaft ist gelinder,
Der nun wir unterthan,
Das sind zwei Königskinder
Mit Wonne angethan,
Holdselig von Gebärde,
An Huld einander gleich,
Die bringen auf die Erde
Das neue, goldne Reich.

„Herr Mai," so heißt das eine,
Er lugt schon hinterm Haus,
Und schwingt im Sonnenscheine
Den vollsten Blütenstrauß.
Das and're heißt: „Frau Minne,"
Bereitet ihr den Thron,
Sie heischt in stolzem Sinne
Von jedem Zins und Frohn!

Schon kommen sie geschritten,
Frischauf! und schlingt den Reih'n,
Und schließt in eure Mitten
Die neue Herrschaft ein:
Singt: Ringel, Ringel, Reihe,
Verneiget euch den Zwei'n;
Frau Minne und Herr Maie,
Ihr müßt gefangen sein!

20.

Der Bettler.

Wintertag. Die Flocken treiben
Durch die enge Flucht der Gassen,
Und hernieder von den Dächern
Hängen kalt und schwer die Zapfen.
Aber drin im dunklen Stübchen,
Wo die Mutter mit der Tochter
Spinnend sitzt am warmen Herde,
Prasselt lustig auf die Flamme
Und die roten Lichter wirft sie
Spielend auf den blanken Estrich.

Horch! da klopft es an der Thüre
Leise klopft es, doch vernehmlich —
Wär's auch nur für Mädchenohren,
Die versteckt im Busch der Locken
Lauschen und die feinsten Dinge
Hören auf der weiten Erde.
Zögernd auf nach kurzem Säumen
Hebt die Jungfrau sich vom Sitze;
Leise auf den Zehen schreitet
Sie hinaus: da steht der Liebste
Vor der Thür': Um Gottes willen,
Geh', die Mutter ist zu Hause!
Warte doch! Und beide Arme
Schlingt sie um den Hals dem Jüngling,
Drückt ihn an die Brust und küßt ihn. —
In das Zimmer tritt sie wieder,
Schüttelt sich den Schnee vom Kleide. —

„War's ein Bettler?“ Ja, ein Bettler,
Mütterchen, ein armer Bettler!

„Sag', was hast du ihm gegeben?"
Eine Kleinigkeit nur, Mutter!
Spricht das Mädchen, und errötend
Beugt sie sich und schürt das Feuer,
Daß die Flamme lohend aufschlägt,
Und wie goldne Mückenschwärme
Tanzend über ihrem Scheitel
Im Kamin die Funken fliegen.

„Gieb den Bettlern nicht zu reichlich,"
Mahnt die Mutter sorgend wieder,
„Denn sie kommen viel zu oft."
Schweigend rückt den Stuhl zum Herde
Sich das Mädchen. Schweigend greift es
Wieder zur verlass'nen Spindel,
Und wie sie im Kreise wirbelt,
Wiederholt es in Gedanken
Still die Worte: Viel zu oft! — —

21.

Nachtigallenlied.

„Tiu, Tiu,
Gott grüß' di, min Fru!
Och, wat sin wi doch hüt
För glückselige Lüt!"

Laß doch dein Singen, Nachtigall,
Es macht mich gar zu trübe;
Was hilft mir auch dein Schwätzen all
Von Lieb' und nur von Liebe?

Ich weiß ja wohl, wie süß sie thut,
Du brauchst mir's nicht zu sagen;
Hätt' ich wie du so frischen Mut,
Viel heller wollt' ich schlagen.

So lupf' doch deine Federlein,
So flieg' doch auf, geschwinde!
Und sing' vor ihrem Kämmerlein
Im grünen Ast der Linde.

Was auch ins Ohr ihr raunt der Mai,
Sie will davon nichts wissen,
So sag' ihr du, wie lieb es sei,
Das Herzen und das Küssen.

„Tiu, Tiu,
Gott grüß' di, min Fru!
Och, wat sin wi doch hüt
För glückselige Lüt!
Zicküth!“ — —

22.

Gegenüber.

Wozu ist das Fenster?
Um dran zu sitzen.
Wozu ist das Köpfchen?
Es aufzustützen.
Wozu die Hand?
Um die Augen zu schützen.
Wozu sind die rosigen
Fingerritzen?
Um durchzublitzen!

23.

Geburtstagskind.

Am Sommerhimmel keine Wolk',
Kein Laub, kein Halm sich regt —
Du lust'ges Musikantenvolk,
Frischauf! die Stunde schlägt!

Dem schönsten Mädchen nah und fern
Gilt unser Morgengruß;
Ob's wohl von Nöten, liebe Herrn,
Daß ich sie nennen muß?

Fein stille durch das Gartenthor
Zu zweien nun marschiert,
Dann Horn und Flöte rasch hervor
Und brav los musiziert!

Hei! wie das schallt! des Liedes Ton
Schwingt sich zu ihr hinauf
Und grüßt sie hold. Da ist sie schon,
Das Fenster thut sich auf!

Da ist sie schon, die süße Maid,
Und winkt und dankt heraus;
Wie reizend steht zum weißen Kleid
Ihr Rosenkranz und Strauß!

Ruft vivat! vivat hoch! geschwind!
— Nun ratet, wen ihr schaut?
Ein rosiges Geburtstagskind,
Juchhe! und meine Braut!

24.

Zwei Volkslieder.

I.

Der Zauberbrunnen.

Es springt ein Zauberbrunnen
Im Wald an kühler Statt:
Den stillt kein Wein, kein Wasser,
Den macht kein Brot mehr satt,
Der fragt nach Vater und Mutter nicht,
Wer dort getrunken hat.

„Ach Mutter, liebste Mutter,
„Vor Durst vergeh' ich gar;
„Im Wald da fließt ein Brunnen,
„Der treibt ein Wasser klar;
„Ich höre bei Tag, ich höre bei Nacht
„Sein Rauschen immerdar."

Ach Kind, herzbeste Tochter,
Du bist noch viel zu klein;
Ich hab' im tiefen Keller
Ja Bier genug und Wein,
Und gingst du mir zum Wald hinaus —
Ich bliebe wohl ganz allein. —

Sie thät den Krug sich langen,
Der überm Herde hing;
Sie schürzte sich die Röcke,
Zum Wald sie heimlich ging:
Am Brunn' ein feiner Knabe stand,
Trug einen goldnen Ring.

„Grüß' Gott, grüß' Gott, Herzliebste
„Lang' hab' ich ausgeschaut!
„Mein Schloß steht hoch am Berge,
„Das ist von Gold gebaut;
„Mein Roß, das grast am Lindenbaum
„Und wartet auf die Braut."

Schön Dank du feiner Knabe,
Kein Freier thut mir Not;
Ich will so schön noch bleiben,
Schneeweiß und rosenrot;
Daheim mein süßes Mütterlein,
Das grämte sich zu Tod.

Mein Mütterlein, die holde,
Die hat mein treulich acht,
Die strählt mir früh die Haare,
Derweil sie singt und lacht;
Die küßt an jedem Abend mir
Die Stirn zur guten Nacht.

„Ich will mit goldnem Kamme
„Das Haar dir strählen fein;
„Ich will, Herzlieb, dir singen
„Die schönsten Lieder mein;
„Mit Küssen will ich dich wecken auf
„Und schläfern mit Küssen ein!"

Er streift' ihr an den Finger
Das Ringlein, so er trug;
Da nickte sie ihm leise,
Da bot er ihr den Krug.
Sie trank ihn aus bis auf den Grund,
Das Wasser war süß genug.

Er hob sie auf sein Rößlein,
Sie sprach nicht Nein, noch Ja;
Er schlug um sie die Arme,
Wußt' nicht, wie ihr geschah.
Sie ritten den grünen Rain entlang –
Kein Mensch sie wieder sah.

II.

**Wenn's schneiet rote Rosen,
Wenn's regnet kühlen Wein.**

Der Abendsonne Feuer
Erlischt schon auf den Höh'n,
Ade, nun muß ich scheiden
Auf Nimmerwiederseh'n!

„Ach kehrst du niemals wieder,
„Herzallerliebster mein?"
Wenn's schneiet rote Rosen,
Wenn's regnet kühlen Wein!

Und fort ist er gezogen;
Noch von des Berges Wand
Sah grüßend sie ihn schwenken
Das Tüchlein in der Hand.

Und hat ihm nachgeschauet
So lang in bitt'rem Schmerz,
Bis ihr in tausend Thränen
Zerflossen ist das Herz. —

Wohl ist zurückgekehret
Der Knab' nach langem Jahr,

Da lag im tiefen Grabe
Die seine Wonne war;

Da sproß auf ihrem Hügel
Lang' schon die Rose rot:
Was blühst so hell, o Rose?
Dein Schwesterlein ist tot!

Zum Grabe thät er schreiten
Und nieder thät er knien,
Da warf die Blütenblätter
Der Rosenstock auf ihn;

Da fielen Tau und Thränen:
Du Heißgeliebte mein,
Nun schneit's ja rote Rosen,
Nun regnet's kühlen Wein!

25.

Der Mond in Himmelsfernen.

Der Mond in Himmelsfernen
Ein treuer Wächter steht,
Daß von den tausend Sternen
Verloren keiner geht.
Sie ließen sonst sich sinken
Herab aus kalter Luft,
Der Erde Lust zu trinken,
Zu atmen ihren Duft.

Sie fielen in das Grüne,
Sie lägen auf der Au,

Die Sonne sie beschiene,
Es netzte sie der Tau,
Und sprächen: Die ihr Schmerzen
Groß ziehet, Qual zu seh'n,
Ihr Menschen, blöde Herzen,
Wie ist die Erde schön!

26.

Herr im Hause.

Schlich der Zorn durchs Hinterpförtchen
Auf den Zehen kaum hinaus,
Klopft es schon: „Nur auf ein Wörtchen,
Bitte, öffne mir das Haus."
Und — wahrhaftig! auf der Gasse,
Just als wäre nichts gescheh'n,
Steht die Liebe. Nein, ich lasse
Ganz bestimmt sie weiter geh'n.

Hab' ich hier nicht in der Wohnung,
Heut' erst, offen ihr erklärt,
Daß die Nachsicht und die Schonung
Allzulange nun gewährt?
Daß verschlossen bleiben solle
Meine Thür ihr allezeit;
Daß nach ihrer Gunst ich woll
Fürder fragen keinen Deut?

Daß sie diese letzten Wochen
Mich gepeinigt bis aufs Mark?
Und doch wagt sie anzupochen?
Nun, das nenn' ich wirklich stark!

Immer klopfe, immer rufe,
Narr, der je dir Antwort gab;
Auch nicht eine einz'ge Stufe
Steig' ich deinethalb hinab.

Stets war ich für dich zu finden,
Rasch vergaß ich jeden Groll,
Aber deine letzten Sünden —
Nein, die waren gar zu toll.
Immerdar sind wir geschieden,
Noch einmal sei dir's gesagt;
Also geh', und lass' in Frieden
Den solange du geplagt.

Doch sie schmeichelt: „Schick' mich, Schätzchen,
Ungehört nicht von dir fort;
Nur ein Fünfminutenschwätzchen
Und ich gehe, auf mein Wort!
Ruhig bin ich und vernünftig
Und mein Unrecht reut mich schwer;
Glaube mir, ich werde künftig
Dich erzürnen nimmermehr."

Und der Argen, die mich störte:
Tritt denn ein, ruf' ich ihr zu;
Aber mach' es kurz, Verehrte,
Und dann lasse mich in Ruh'!
Doch kaum steht sie auf der Schwelle,
Schließt die Thür sie hinter sich,
Spricht: „Für alle weit'ren Fälle,
Die den Schlüssel führt, bin ich.

Was? dich reut's, daß aufgeschlossen
Du die Thüre? Ohne mich
Kannst du leben? Narrenspossen!
Bester Schatz, ich kenne dich!

Hat man jemals hören müssen
Von Poeten solch ein Wort?
Aber, traun, du sollst es büßen,
Und ich bleibe, dir zum Tort.

Ja ich bleibe! Ihre Rechte
Opfert nicht die schlecht'ste Frau
Und die meinen — nun ich dächte,
Sind bekannt dir sehr genau.
Drum am besten ist's, wenn gütlich
Du des Streites dich begiebst;
Sieh, du bist schon ganz gemütlich,
Und bei dir ist's allerliebst!"

27.

König Lenz.

Auf goldenem Throne geboren,
Siegreich, ein gefeierter Held,
Zieht ein aus offenen Thoren
Der König Lenz in die Welt.

Es sprengen auf weißen Rossen
Voran Herolde drei;
In schmetternde Hörner sie stoßen:
Der Lenz kommt, tandaradei!

Dem Winter im Eispalaste,
Dem reiten sie vor das Thor,
Bang schlägt dem mürrischen Gaste
Der fröhliche Schall ans Ohr:

„Schneekönig in einsamer Klause,
Verschlafener, frostiger Tropf,
Hervor! hervor aus dem Hause,
Es geht dir an Kragen und Kopf!

Hervor, du grober, du kalter,
Du windiger, schlimmer Kumpan;
Du Sorgen- und Grillenverwalter,
Dein letztes Stündchen hebt an!

Zu lange mit Spott und Schaden
Hast du die Welt bedroht,
Nun läßt der Lenz dich laden
Zum Streit auf Leben und Tod."

Da schnaubt aus krystallenem Hause
Ingrimmig der Winter hervor,
Vermummt, in zottigem Flause,
Die Kappe tief überm Ohr.

Hoch hat er den rostigen Degen
Zum Kampfe emporgeschnellt;
Es reitet ihm freudig entgegen
Der Lenz, der wonnige Held.

Doch als er ihn sieht, mit Lachen
Im Sattel sich wiegt er und spricht:
„Du willst zu fürchten uns machen,
Du armer, betrüblicher Wicht?

Heran ihr Mädchen und Knaben,
Mit Blumen und Kränzen heran,
Und werfet mir in den Graben
Den alten, griesgrämigen Mann!

Mit Veilchen und gelben Ranunkeln
Bedeckt ihn ganz und gar;
Da mag er liegen im Dunkeln
Und schlafen bis übers Jahr.

Und liegt er und schläft er, so steigen
Wir singend von Haus zu Haus,
Und klopfen mit blühenden Zweigen
Die säumigen Menschen heraus!

Frischauf, ihr Schläfer, ihr Träumer,
Hellsonnig lacht der März!
Ihr argen Frühlingsversäumer,
So öffnet doch Fenster und Herz!

Und zögert ihr, euch zu bequemen,
So blast, Herolde, zum Strauß!
Ihr Knaben und Mädchen, wir nehmen
Im Sturme dann Herz und Haus!"

28.

Brief.

Wie hier sich's lebt, des Glücks so ganz entkleidet,
Ich brauch' es dir, Geliebte, nicht zu sagen:
Die Stunden kleben und die Wünsche jagen,
Seit mich von dir der Pflichten Mißgunst scheidet.

Doch was mir die Erinn'rung fast verleidet,
Das Trennungslos am schwersten läßt ertragen,
Ist der Gedanke, daß in schön'ren Tagen
Bei dir ich sündlich meine Zeit vergeudet.

Ich konnte sicher, mahnt mich das Gewissen,
Noch hundertmal dich, Heißgeliebte, küssen,
Und tausendmal die stille Hand dir drücken.

Und hunderttausendmal, wo ich's versäumet,
Am Strahle deiner Augen mich entzücken.
Sag', träum' ich jetzt; hab' ich zuvor geträumet?

29.

Liebesquell.

Ja, ich gesteh's, erst bin ich nachgegangen,
So wie der Jäger schleichet nach dem Wilde,
Nur deines Leibes reizendem Gebilde,
Dem Lächeln deines Munds, dem Schein der Wangen.

Doch schwände heute noch, der dich umfangen,
Der Jugendglanz mit seiner süßen Milde,
Wie um die Blume, welkend im Gefilde,
So würd' ich trauern um verlor'nes Prangen;

Doch meine Liebe wäre nicht verloren!
Nicht äuß're Schöne hat sie groß gezogen.
Ob auch von äuß'rer Schöne sie geboren.

Die du, ein Quell, mich tränkst mit Taues Wogen,
Dein Rauschen sprach zuerst mir in den Ohren
Die Flut verkündend, die ich nun gesogen!

30.

Erster Frühling.

Vor dem Thore, wo in sanftem Bogen
Um des Hügels Fuß der Fluß sich windet
Wie ein Knabenarm um Mädchenhüften,
Liegt der Liebsten Haus in stillem Garten;
Und derweil rundum die ersten Blüten
Zögernd aus der Knospe Haft sich ringen,
Und nur spärlich Büsche noch und Bäume
Mit dem ersten jungen Grün sich schmücken:
Hat der Frühling seinen ganzen Zauber
Dort verschwenderisch schon ausgegossen,
Und die Leute, die vorüber wandeln,
Bleiben steh'n und staunen ob dem Wunder.
Gelbe Primeln, weiße Anemonen
Blühen, Veilchen, Krokus und Narcissen,
Und herab von Kirsch- und Apfelbäumen
Weht der Blütenflocken Schneegestöber. —

Kaum zwei Wochen sind es her; vorüber
Längst zwar schien es mit des Winters Strenge;
Nieder von den Bergeshängen stürzten
Off'nen Arms und jauchzend sich die Bäche,
Triumphierend stand die Sonn' am Himmel,
Und hinauf in den krystall'nen Äther
Schmetterte ihr Morgenlied die Lerche:
Doch in gleicher Schärfe, heut' wie gestern,
Durch die Fluren wehte noch der Ostwind,
Und der Frühling zögerte zu kommen.

Endlich, endlich kam der Langersehnte!
Aus dem Thale stieg er auf zum Städtchen.
Pupurn glühten ihm vom Weg die Wangen;

Denn auf beiden Armen hochgetürmet,
Trug er eine reiche Last, der Gute:
Gelbe Primeln, weiße Anemonen,
Veilchen, Krokus, Kirsch- und Apfelblüten.
Lose hatte er zur duft'gen Garbe
Sie gebunden; und dem Kind vergleichbar,
Das dem Vater zum Geburtstagsfeste
Seine Gabe darbringt — selbst am meisten
Freut es ihrer sich; es strahlt sein Antlitz,
Und den Vater bald und bald die Gabe
Schaut entzückt es an — so ließ der Frühling
Wechselnd auf der bunten Last sein Auge
Selig ruh'n und wonneselig wieder
Über sie in alle Fernen schweifen.

Also schritt er; und bald hier bald dorthin
Blüten streuend kam er zu der Liebsten
Hause. Sieh! da lehnte an dem Fenster
Just die Holde, und dem hochwillkomm'nen,
Ach so oft erbet'nen Gaste sah sie
Sehnsuchtsvoll ins Angesicht. Da schrie er
Laut vor Freude auf; die beiden Arme
Hob er auf zu ihr und auf zum Himmel,
Und in süßem Schrecken, ihr zu Füßen,
Ließ er nieder auf die Erde fallen
All den Reichtum! —

Seit dem Tage liegt nun
Ganz in Blüten dort das Haus begraben.
Überall, von Büschen und von Bäumen,
Weht der Blütenschnee; ein bunter Teppich
Dehnt der Rasen sich. Wir aber beide
Wandeln durch den Garten, und geschäftig
Les' ich aus der Liebsten dunklem Haare
Die verwehten weißen Blütenflocken.

31.

Dem Säumer.

Kommst du morgen, Geliebter? Ich will dich festlich empfangen;
Zärtlich sollst auf den Knien du mir, Verhätschelter, ruh'n!
Schwatzen sollst du, und wolltest von tausend nichtigen Dingen
Du mir erzählen — es kann's keiner so reizend wie du —
Niemand soll mir herein, dich zu stören! Ich harre ja lang' schon
Deiner! So komme mir nun sehnlich erwarteter Brief!

32

Nachtlied.

Von dir, die du der Frieden bist,
Entrissen mir der Frieden ist;
Trost hat mir Trost genommen,
Die Nacht ist still, die Schatten zieh'n,
Die Sterne hoch am Himmel glüh'n,
Kein Schlummer will mir kommen.

Wie Wolken über Bergeshöh'n
Gedanken übers Herz mir geh'n
Tausend und aber tausend.
Wer mag sie halten? Fassen? Wer?
Sie kommen und gehen; wohin? woher?
Wie der Wind durch die Zweige brausend.

O, legtest du, Herzlieb, die Hand
Mir auf der Stirne heißen Brand,
Wie bald ich Ruhe fände!
Aus deines Friedens reichem Glück
Schenk' mir nur einen Liebesblick,
So hat mein Gram ein Ende!

33.

Kleinigkeiten.

Nachklang.

Ave Maria! Wie rasch verhallte der Ton in der Nachtluft!
Aber die Glocken im Turm zittern ihn lange noch nach.

Mädchenthränen.

Weine, du reizendes Kind! Wo der Tau so leicht von den Sternen
Fällt, da blühen gewiß lachende Blumen bald auf.

Letzter Grund.

Führte die Sonne uns auch zur schattigen Laube, Geliebte,
War es der Regen doch erst, der uns gefangen dort hielt.

Glück.

Leise zitterte sie, als ich sie küßte. So bebt auch
Leise das Blatt, wenn des Tau's sinkende Perle es trifft.

Leihweise.

Liebste, gieb mir den Kuß, den ich dir gestern gegeben
Wieder zurück, weil selbst seiner ich heute bedarf.

34.

Sonnenaufgang.

Als wir uns zuerst begegnet,
Und im Spiegel meiner Augen
Du bewußt zum erstenmale
Deiner ganzen Mädchenschöne
Zauberische Pracht geschaut:

O, wie zucktest bang erschrocken
Du zusammen! O, wie senktest
Du die Wimpern rasch zu Boden;
Purpurn über Stirn und Wangen
Zog es dir wie Frühgewölk.

Aber mir — wie Morgenschauer,
Die den jungen Tag verkünden,
Traf's das Herz und fröstelnd fühlt' ich
Mich erbeben. Zögernd legt' ich
Auf die Schulter dir die Hand.

Und so standen still und sprachlos
Wie gebannt wir und verzaubert,
Und in Gluten und in Schauern,
Groß und klar ob unsern Häuptern
Ging der Liebe Sonne auf.

35.

Glück.

Ich lieg' im Gras,
Denke mir dies und das;
Sehe hinauf zu den Wolkenlämmern,
Fang' an zu dämmern.
Da überkommt mich was
Ach! hab' ich dich?
Küssest du mich?
Ist es ein Traum? Ein Gedicht?
Ich weiß es nicht. —
Ich seufze tief:
Wie schön, wie wunderschön ich schlief!

Kleine Lieder.

(1854—56.)

I.

An deinem treuen Herzen
Sind sie vorbeigegangen,
Und haben nicht gesehen
Darin das Blüh'n und Prangen.

Ich aber hab's gesehen,
Gott hat mein Aug' gesegnet,
Seit ich auf meinem Pfade
Dir bin zuerst begegnet.

Ich hab' hinabgeschauet
Wie von dem Berg zum Thale
Der stille Wand'rer schauet
Im glüh'nden Abendstrahle:

Da liegen all die Hügel
Bedeckt von Nebelschwingen,
Der Fluß treibt still die Wellen
Und Abendglocken klingen.

II.

Du hast so fromme Sitte,
Du hast so stille Weise,
Du kommst und grüßest freundlich
Und gehest wieder leise.

Und lächelst meinen Worten,
Die wirr und unstet schwanken;
Und hast mir doch bezwungen
Herz, Sinne und Gedanken.

Es haben mich geblendet
Gesenkte Augenlider,
Die Sprache stummen Mundes
Hallt mir im Traume wieder.

III.

Sage, warst du früher nicht
Eine Rose in dem Hage?
Bei den Rosen, ganz gewiß,
Muß ich dich gesehen haben.

Oder warst vielleicht ein Stern
Über mir in Lüften, sage?
Bei den Sternen, ganz gewiß!
Muß ich dich gesehen haben.

IV.

Wer wird auch am Tage
Goldenes Sterngefunkel
Und die Blumen des Feldes
Suchen im Abenddunkel?

Wer wird seiner Liebsten
Im Traum viel Holdes sagen,
Und tagüber sie nimmer
Anzureden wagen?

V.

Ein beringtes Fingerlein
Streifte heut' von ungefähr
Mir die Wange. Ach es war
Sicher nur von ungefähr!

Wüßt' ich, was es, da's geschah,
Sich gedacht — nur ungefähr,
Meinen kleinen Finger gäb',
O, wie gern, darum ich her.

Hüt' dich, hüt' dich, Fingerlein,
Denn ein arger Dieb ist Wer;
Gar zu gern dein Ringlein dir
Stöhle er, und noch viel mehr.

Weiß und schlank und flink bist du,
Wie ein Fischlein tief im Meer —
Hüte dich, er fängt dich doch
Noch einmal, von ungefähr!

VI.

Ich hatt' ein Blümlein wunderhold
Gepflanzt in meinem Garten;
Und da ich in die Fremde ging,
Wer sollt' nun seiner warten?

Lieber Regen und goldner Sonnenschein,
Beregnet's und bescheint es;
Als ich ihm hab' ade gesagt,
Da klagt' es, und da weint' es.

Lieber Regen und goldner Sonnenschein,
Was macht es, sagt, was macht es?
Es spricht, es dächte deiner nicht,
Und wenn's so spricht, dann lacht es.

VII.

Und wärst du mein, du schlankes Kind,
Ich wär' zufrieden überall,
Und säß' ich drauß' im Winterwind,
In kalter Luft beim Flockenfall.

Und säß' ich draußen weißbeschneit,
Barfuß, barhaupt auf freier Flur,
Ich wär' getrost und ohne Leid,
Als schneit' es Rosenblätter nur.

Du sollst nicht wissen, daß es stürmt;
Ich will mich beugen über dich;
Ich bin der Schutz, der dich beschirmt,
Dein gutes Obdach, sicherlich!

Ich fühl' ja nicht den Sturmwind geh'n,
Ich fühl' ja nicht den kalten Schnee,
Ich spür' nur deinen Atem weh'n,
Und in dein Aug' ich niederseh'!

VIII.

Ist der Himmel davon im Lenz so blau,
Daß er auf die blumige Erde schaut?
Oder so blumig die Erde im Lenz,
Weil darüber der sonnige Himmel blaut?

Hab' ich so lieb dich, mein Kind, so lieb,
Weil du gar so lieblich und reizend bist?
Oder bist du so reizend nur,
Weil die Liebe ins Herz dir gekommen ist?

IX.

Es klopft an die Scheiben der Lindenbaum
Mit dem Zweige blütenbehangen:
Steh' auf! Steh' auf! Was liegst du im Traum?
Die Sonne ist aufgegangen!

Die Lerche ist wach, die Büsche weh'n,
Die Bienen summen und Käfer;
Und dein fleißiges Lieb hab' ich auch schon geseh'n, —
Steh' auf, Langschläfer, Langschläfer!

X.

Flog zum Süden eine Schwalbe,
Bald ihr nach die Schwestern wandern:
Ist bei dir erst ein Gedanke,
Folgen gar zu bald die andern.

Führt den Hut von Bergeshöhe
Mir zu Thal des Windes Wogen:
Hütlein, wollst mein Herz mir grüßen,
Ist dir längst vorausgeflogen!

XI.

Gieb mir die süßen Düfte,
Die deinem Kelch entschweben!
Sprach der wehende Wind, und das Veilchen
Hat sie ihm alle gegeben.

Gieb mir dein Herz und dein Auge,
Deine Lust, dein Hoffen, dein Beben!
Sprach ich, und die Geliebte
Hat es mir alles gegeben.

XII.

In der Früh', wenn die Sonne kommen will,
Da steigen die Lerchen hoch;
Sie sehen, sie hören die Sonne nicht
Und wissen ihr Kommen doch.

Sie wissen ihr Kommen, wie ich es weiß,
Wenn zu mir du trittst, mein Kind;
Ich säh' dich kommen und wär' ich auch
Auf beiden Augen blind.

Und kämst du daher mit den Winden geweht,
Mit den Wellen im Flusse gerauscht,
Und wär' ich geboren mit taubem Ohr,
Ich hätte dein Kommen erlauscht.

Ich würde nicht fragen: Bist du's mein Lieb?
Und wär' ich auch taub und blind.
Wer fragte denn auch seine rechte Hand
Und sein Haupt, ob sie bei ihm sind?

XIII.

Mein Lieb, dein holdes Angesicht,
Das leuchtet wie der Tag,
Das leuchtet wie der Sonne Licht,
Die jeden laben mag.

Und stieg' von ihrer stolzen Wacht
Die Sonn' zur ew'gen Ruh':
Die Sonne, die ins Herz mir lacht,
Herzliebster Schatz, bist du!

Ich höb' auf meinem Arm empor
Dich in die Nacht hinein:
Ihr roten Rosen brecht hervor,
Hier ist der Sonnenschein!

XIV.

Ich fragte: wie haben die Lieder all
In deiner Brust nur, o Lerche, Raum?
Wie trägst du auf deinem braunen Gezweig
Nur all die Blüten, o Apfelbaum?

Wie birgst du in deinem bescheid'nen Kelch,
O Veilchen, nur alle die Düfte lind?
Sie sprachen: wie fasset die Liebe all
Dein kleines Herz nur, du Menschenkind?

XV.

Ich lass' dich nicht, o Liebste mein,
Ich hab' dich viel zu lieb dazu.
Läßt auch die Sonn' von ihrem Schein? —
Sie hat ihn viel zu lieb dazu.

Läßt von der Kühle auch der Quell,
Der Wald von seiner Schattenruh'?
Wer möchte flieh'n dein Auge hell? —
Ich hab' es viel zu lieb dazu.

XVI.

Da schon mein Lieben, still, bescheiden,
Dir solchen hohen Glanz verlieh'n,
So möcht' ich Perlen wohl und Bänder
Dir in die dunklen Haare zieh'n;

So möcht' ich eine Kron' von Golde
Dir drücken auf die Stirne dein,
Um an dem doppelt schönen Glanze,
Mich thöricht, wie ein Kind, zu freu'n!

XVII.

Sieh', du hast den bunten Strauß
Mir am Busen ganz zerknickt,
Spricht mein Lieb, wenn gar zu fest
An das Herz sie mich gedrückt.

Und du küßt mich viel zu oft,
Alle Leute sagen's doch!
Spricht mein süßes Lieb zu mir,
Spricht mein Lieb, und küßt mich noch.

Warum weinst du? sprach mein Lieb,
Als ich von ihr scheiden ging;
Und an ihrer Wimper Saum
Perlend Thrän' an Thräne hing.

XVIII.

Unter dem Fliederbusch
Sind wir gesessen,
Schweigender Lust berauscht,
Sprachevergessen.

Da sprach der Fliederbusch:
Eins möcht' ich wissen,
Ob wohl zwei Lippen sind,
Nur um zu küssen?

Hielt lang' den Odem an,
Euch zu belauschen;
Wenn ihr denn schweigen wollt,
Will ich eins rauschen!

XIX.

Es wecket meine Liebe
Die Lieder immer wieder;
Es wecken immer wieder
Die Liebe meine Lieder.

Die Lippen, die da träumen
Von deinen heißen Küssen,
In Sang und Liedesweisen
Von dir sie tönen müssen.

Und wollen die Gedanken
Der Liebe sich entschlagen,
So kommen meine Lieder
Zu mir mit Liebesklagen!

So halten mich in Banden
Die beiden immer wieder:
Es weckt das Lied die Liebe,
Die Liebe weckt die Lieder.

XX.

So laß uns gehen Hand in Hand,
So laß uns wandern durch das Leben,
Gedenk' der Stunde, die uns band,
Und eins dem andern still ergeben!

Wohl ist die Welt kein Gartenland;
Doch schau' zur Ferne ohne Beben!
Auf steilem Pfad, im Sonnenbrand,
Will ich die treue Hand dir geben.

Aus der Burschenzeit.

(1850—52.)

1.

Vom Weingenie.

Viri Galilaei, quid statis aspicientes
in coelum.
(Apostelgeschichte.)

Daß sich die Erde drehe,
Wer hat's uns kund gethan?
Der alte Galilei,
Der hat den Fund gethan.

Er hatte dreißig Jahre
Gegrübelt Tag und Nacht,
Zerwühlt sich Bart und Haare
Und nichts herausgebracht.

Da sprach er eines Tages:
Nun hab' ich's gründlich satt;
Ich gehe in ein Wirtshaus,
Wo's gute Weine hat!

Die dummen Teleskope,
Die widern längst mich an!
Was helfen auch die Gläser,
Draus man nicht trinken kann?

Und an den Kneiptisch setzte
Der Galilei sich,
Und an dem Weine letzte
Der alte Bursche sich.

Der Wein war klar und golden
Und sänftlich ging er ein;
Der Alte sprach: mich dünket,
Das ist Kometenwein.

Noch eine volle Flasche,
Herr Wirt, so's Euch genehm;
Mit eins kann man nicht rechnen,
Der Mensch klebt am System!

Und nach der zweiten Flasche,
Da kam ihm so was bei,
Als wenn es mit der Erde
Nicht ganz geheuer sei.

Und aber nach der dritten,
Da ward ihm völlig klar,
Wie wacklig, unbestritten,
Sein ganzer Standpunkt war.

Hinaus zur Thüre schwankt' er
Und auf dem Markt er stund, —
Da drehte sich die Erde
Mit ihm im Kreise rund,

Und Turm und Häuser flogen, —
Da rief er jubelnd aus:
Hurra! die Erde dreht sich!
Nun hab' ich's endlich 'raus!

Draus, Brüderlein, ergründet
Den Wert der Empirie,
Und wie im Wein sich kündet
Das schlummernde Genie!

2.

Schwanmarie.

Mit gutem Mut so schlechten Wein
Mein Lebtag trank ich nie,
Als wie im Schwan zu Heidelberg:
Da schenkt die Schwanmarie.

Vom Rauch getrübt die Fenster sind,
Noch trüber ist der Wein —
Und wär' der Wein viel trüber noch:
Marie, Marie schenk' ein!

Und sieht man durch die Fenster nicht,
So schwarz berußt sind die —
Die schönste Aussicht ist ja drin,
Im Schwan, die Schwanmarie.

Die schwatzt von früh bis in die Nacht
Und lacht so lieb dabei!
Und ist doch keiner, dem sie's glaubt
Wie süß das Küssen sei.

Und willst du eine Schenkin sein
Im weißen Schwan, Marie,
Und geizest gar mit einem Kuß —
Das Ding begreif' ich nie.

Und minder noch begreif' ich es,
Was hier wir kehren ein —
Marie, Marie, was lachst du noch?
So komm' und schenke ein!

3.

Was Flügel hat!

Heraus, heraus! Der Frühling kam,
Der greise Winter Abschied nahm;
Gott schenk' ihm Ruh' in Gnaden!
Viel tausend Knospen brechen auf,
Ein Sonnenschimmer liegt darauf
Und blitzt von allen Pfaden.

Heraus, heraus, was Flügel hat,
Aus enger Stube, dumpfer Stadt
Weit über Thal und Hügel!
Ein frischer Sinn, ein gutes Ding,
Das ist die allerbeste Schwing',
Das ist der beste Flügel!

Und lust'ge Vögel sind wir ja,
Und mit der Sonne sind wir da
Zu wandern und zu reisen;
Und kommen wir auf grüner Bahn
Im Dörflein noch zur Vesper an,
Erklingt's in munt'ren Weisen:

Heraus, heraus, was Flügel hat!
Ihr Mädel dort im Sonntagsstaat,
Was lugt ihr denn so schüchtern?

Was sinnt denn noch und zaudert ihr,
Und flüchtet hinter Schrank und Thür'
Mit lachenden Gesichtern?

Heraus, ihr Kleinen, leichtbeschwingt!
Es brummt der Baß, die Fiedel klingt
Zum Tanz nach alter Regel;
Und wißt ihr nimmer, was geschah:
Juchhe! der Lenz ist wieder da,
Dazu viel lust'ge Vögel!

4.

Noch glüht der Wein im Glase.

Da sitzen wir Gesellen jung
Am grünen Bergeshange;
Hei! Leben frisch und voller Schwung
Bei lichter Jugendwange!
So Herz an Herz und Hand in Hand
Gelagert weich im Grase,
Weit schweift der Blick ins blaue Land —
Noch glüht der Wein im Glase!

Hinaus! in Sonnenschein und Sturm
Die freie Brust zu tragen!
Ich gönn' dir's gern, du Bücherwurm,
Am Federkiel zu nagen,
Vielleicht, du kommst zu Ruhm und Ehr'
Läufst du nur nach der Nase:
Für dich die Ehre, lieber Herr,
Für uns den Wein im Glase!

Mein Kind, den einen Kuß zum Trunk,
Den willst du mir nicht gönnen?
Bist du nicht wie ein Röslein jung?
Bin ich nicht schmuck zu nennen?
Glaub' mir, es ist nur dummes Zeug,
Verbietet's dir die Base,
Nur Liebe macht das Leben reich —
Noch glüht der Wein im Glase!

Und ist der Becher ausgeleert,
Frischauf, zum Weiterreisen!
Herr Wirt, sagt an, was Ihr begehrt,
Und thut die Rechnung weisen.
Vielleicht, wenn ich die Welt durchrenn',
Führt mich zurück die Straße!
He! sagt, wer spricht von Abschied denn?
Noch glüht der Wein im Glase!

5.

Soldatenlied.

Mit Singen, mit Klingen
Zum Städtchen ging es ein,
Mit Klingen und mit Singen
Muß auch geschieden sein.

Mit Trommeln und Pfeifen
Und lustig Mund und Aug',
— Und möcht' viel lieber weinen —
Das ist Soldatenbrauch!

Am Rathaus, am Brunnen
Viel Leute steh'n umher,
Dabei manch schmuckes Schätzchen —
Ob mein's darunter wär?

Es schweifet zu suchen
Mein Blick im Kreise rings,
Da kommandiert der Hauptmann
Gestanden! Augen links!

Herr Tambour, Herr Tambour,
Nun rühr' die Trommel scharf,
Damit mein armes Herze
Sich selbst nicht hören darf.

Trompeten erklingen,
Hinaus zum Thor es geht;
Ade! Herzallerliebste —
Der Gruß im Wind verweht!

6.

Ade!

Trabe, braunes Rößlein trabe
In den Morgenlüften keck,
Außer meinen Sorgen habe
Ich ja weiter kein Gepäck.

Und der Sorgen sind nur zweie,
Ob ich finde im Quartier
Wohl für dich ein wenig Streue
Und für mich ein gut Glas Bier.

Oder wieget gar so mächtig
Meiner Liebsten Abschiedskuß,
Daß du setztest so bedächtig
Auf die Straße deinen Fuß?

7.

Leichter Sinn.

Der goldne Quell im Säckel mein
Kam lange schon ins Stocken,
Dafür glänzt um so heller mir
Das Gold von Liebchens Locken.

Ein volles Herz blieb mir allein,
Und wird's zu sehr mich plagen,
So will ich's nehmen in die Hand
Und zu der Liebsten tragen.

Will fragen: Willst mich? Willst mich nicht?
Willst mich! Weiß Gott! wir beide,
Wir geben noch ein schmuckes Paar
Der ganzen Welt zur Freude!

Und willst mich nicht! Die Thräne hier,
Die will ich dir noch lassen;
Ein Wandersträußchen steck' ich an,
Zieh' singend durch die Gassen!

8.

Gleich und gleich.

Werben um der Rose Gunst
Schon die Nachtigallen:
Petersilj' und Sellerie
Muß dem Spatz gefallen.

Wenn mein Lieb von Golde wär,
Würd' ich's fast verkaufen;
Aber wär's ein Königskind,
Ließ mich's selber laufen.

So ich wär' ein reicher Mann,
Schenkt' ich dir, o Holde,
Einen Stein von Diamant
Eingefaßt mit Golde.

Da ich weiter gar nichts hab'
Als mein jung Gesichte,
Küss' ich dich viel tausendmal,
Schreib' dir ein Gedichte.

9.

Stoß an!

Von deiner Augen verliebtem Schein
Sind Herz und Gedanken mir trunken;
Schenk' ein! schenk' ein! Laß sprühen im Glas
Des Weines goldblitzende Funken.

Stoß' an! und thun es die Leute nicht,
So lassen wir selbst uns leben;
Wir brauchen zu uns'rem herzeigenen Wohl
Doch nur uns selber eben.

Leb' hoch! o bleibe so lieb und schön
Dein langes Leben und immer,
Wie du mir strahlst im Herzensgrund
In klarem, freundlichem Schimmer!

Stoß' an! es lebe der Liebste dein!
Und sollte nicht viel er taugen,
So sagen's die Leute; du glaubst es nicht,
Er liest es in deinen Augen.

Und ist er ein Narr, was kann er dafür?
Er singt doch die süßesten Lieder,
Und wenn du ihn küssest, wie oft es auch sei,
So küßt er doch immer dich wieder!

10.

Saurer Wein.

Herr Wirt! Herr Wirt! der Wein ist schlecht;
Ich sag's Euch unablässig;
Die Etikette klingt schon recht,
Doch was sie birgt, ist Essig.
Du lieber Gott, dem Trug und Schein
Steht alle Welt zu Solde;
Ein fröhlich Burschenherz allein
Ist noch von echtem Golde.

He! sauren Weinwirts süßes Kind,
Was schaust du nach dem Wetter?
Zählst du, wieviel da droben sind
Am Lindenbaum der Blätter?
Und hast du sie gezählt genug,
So komm' und sag', du Kleine,
Welch wunderbarer Rebstock trug,
Die ihr verschenkt, die Weine?

Hier, koste selbst! Nun sage frank:
Wer ist wohl euer Brauer?
Es wird ja bei so schnödem Trank
Dein süß Gesicht ganz sauer.
Drum merke, Kind, den schlecht'sten Wein
Trinkt ein Studentenmagen;
Ein saueres Gesicht allein,
Das kann er nicht vertragen!

11.

Wer gießt auch Wasser untern Wein.

Wer gießt auch Wasser untern Wein?
Wem ist zu blank die Welt?
Wem ist zu hold, wem ist zu fein
Sein Lieb, das treu ihn hält?

Mein Lieb ist auf dem Erdenrund
Die allerschönste Dirn':
Es lacht ihr Auge, lacht ihr Mund
Und leuchtend strahlt die Stirn.

Und wär' mein Lieb viel schöner noch,
So arm an Schmuck ich bin,
Ich höb' zu ihr die Augen doch
Empor in stolzem Sinn.

Es trägt mich frei wie Vogelflug
Zu dir die Liebe, Kind!
Da ist kein Himmel hoch genug —
Breit' aus den Arm geschwind!

12.

Ein Idyll.

Theodor Billroth zugeeignet.

Wer die Poesie des Rausches
Nicht versteht, der spürte nimmer
Noch den Rausch der Poesie.

Spät schon ist es. Auf der Straße
Rührt geschäftig sich das Leben,
Wogt und braust und rollt und klappert,
Und durchs unverwahrte Fenster
Schießt die Sonne goldne Pfeile
Mir aufs Lager. Doch ich schlafe
Ruhig fort, bis das Gewissen
Endlich in Gestalt sich einer
Fliege auf das Kinn mir setzet.
Automatisch nach dem Untier
Zuckt die Hand, es zu verjagen,
Und es flieht, — ich schlafe weiter.

Aber Fliegen und Gewissen
Schwer sind beide los zu werden;
Störrig sind sie und von selt'ner
Zähigkeit; jedoch am meisten
Eine Fusion von beiden;
Und nach zwei Minuten sitzt mir
Wieder auf dem Kinn der Unhold!
Und nun folgen die Attaquen
Schlag auf Schlag. Die ersten werden
Zwar noch glücklich abgewiesen;
Unwirsch schüttl' ich mit dem Kopfe,
Werfe mich umher im Bette.
Doch vergeblich! Immer wieder
Ist er da, der arge Brummer,
Auf der Nase, auf der Stirne,
Jetzt im Ohr! — So hol' der Henker
Diese raffinierte Bosheit!
Und mit einem raschen Sprunge
Sitz ich auf dem Rand des Betts.

Blitzschnell, und in g'rader Linie
Wie die Kugel nach der Scheibe
Fährt der Quälgeist durch das off'ne
Fenster jetzo. — Und doch ist mir
Just als fühlt' ich auf der Stirne ihn
Weiter summen. Halb im Traume
Gleiten durch das Haar die Finger.
Nichts! Und doch! — So sollte wirklich? — —
In der That es summt noch immer
Leise fort. Es liegt wohl tiefer!
Nur ein halbes Viertelzöllchen —
Guter Gott, man kann sich täuschen;
Täuscht man doch im Erdenleben
Oftmals sich um gröb're Dinge;
Und zudem — was ist im Raume

Vorn und hinten, außen, innen?
Diese Frage war von jeher
Höchst subtil und schwer zu lösen.

Seufzend heb' ich mich vom Bettrand,
Trete an des Fensters Brüstung,
Wonniges Gefühl, die Schläfe
Frisch vom Bett den Morgenwinden
Preiszugeben, daß mit scharfem
Besen sie die tausendfache
Winkelei des Menschenhirnes
Reinigen von Staub und Nachtdunst!
Aber heute muß ich sagen,
Daß es ganz besonders schwer fällt,
Und allmählich nur entwirr' ich
Aus dem gröbsten die Gedanken.

Montag ist es; Montag Morgen;
Halber Neun. — Und gestern war es
Sonntag; und dann Sonntag Abend —
Und der Abend warm und duftreich.
Nimmer duldete im Städtchen
Mich es länger; aus dem Thore
Schritt ich rasch; bekannte Wege
Sucht' ich auf am Flussesufer.
Still schon ward's. In gelbem Feuer,
Wie dereinst des Moses Dornbusch,
Brannten noch die Uferberge,
Doch das Thal lag schon im Schatten.
Nicht ein Lufthauch! Keine Welle!
Regungslos, wie blank polierter
Stahl, erglänzt der Wasserspiegel.
Dann und wann nur springt ein Fischlein
Schnalzend auf, dem's gar zu still wird;
Doch die Mühe ist vergeblich;

Zwei Momente zittern seine
Kreise auf dem stillen Wasser,
Und dann liegt es in der alten
Glätte wieder wie zuvor.

Aber jetzt vom Berge drüben
Winkt das Ziel. „Hallo! hol' über
Alter, wertgeschätzter Charon,
Freund des Biers und der Obolen,
Den so oft mit Fürstenhänden
Ich belohnt, wenn ich bei Kasse!"
Plätschernd in die Wasserfläche
Fällt ein Ruder. Sieh', da ist er!
Und die sommersprossenreiche
Hand empor zum steilen Ufer
Beut er mir. Es schwankt der Nachen,
Und in wenigen Minuten
Klimm' ich rüstig schon den schmalen
Felsenpfad hinauf zum Gipfel. —
Reizend oben liegt das Häuschen
Frisch getüncht, mit weißen Wänden,
Schimmert es vom grünen Berghang
Wie das Leinen von der Bleiche.
Köstlich ist ins Thal die Aussicht,
Hundert Schritte von der Thüre
Von dem alten Sandsteintische;
Klar das Bier — wenn schon es etwas
Gar zu leicht sich trinkt — und endlich
Heißt die Kelln'rin Mariandel —
Und das sagt mehr, als man denkt.

Horch! Was ist das? Welche Töne
Schlagen an mein Ohr? Wahrhaftig
Tanzmusik! Nun meinetwegen!

Was verschlägt mir's, ob die stämm'gen
Bauernburschen in der Schänke
Ihre drallen Schätze schwingen —
Tanzt und hüpft, soviel ihr wollt!
Mariandel! Mariandel!
Wirtschaft, he! Da tritt die kleine
Hexe wahrlich aus der Hausthür.
Was sie flink ist! „Einen Schoppen?"
Zwei, mein Schätzchen! Aber rite,
Nicht zugleich; den einen, weißt du,
Nach dem andern, und den dritten
Nach dem zweiten; — wie die dunklen
Mächte, die der Erdensöhne
Los in ew'gen Händen tragen,
Es beschlossen, und besonders
Jener allgewalt'ge Dämon,
Den die Menschen Durst benennen.

Nieder auf die weiche Moosbank
Setz' ich mich. Im grauen Steinkrug
Fein bemalt mit blauen Tupfen,
Schäumt das Bier in bernsteinfarb'ner,
Kühler Welle. Lob des Weines,
Hundertmal ward es gesungen;
Heut' vor allem ist's der Bierstoff,
Dem den Preis ich zuerkenne!
Mit Verstand zur rechten Stunde
Stets das beste Ding zu wählen
Ist die Summe aller Weisheit;
Und in jeglichem Momente
Rasch entscheiden, ob man besser
Bier trinkt, oder Saft der Reben:
Schwierig ist's, erfordert etwas
Übung, viel Verstand und Umsicht,
Und die allerbesten Menschen

Machen hier die gröbsten Schnitzer.
Mut zum Kuß und Mut zum Schwerte,
Schwung des Liedes und der Rede
Trink' aus hellgeschliffnem Römer:
Schäumend in die dunkle Blutbahn
Bricht der goldne Quell des Weines;
Rascher treibt sie. Jede Faser
Spannt sich an. Zu ungeahnten
Kombinationen reichen
Die Molekel des Gehirnes
Sich die Hände. Klang der Sphären
Tönt — die Erde sinkt — gesichert
Steigst du auf mit Götterflügeln,
Und am sonn'gen Firmamente
Ziehst du hin! Im Nebel unten
Kaum erkennbar liegt die Erde,
Nur ihr dumpfes Brausen hörst du. — —
Aber sinnige Betrachtung,
Philosophische Gedanken,
Takt zu praktischem Geschäfte
Schöpf'st du besser aus dem Bier.
Keinem Zweifel unterliegt es,
Daß die Attraktion der Erde
Es vermehrt. Behaglich sitz'st du
Hinterm Bierkrug, deutlich fühlend,
Wie stabil're Elemente
Dir er zuführt, und antike
Ruhe das Gemüt dir sänftigt. —

Wenn ich dies bei mir erwäge,
Find' ich löblich es und ratsam
Wiederum den Krug zu leeren,
Und die feinen Qualitäten
— Mariandel! Mariandel! —
Seines Inhalts meiner Lage

— Füll' noch einmal mir den Bierkrug! —
Ganz besonders angemessen. — —

Meiner Lage! Wie doch stille
Rührung mir bei diesem Worte
In die Brust schleicht, und ein leichter
Schauer durch die Glieder rieselt!
Melancholischer im Flusse
Rauscht das Wasser; tiefer senkt sich
Um mich her die Dämm'rung nieder,
Und der Schaum im Kruge selber
Fällt zusammen. Denn es gähnt ein
Unermeßlich tiefer Abgrund
Zwischen heut' und zwischen morgen;
Und es gilt mit sich'rem Fuß ihn
Würdevoll zu überschreiten.
Schwerer Schritt aus dem gelobten
Lande in den Sand der Wüste,
Wo, dem ehrlichen Kamel gleich,
Hin man wandelt, die gedörrten
Datteln des Berufs verzehrend,
Sang- und tranklos, nur erhalten
Durch den Jugendvorrat, den man
Prophylaktisch eingenommen!
Schwerer Schritt vom Burschenleben
In die Lande der Philister;
Tausend sind ihn schon gegangen,
Keiner kehrte je zurücke — —
Morgen um die fünfte Stunde
Wird er auch von mir gethan sein;
— Denn der Hausknecht wird mich wecken!
Wie der schiefe Turm von Pisa
Ragt ein ungeheurer Haufen
Bücher mir empor vom Schreibtisch.
Es beginnt die ernste Arbeit. —

Goldenes Studentenleben,
Holde Zeit des süßen Nichtsthuns
Und des seligen Genusses,
Wo im ew'gen Sonnenscheine
Des Gemütes duft'ge Knospen
Sich entfalten, und am Stamme
Des Charakters sich der grüne
Trieb zu reifem Holz verdichtet,
Aus den feinsten Ingredienzen
Brauten dich die guten Götter!
Kinderglauben, Altersweisheit,
Männerkraft und Jugendthorheit
Mischten sie in goldner Bowle,
Und hinzu, im Strome, gossen
Sie den Sekt der Poesie!
Diesen vollen Schoppen weih' ich
Dankbar deinem Angedenken! —

Also in gewählter Rede
Sprach ich, und herab zum Tische
Wieder sank geleert der Steinkrug.
Sinnend mit gestütztem Haupte
Saß ich da. Und wie dem Schiffe
Nach man sieht, das in die hohe
See hinausschwebt, buntbewimpelt:
Kleiner immer, immer blasser
Wird sein Bild, bis ganz es endlich
Untertaucht am Horizonte:
So dem Fluge der Gedanken
Schau' ich nach in meilenweite
Ferne, bis in Duft und Nebel
Ihre letzte Spur entschwindet. — —

Mittlerweile von des Thales
Sohle zu der Berge Gipfel

Wuchs der Wunderbaum der Nacht.
Riesenhaft empor zum Himmel
Hebt er seine breiten Zweige;
Auf die Erde fällt sein Schatten,
Millionen goldner Knospen
Blühen auf im dunklen Laubwerk.

Immer lauter in der Schänke
Wogt der Tanz. Die lichtgehellten
Fenster schwirren. Doch mich mahnt es
Endlich ans Nachhausegehen;
Zögernd mit dem leeren Kruge
Geb' ich das bekannte Zeichen:
Sieh'! da öffnet sich die Schenkthür;
Blendend fällt ein breiter Kegel
Lichts hervor! Vom Tische fahr' ich
Zuckend auf: auf gold'nem Grunde,
Goldumsäumet Arm und Schultern,
Wie ein Bild uralter Meister,
Steht die reizendste Erscheinung
Auf der Schwelle. Heiß vom Tanze
Glüht das lichtbestrahlte Antlitz.
Ein Moment nur — dunkel wieder
Wird es, Mädchenschritte rauschen —
Vor mir steht das Mariandel;
Um die Stirn weh'n ihr die Haare
Und vernehmbar wogt der Busen!
Sprachlos starr' ich, bis sie endlich
Lachend fragt, was ich begehre.
Und die Hand, die in die Tasche
Kräft'gen Griffes schon gefahren,
Langsam zieht sie sich zurücke;
Statt die Zeche zu bezahlen
Faßt sie noch einmal den Henkel,
Hebt den Krug, und unwillkürlich,

Unwillkürlich, ich beschwör' es,
Sprech' ich das verhängnisvolle
Wort aus, welches mir das Fatum
In den Mund legt: Mariandel,
Einen Schoppen noch, zum Schlusse!

Und sie bringt ihn; lichtumgossen
Wieder tritt sie in die Thüre,
Und die Listige, sie weiß es
Sicher, wie sie reizend aussieht;
Schwatzend auf der Schwelle bleibt sie
Steh'n, das Köpfchen rückwärts wendend,
Daß die feingeschnittene Linie
Des Profiles scharf sich zeichnet,
Und das Näschen triumphierend
In die dunkle Nachtluft leuchtet. — —

Was nun weiter ward? — ihr Götter
Wißt es sicher; denn das Ende
Schaut ihr ja von allen Dingen,
Und wir sehen nur den Anfang —
Und den Anfang von dem Ende —
Ach! ich weiß ihn ganz genau!

Denn, wie nun ich, auf die dunkle
Schenkenthür' den Blick geheftet,
Der Gedanken Fäden weiter
Aus mir spann, und immer dichter
Quoll die Nacht: ward mir's auf einmal,
Als sei ich der alte Zaub'rer,
Der im Bergesinnern hundert
Klafter tief versunken säße;
Grau die Stirne, grau das Antlitz,
Grau der Bart, grau die Gewandung;
Tropfstein rings; die Glieder starren,

Und versteint erscheint er selber.
Doch den Zauberstab ergreift er
Und die Felswand schlägt er, daß sie
Hell erklingt — da klafft der Felsen
Auseinander! Purpurfarb'nes
Licht in ungeheurem Schwalle
Stürzt hervor; die schönste Jungfrau,
Nymphe, Göttin schwebt heran!
Her den Zauberstab! ich faß' ihn —
Ach es war nur der geleerte
Bierkrug — und gewaltig schlag' ich
Mit ihm auf des Tisches Platte,
Bis die Felswand springt und wieder
Strahlend mir erscheint die Göttin.
Und so sitz' ich denn und zaub're,
Trink' und zaub're, zaubr' und trinke;
Immer wieder klappt der Bierkrug,
Und ich fühl' mich, wie ich trinke,
Immer deutlicher versteinert.

Ach! von allen Erdenkünsten
Ist die Zauberei die schwerste!
Ganz besonders wird dem Neuling
Sie gefährlich. Leichtlich äußert
Ihre Rückwirkung sich auf den
Zaub'rer selbst; der mag'schen Kräfte
Weiß er nicht sich zu erwehren,
Und der Schluß ist, daß er selber
Irgendwie verzaubert wird.

Und so ist es auch unfehlbar
Mir ergangen: katastrophisch,
Ja, ich ahn' es, war das Ende!
Nimmermehr das dienstgewillte
Söldnerpaar der eig'nen Füße

War's, das mich zuletzt nach Haus trug;
Den Bezauberten entführten
Wider Willen neid'sche Mächte.
Und des Zaubers Folgewirkung
Spür' ich jetzt noch. Anfangs schien mir's
Ähnlich wie ein Fliegensummen
Auf der Stirn; doch jetzt gemahnt mich's
Mehr an ein gelindes Kopfweh. — —

So erhebt sich denn die heikle
Frage, ob ich wirklich heute
Mit der Arbeit schon beginne;
Heut', wo mich das Fatum tückisch
Um den Kopf des Tags betrogen,
Und nur ein erbärmlich Schwanzstück,
So zu sagen, übrig ließ —
Oder ob des schiefen Turms von
Pisa Sprengung ich bis morgen
Noch vertage? Leidlich fest wohl
Steht er; ein spontaner Einsturz
Wäre, glaub' ich, nicht zu fürchten. —
Diese, und zwei weit're Fragen,
Die, ein „Wie?“ und „Wann?“ betreffend,
Höchlich mich interessieren,
Zu erled'gen, würde sicher
Noch des Tages Rest genügen;
Und vielleicht, daß in Erwägung
Ich noch zög', ob meine alte
Theorie der Differenzen
Zwischen Bier und Wein nicht einer
Leichten Korrektur bedürfte;
Denn die gestrige Erfahrung
Öffnet mir nach mancher Richtung
Völlig neue Perspektiven
Und erscheint von höchstem Werte.

Doch erdrückend hier im Zimmer
Stockt die Luft und hemmt die Atmung.
Sonnenschein und blauer Himmel
Lachen draußen; urvergnüglich
Zwitschern auf dem Dach die Spatzen.
Nein, ich weiß, wohin ich gehe,
Alles jenes zu bedenken,
Was die Brust mir noch belastet.
Nicht der Arbeit mehr verlohnt sich
Dieser angebroch'ne Tag.

Auf klassischem Boden.

(1875 und 76.)

1.

Hellas.

Was einst Phidias schuf, Polygnot und alle die andern,
Nieder in Asche und Schutt trat es die eherne Zeit.
Doch in Atome zerschellt, wie Sonnenstäubchen der Schönheit,
Fliegt es im Äther, und wärmt noch und durchleuchtet die Welt.

2.

Pantheon.

I.

Kühl, so schelten sie dich; und doch, feinfühligen Sinnes,
Hast du, Römer, dies Haus „sämtlichen Göttern“ geweiht.
Kommt denn, Christen und Juden und Heiden! Mit bebendem Herzen
Fühle und finde von euch jeder den eigenen Gott!

II.

Allüberall ist der Himmel das Auge Gottes; ich hab' es
Oft schon, aber bewegt nimmer wie heute gefühlt.
Klarer schaut es mich an und verständlicher redet es. Menschlich
Rahmt mit Lidern der Sims hier das unendliche ein.

3.

Sorrento.

Wirf einen Kranz in das Meer bei Neapel: es führt ihn die Woge
Nach Sorrento und hängt ihn an der Klippe dort auf.

4.

Golf von Neapel.

Sahst bei den Rospigliosi zu Rom den Schmuck du der Decke?
Ging Guido Reni, das Herz dir und die Sonne dort auf?
Glorreich schwebt er empor auf wolken-scheckigen Rossen,
Phöbus Apollo, der Welt Leben und Wonne zu leih'n.
Purpurgedüft und flüssiges Gold durchfluten den Himmel,
Tief noch in Schatten gehüllt schauert vor Wonne das Meer;
Und als Herold voraus, mit hocherhobenen Armen,
Fliegt Aurora und streut lachende Rosen umher:
So einst stieg mir der Gott herauf in dem goldnen Neapel,
Blüten streuend, wie dort, flog ihm die Göttin voraus!
Aber es fielen ihr drei von der Schwelle des Himmels, und leuchtend
Trug sie das dunkle Gewog: Ischia, Capri, Sorrent.

5.

Apollo Sauroctonos.

(Statue von Praxiteles im Vatikan.)

Gleich, gleich wird er es treffen, das hübsche, raschlige Tierchen,
Das an der Pinie Stamm züngelnd empor sich bewegt!
Denn zur Seite gelehnt schon lauert der tückische Knabe,
Schlank wie die Götter Olymps, eh' sie zu Männern gereift.

Reizend schlummert sie noch in den Gliedern ihm, die Bewegung;
Ach, zu bald wird sie dir, armes Lacertchen, geweckt:
Nur ein Moment noch, und schon ereilt dich die spitzige Waffe,
Sterbend biegst du den Hals, ringelst den schillernden Leib! —
Eine nehme in acht von euch sich, erblühende Mädchen,
Die auf den Treppen ihr noch eifrig mit Knöchelchen spielt,
Und du, Kleine, zumal dort mit dem welligen Scheitel,
Die du so leuchtend umher blickst beim entscheidenden Wurf;
Denn schon seh' ich im Geist, wenn erst sich breiter die Brust ihm
Wölbt, und der goldene Flaum sprießet um Wange und Kinn,
Wie dann wieder wie heut' er lauernd, hinter der Säule,
Steht, ob der Abend auch schon mählich das Forum geleert.
Und nun schreitest behend du hinauf zum Brunnen die Straße
Mit dem gehenkelten Krug, Schönste der Schönen in Rom:
Da, da springt er hervor blitzschnell der Arge! Mit beiden
Armen hat, eh' du es ahnst, dir er die Hüften umspannt.
Seitwärts biegst du das Hälschen und deckst mit der Schulter das Köpfchen,
Windest, dich sträubend, den Leib! Aber nur fester umschließt
Dich er; bis müde des Kampfs du seinen Lippen die deinen
Neigst, und er dreifach geraubt, was du ihm gestern versagt.

6.

Die beiden Kentauren vor dem Kapitol.

Wesen halb Roß und halb Mann, unbändige, tolle Gesellen —
Zweifelst du, daß sie gelebt? Bester, verlaß dich darauf!
Sieh', hier stehet ihr Bild! Aphrodisiasische Künstler
Hoben der Nachwelt es auf zwiefach in schwärzlichem Stein.
Wie so wohlich vom Nabel herab zu den Formen des Tieres
Fließet der menschliche Leib! Wie um die Weichen herum
Leicht sich kräuselt das Haar den Kräftigen, eh' zu des Rosses
Glätterem Felle es sich schmieget an Flanken und Bug!

Ja, das ist sie, die Brut, die vormals Weiber geraubet,
Oder, trunken des Weins, folgte dem bacchischen Zug;
Die in den Ölbaumwäldern sich tummelte; die auf des Wildes
Fährte mit Keule und Speer Seen und Flüsse durchschwamm.
Siehe sie, fühle sie an! Treib' anatomische Studien
An der Fläche — doch laß, Freund, mir die Splanchnologie!
Frag' nicht nach Magen und Herz und wie sie gestaltet. Es wissen's
Amor und Bacchus, daß sie doppelt sich ihrer erfreut.

7.

Grabmal Julius des Zweiten.

Wie mit der Bibel von je sich abgefunden das Papsttum,
Uns Lutherische hat früh es die Schule gelehrt.
Nach San Pietro in vincoli geh' dich dort zu ergötzen,
Wie es ein einz'ger Prophet schon in die Klemme gebracht!
Denn so stopft in den Sack man Wäsche; so hält man im Pökel
Fische gepreßt, wie hier sich der gewaltigste Papst
Zwischen den Säulen behilft. Wie beugt er den trotzigen Nacken
Doch so geduldig! Wie krümmt er so geschmeidig das Knie!
Tief aufseufzte er gern. Doch unter ihm sitzet und brütet
Moses, und faßt mit der Hand schon sich den wallenden Bart.

8.

Auf dem Palatin.

(St. Bonaventura.)

Oftmals denke ich jetzt mit deinen Gedanken, Geliebte;
Und so weiß ich, daß du mein in der Ferne gedenkst,
Daß du Grüße mir täglich und Wünsche und liebes Erinnern
Sendest, mit kühlendem Hauch Brust mir und Stirn umweh'n.
Ja, es begegnet mir oft, daß Pflanzen, Gebäude und Landschaft,
Oder im Straßengewühl Treiben und Sitte des Volks

Prüfenden Sinns ich betrachte mit deinen verständigen Augen,
Und daß heimlich mich du, Gute, zum Rechten verweist:
Bis ich plötzlich mich frage: Bin ich's, der da sieht, der da denket?
Nein! sie ist es! So sieht nur und so denket nur sie! —
Doch zur Wende des Tags, wenn von den verlassenen Hügeln
Einsam nieder ich seh' auf die unendliche Stadt,
Wie vom scheidenden Strahl der rasch hinsinkenden Sonne
Hier noch das Tempelgesims, dort noch die Kuppel erglüht,
Bis sich wallender Dunst, wie tausendjährige Träume,
Lagert und Schatten der Nacht über das ewige Rom:
Hinter mir stehst du gelehnt und schaust mir über die Schulter,
Wie du so oft es daheim mir bei der Arbeit gethan.
Tief aufatme ich dann. Mir ist es, ich reichte dir rückwärts
Schweigend die Rechte. Ich fühl's, wie in der deinen sie ruht.

9.

Mandelblüte.

(Capri.)

„Sage, warum du so früh schon blühst, o Mandel? Es weht ja
Kalt noch immer der Ost über das öde Gefild,
Willst du nicht warten? Es wagt noch nicht sich Veilchen und Primel,
Nicht die Narcisse und noch sich nicht der Krokus hervor.
Schwingt buntschimmernde Flügel der Lenz dann über die Lande,
Schmückt mit dem Festkleid sich selbst das bescheidenste Kraut:
Ist dir lange verdorrt, du Holde, die reizende Blüte,
Und nur spärliches Laub sprießt an dem braunen Geäst."
Und es entgegnete jene: Was blühst du, rosiges Mädchen,
Selbst doch so früh? Vierzehn Jahre, noch zählst du sie kaum!
Und doch hat schon Amor, der Gott mit dem goldenen Pfeil, dir,
Wie du es bergen auch magst, heimlich das Herzchen berührt.
Ach, so sehr er sie sucht, glaub' mir, in der Tiefe der Seele
Haßt er die Schönheit! Er sucht nur, ein Zerstörer, sie auf.

Herrlich schmückt er sie erst, die Erkorene; leuchtender läßt er
Strahlen die Stirne, er läßt purpurner schwellen den Mund.
Alles was Menschen beglückt, was wert erscheint des Verlangens,
Lust und entzückende Scham, schüttet er über sie aus:
Doch dann schürt er das Feuer und bläst in die lodernde Flamme,
Bis sie den irdischen Stoff eilend zu Asche verzehrt. —
Und so wirst denn auch du hinblühen, rosiges Mädchen,
Frühschnell wird dir dem Lenz folgen der Sommer und Herbst.
Sieh', so gleichest du mir, die du fragst. So laß uns denn beide
Still uns der Gaben erfreu'n, welche die Götter beschert.
Rasch zwar welken sie hin; doch wägt so köstliche Blüte
Reichlich es auf, schmucklos lange dann einsam zu steh'n!

10.

Frühling im Süden.

Schön ist im Süden der Lenz: die Kamelie blüht und der Lorbeer;
Leuchtend wie Edelgestein steh'n die Ranunkeln im Gras.
Blaue Glycinien schlingen von Ast sich zu Aste; verschwistert
Klettern am Palmenschaft Rosen und Epheu empor.
Aber das schwellende Grün des deutschen Frühlings vermiß' ich,
Das mir die Seele daheim immer mit Rührung erfüllt;
Das nach Monden von Eis und dem Flockengestöber des Winters,
Sich mit erlösender Kraft selig den Knospen entringt.

11.

Vedi napoli e poi muori!

Über die blaue
Sonnensatte
Meerflut hin
Gleitet das Boot.

Schmeichelnd klopfen
Den Bug die Wellen,
Und bald dieser bald jener
Neigt es sich schwankend.

Fahrt zu, fahrt zu,
Schiffer von Capri!
In rascherem Takte
Taucht in den Wogenschaum
Die Ruder mir ein!
Singt ein Lied!
Singt, singt!
Denn, vor mir hingegossen,
Da liegt sie,
Gelehnt am Posilip,
Und schaut sehnsüchtig
Ins Meer hinaus,
Ein wundervolles,
Wonneseliges Weib:
Napoli! Napoli!

Über ihr wehen
Pinienfächer
Im Goldduft.
Herniedergeschwebt
Ihr vom Haupte
Rankender Wein,
Und zum Meer hinab
Lässig hängt der Fuß;
Die Wogenspitzen
Netzen die Sohle.

Seht, sie winkt!
Liebetrunken
Beide Arme

Breitet sie aus.
Herab von der Schulter
Fällt das Gewand;
Schimmernd hebt sich
Die weiße Brust!
Fahrt zu, fahrt zu!
Laßt das Segel vom Windkuß
Voller doch endlich
Schwellen, ihr Schiffer!

Fast berühr' ich
Schon ihr die Hand;
Duft und Gluten
Strömen herüber:
O, daß ein schäumender
Wogensturz nun,
Wehenden Wimpels,
Singend uns würfe
Ihr in den Schoß! —
Fahrt zu! Fahrt zu!

12.

Siesta in Sorrent.

Einer Göttin
Hab' ich vor allen
In Sorrento
Zu Füßen gelegen;
Denn sie duldet
Nicht, daß aufrecht
Empor zu ihr
Die flehenden Arme
Betend man hebe.

Wenig zuvor
Im übergeschäftigen
Treiben des Nordens
Ward von der Göttlichen
Erst mir Kunde.
Kaum den melodischen Klang
Hört' ich des Namens,
Der schmeichlerisch,
Wie Blättergelispel
Und Wogengetön,
Sich in das sterbliche
Ohr stiehlt: Siesta!

Aber dort,
Wo den blühenden Arm
Weit das Land
Hinaus in den blitzenden Golf streckt;
Und drüben Capri
In goldner Glückseligkeit
Schwimmt, wie ein duftiger Märchentraum;
Dort, dort, im dämmernden Hain,
Wo Blütenfunken
Aus dunklem Geäst
Die Granate sprüht;
Vom Wipfel der Bäume
In grünen Bächen
Das Rankengewoge
Des Weins sich stürzt:
O, dort lernt' ich
Die Gütige kennen;
Dort sie verehren
Die Dichterfreundin!
Dankenden Herzens
Hab' ich dort täglich
Gedankendüfte

Und Liederweihrauch
Als köstlichste Opfer
Ihr dargebracht!

Zur Seite mir knieend
Tiefer dann oft
In das blumendurchwirkte
Pfühl des Grases
Drückte mein Haupt sie;
Den göttlichen Arm
Unter den Nacken
Schob sie mir leise,
Und lächelnd frug sie,
Ob ich das Wort auch
Wüßte, das Ajax,
Der rüstige Recke,
Einstmals gesprochen:
Das süßeste Thun
Auf weiter Erde
Sei: Nichts zu denken.

13.

Villa Mattei.

(Rom.)

O, daß du ihn sehen könntest,
Diesen liebenswürd'gen Unfug:
Wie das sprießet, knospet, blüht,
Unaufhaltsam, aller Orten,
Just, als wollt' es noch ganz Rom
Überwuchern und bedecken!
Rote, weiße, gelbe Rosen!
Rote, weiße, gelbe Röschen!

Strauß an Strauß gereiht, in schwanken,
Düfteströmenden Guirlanden, —
G'rad geeignet, sie als Kranz
Um die schönste Stirn zu winden, —
Hängen sie von Sims und Bogen
Tief herab; den höchsten Giebel
Stürmen sie; die Bäume können
Sich der blühenden Umarmung
Kaum erwehren; und die alten
Steingehau'nen Heidengötter,
An Bassin und Treppenwangen, —
Guter Gott, die müssen vollends
Alles sich gefallen lassen;
Und sie thun es gern und willig,
War doch schon in grauer Vorzeit
Schwäche ihre größte Stärke, —
Kaum, daß aus der Blütenwirrnis
Hier und dort ein Glied hervorragt!
O, wenn du das alles sähest,
Manches würdest du entschuld'gen,
Was hier mit mir selber vorgeht,
Manches, manches, Vielgeliebte;
Und begreifen, — noch viel mehr.

14.

Mondnacht an der Riviera.

Freudigen Mutes
Steig' ich am Morgen
Durch Ölbaumwälder
Die Höhen hinauf;
Wandle des Mittags
Beruhigten Schrittes,

In Palmengärten:
Um dann abends
Auf hohem Balkon
Über dem weiten,
Schwankenden Meere
Träumend zu sitzen.

Rasch zur Erde
Fällt im Süden
Nieder die Nacht.
Wie die Mutter dem schlummernden
Liebling, leise
Singend, den Rücken klopft,
Schlägt an das blühende
Ufergestade
Die weiche Meerflut,
Und murmelt dabei
Ihr welteinschläferndes
Wiegenlied.

Langsam tauchen
Aus dunklen Tiefen
Die Sterne herauf.
Vereinzelt erst,
Dort und dort;
Auf einmal dann
Allüberall,
Reicher und reicher!
Von Goldstaub funkelt
Der weithin wallende
Mantel der Nacht. — —

Und mit den Sternen
Kommen, geschwistergleich,
Auch die Gedanken.

Schüchtern erst
Wagen sie kaum
Aus dem verborgenen
Grund des Gemütes
Empor zu steigen;
Aber den Sternen
Geben sie Antwort.
Reicher und reicher
Flammen sie auf;
Auf einmal dann
Allüberall!
Und zahllos bald
Steh'n über mir
Gedanken und Sterne.

Prachtvoll jetzt
Hebt aus der Flut sich
Der Mond herauf.
Eine Straße von Licht
Wirft er herüber;
Und die Gedanken
Wandeln auf ihr
Zu dir, Geliebte.

Da leuchtet das Meer
Und das palmenbekränzte
Vorgebirge!
Die Erde leuchtet;
Es leuchtet der Himmel
Vom Mondenglanz
Und von deiner Liebe!

15.

Ziele der Kunst.

Mit weitausgreifenden
Geniusflügeln
Hebe der Künstler
In einsamen Nächten
Über der Erde
Dämmernden Mondlichtsee
Sich zu den Sitzen
Der Götter empor.

Im weltenschwang'ren
Schoß Kronions
Möge sein träumendes
Haupt der verwöhnte
Götterliebling
Bergen, und ruh'n.
Nieder zu ihm,
Gütig und teilnahmvoll,
Neigt sein leuchtendes Antlitz
Der Allumfasser.
Die ambrosischen Locken
Wallen ihm vorwärts,
Spielen dem Künstler
Um Stirn und Schläfe.

Laß ihn ruh'n!
Laß ihn träumen,
In die Falten des Göttergewandes
Eingehüllt!
Himmlische Gesichte,
Die noch kein sterbliches Auge sah,
Spülen, wie Wellen im Strom,

An ihm vorüber.
Duftender Glanz,
Tönende Farben!
Die ganze Wonne
Des weiten Himmels
Fasset das eine,
Arme, klopfende Menschenherz;
Und trägt es stark,
Wie Atlas die Welt. —

Aber am Morgen
Mit taugekühlter
Männerstirne
Kehre der Künstler
Auf goldner Stiege
Festen Schrittes
Zur Erde nieder,
An beiden Händen
Die himmlischen Götter
Herab uns führend.

Schön ist der Erde
Sonnenscheinpracht
Am keuschen Morgen.
Ströme und Meer
Im Frührot funkelnd;
Freudebewegt,
Wie rauschendes Jugendblut,
Fließen die Wasser.
Aus dem gesprengten
Wolkengürtel
Quellen die nackten
Brüste der Erde,
Ragen ins Blau
Die Bergesgipfel,

Unberührt,
Stolz und streng,
In zauberhafter
Jungfrauenglorie!

Schattende Thäler;
Schwellende Wiesen!
Blitzende Tropfen im Gras,
In Blütenkelchen!
Wären auch Thränen darunter, —
Glücklich der Mensch,
Der auf der warmen,
Tröstlichen Erde
Weinen sie durfte! —

Ja, zur Erde
Führ' er die Götter!
Menschlich laß er
An unsrem Herde
Sich die unsterblichen
Gäste gebaren!

16.

Epigonen.

Kunstrecht bau'n wir den Vers; untadelig fließen die Reime,
Und es gebricht uns die Kraft, mangelt die Grazie nicht.
Eins doch bleiben wir stets: Epigonen. Die Herzen zu rühren,
Wie es die Väter gethan, keiner vermag es von uns.
Voll aufblühte die Sprache! Mittsommer ist es; es fallen
Einzelne Blätter; im Lenz winde die Blumen zum Kranz!

Vermischte Gedichte.

1.

Der Vampir.

Was willst du an meinem Lager,
Geistergestalt ernst und hager?
Dein Leib ist hoch und gewaltig,
Doch deine Stirne ist faltig,
Und deine Augen brennen
Gluten nimmer zu nennen.
Was beugst du zu mir dich nieder?
Jungfräulich sind meine Glieder!
Jungfräulich sind meine Sinne!
Laß mich, daß ich entrinne. —
Ach — nicht kann ich! Wer bist du?
Mich mir selber entriss'st du!

„Kann es dir nimmer sagen,
Würdest es nicht ertragen.“

Auf deine bleichen Wangen
Dunkel die Locken dir hangen.
Näher muß ich dir rücken,
Die kalte Hand dir zu drücken;
Berauschende Genüsse
Geben mir deine Küsse! —

Sage, wer bist du? Vor allen
Bin ich ja dir verfallen?

„Kann es dir jetzt nicht sagen,
Würdest es nicht ertragen.“

Wie meine Sinne sich drängen,
Deine Gluten mich versengen!
Umschlingend und umschlungen,
Von deinem Odem durchdrungen!
Meine Seele vom Herzensgrunde
Drängt empor sich zum Munde;
Mir vom Munde gerissen
Wird sie von deinen Küssen! —
Willst du, daß ich verderbe?
Weh mir! ich sterbe, ich sterbe! — —

„Trugst du nicht Begehren
Meinen Namen zu hören?
Weißt du, wer da gehet,
Von Bann und Fluch umwehet;
Von grausem Verhängnis getrieben,
Ein Henkeramt zu üben? — —
In der Nacht, im Morgengrauen
Muß ich die Häuser beschauen,
Betrachten die Träumerinnen
In den duftigen Kammern drinnen,
Bis daß ich eine finde,
Die Flammen mir entzünde;
Daß ich um Liebe werbe,
Und die Liebste selbst verderbe —
Ach! unsägliche Schmerzen
Bereitend dem eig'nen Herzen!
Mich hältst du, den Mann des Leides;
Winter und Sommer, beides

Bin ich zugleich; die Blüten
Brech' ich, die mir erglühten. —
Einen solchen hast du genossen,
Mit deinen Armen umschlossen! —
Soll ich noch mich nennen?
Wirst mich nun schon kennen.
Sonnen- und Mondenschimmer
Wird dich laben nimmer;
Keines Mannes Rechte
Glättet dir je die Flechte.
Dein Licht ist bald verglommen;
Dein Tag hat Ende genommen!" — —

Er sah sie an mit Harme;
Er nahm sie auf seine Arme.
Ihr sterbend Haupt hing nieder,
Es sanken die Augenlider;
Rückwärts auf die Dielen
Die bleichen Arme fielen.

Der Decke weiße Falte
Schlug er um die Kalte,
Und rückte zurecht das Kissen,
Er glättete, stillbeflissen,
Der Haare braune Welle —
Und schritt hinaus die Schwelle.

2.

Im Ballsaal.

Hinter dem Sammtbehang
Des Fenstergrundes,
Gesenkt die Wimpern lang,
Träumenden Mundes —
Heimlich betracht' ich sie,
Wie sie da sitzt,
Den Ellenbogen aufs Knie
Das Haupt auf die Hand gestützt.
Vor ihr im Kerzenlicht
Wirbelt der Tanz;
Sie hört, sie sieht es nicht,
Versunken ganz! —
Soll am versteckten Ort
Suchen sie einer?
Lange schon sitzt sie dort,
Es naht sich keiner. —
Oder dächte sie gar
In Herzeleid
Vor langem, langem Jahr
Vergang'ner Zeit?
Als sie, im Tanze noch
Vorüber schwebend,
Vor Scham erglühet hoch
Die Hand mir gebend? —
Geig' und Trompete gellt, —
Dächte sie dran, — —
Herr Gott im Himmelszelt, —
Was thät' ich dann?

3.

Willst du denn, mein altes Herz, ewig jung verbleiben?

In des Winters langer Zeit
Wähnt' ich es gelungen,
Daß mein Herz nach hartem Streit
Nieder ich gerungen.

Ach, zum Unglück oder Glück,
— Ich entscheid' es nimmer, —
Kehrte noch einmal zurück
Mir des Lenzes Schimmer!

Und in all der Blütenpracht
Schwellendem Getriebe
Fühl' ich wieder deine Macht
Alte Jugendliebe!

Willenlos durch Lust und Schmerz
Laß ich hin mich treiben —
Willst du denn, mein altes Herz,
Ewig jung verbleiben?

4.

Was mir dein süßes Herz gewinnt.

Es glaubt der Mond, daß immerdar
Im Schimmer liegt die Welt;
Er sah sie ja viel tausend Jahr
Und immer mondgehellt.

Er sah sie, wenn in lauer Luft
Des Grases Wogen weh'n,
Berauscht vom eig'nen Blütenduft
Die hohen Linden steh'n.

Er sah sie, wenn zur Winterzeit
Der Sturm die Flügel schwellt,
Vom Froste glitzernd, weißbeschneit —
Und immer mondgehellt.

So kennst du mich, du holdes Kind,
Bestrahlt von deinem Glanz;
Was mir dein süßes Herz gewinnt,
Ist dein Geschenk nur ganz.

Du wähnst mich frei von Schuld und Bann,
Weil mild mein Gruß dir klingt;
Und siehst mich mit dem Auge an,
Das mir erst Frieden bringt!

5.

Die giftige Blume.

Im Sonnengold, im Mondenschein,
Wer schaut nach mir? Ich steh' allein!
Und trag' ich Gift im Kelche auch,
Glanz ist mein Leib und Duft mein Hauch.

„Glanz ist dein Leib, und Duft dein Hauch,
Du Blume mit dem Flammenaug'!

Dein Gruß berauscht wie Weinesschaum,
O laß mich ruh'n hier tief im Traum!"

Wohl bin ich jung, wohl bin ich schön;
Laß mich allein und einsam steh'n!
Laß mich verblüh'n auf öder Trift, —
Ich bin nur schön in meinem Gift.

„Und bringst du mir auch Todesleid,
So helf' mir Gott zur Seligkeit!
Dein süßer Hauch trifft mein Gesicht,
Von meiner Brust laß ich dich nicht!" — —

Du warst doch so ein rascher Gast,
Und bist so bald vor mir erblaßt;
Wirr ist dein Geist, erlahmt die Schwing',
Schlaf' ein zum Tod, du armes Ding!

Und trägt man dich zu Grabe dann,
Fang' ich aufs neu zu duften an:
Im Sonnengold, im Mondenschein,
Wer schaut nach mir? Ich steh' allein!

6.

Nonnenlied.

Habe Liebste zwei,
Soll den einen lassen;
Bricht mein Herz dabei —
Kann es nimmer fassen.

Hoch im Himmelsglanz
Thront der eine oben;
Lichter Sternenkranz
Hält sein Haupt umwoben;

Engel steh'n am Thron,
Preisen seinen Namen:
Jesus, Gottes Sohn,
Hochgelobet, Amen!

Andrer wohnt im Thal,
Thät mein Herz ihm schenken;
Heimlich oft einmal
Muß ich sein gedenken.

Hab' ich halb sie beid',
Hab' ich ganz doch keinen;
Muß in Herzeleid
Mich zu Tode weinen!

7.

Totengeduld.

Wie ich sie trage
All diese Plagen,
Die mich am Tage
Quälend schon nagen,
Durch die beengten
Stunden der Nacht? —
Wie in zersprengten
Prunksarkophagen

Regungslos rastende
Totengebeine
Die sie belastende
Wucht der Gesteine
Tragen, — so trage
Ich sie im schallenden Wirbel der Tage
Wie in der Nächte einsamer Wacht!

8.

Mönch und Nonne.

Es steh'n bei Eisenach, aus strupp'gem Hage
Vorragend, Blöcke zwei auf Berges Rücken;
Moos wächst und Gras aus Spalten und aus Lücken —
Und Mönch und Nonne sind's, erzählt die Sage.

Weil sie, berauscht von süßer Liebesplage,
Sich einst umfaßt in seligem Entzücken,
Traf sie der Fluch, versteint zu Felsenstücken,
Ins Land zu starren bis zum jüngsten Tage.

Und ob sie brennen in der Mittagsschwüle,
Gewittersturm zu Häupten ihnen drohe,
Des Mondlichts Welle träumend sie bespüle:

Kein Hauch verrät des Lebens tiefe Ader!
Doch tief im Innern schwellt die heiße Lohe,
Ohnmächtig ringend mit der Felsenquader.

9.

Das alte Glück.

Einst, als ich selbst noch lief und sprang
Durch Garten und Gehäg,
Wie deuchte mir der Tag so lang,
Wie floß die Zeit so träg'!

Und wär' ich nur erst groß und klug!
So sprach ich oft als Kind; —
Groß wird man eben schnell genug,
Doch klug, — nicht so geschwind.

Und da ich Jüngling ward, verrann
Die Zeit zu langsam noch:
O, wär' ich nur einmal ein Mann,
Viel schöner wär' es doch! —

Und wechselnd kommt und wechselnd flieht
Frühling und Wintereis:
Und wie man in den Spiegel sieht,
Ist alt man schon und Greis.

Nun, weil die Füße langsam geh'n,
Wie schnell entrauscht der Tag;
Wie dünkt uns doppelt lieb und schön,
Was man nicht halten mag!

Da geh'n die Wünsche oft zurück,
Die vorwärts erst gestrebt,
Und träumen von dem alten Glück,
Das man so rasch verlebt.

10.

Epigramme.

Unumgänglich.

Mancherlei mußt mit dem Fuß du treten; es ist nicht zu ändern,
Willst du erhobenen Haupt's wandeln die Straße dahin;
So zum Exempel den Schatten, den selbst du wirfst in der Sonne.
Falle zur Erde; versuch's! und du umarmst ihn gewiß.

Höhe und Breite.

(An die Specialisten.)

Leute, ihr baut Pyramiden verkehrt, mit der Spitze nach unten!
Nehmt euch in acht, es begräbt selbst euch am Ende der Bau.
Hoch auf hebt schneeschimmernd das Haupt zu den Wolken die Jungfrau;
Aber sie deckt mit dem Fuß auch ein unendliches Land.

Das Höchste.

Nur der Gedanke ist dein, und dein nur eigen das Wollen;
Stets, ward das Wollen zur That, wirkte ein anderes mit.
Was ist das andre? Nicht du! Drum schätzt auch immer der Beste
Mehr, als was er gethan, das, was er will und er kann.

Idealismus und Realismus in der Kunst.

Ob realistisch die Kunst sein soll? Ob idealistisch?
Wenn sie die echte, so ist immer sie beides zugleich.
Dann nur rührt uns die Kunst, und die Nachwelt beugt sich dem Künstler,
Wenn aus der menschlichsten Form leuchtet der göttlichste Geist.

An die Künstler.

Haltet am Guten nur fest! Es wächst, ihr Künstler, zuletzt euch,
Wenn ihr es redlich gepflegt, sicher das Schöne hervor.
Wie der korinthische Schaft, der lang aufstrebte im Gleichen,
Im Kapitäle zuletzt köstliche Blüte gewinnt.

Conception und Arbeit.

Fertig, mit prangender Wehr, in strenger, himmlischer Schönheit
Sprang aus dem Haupte des Zeus Pallas Athene hervor.
So auch sah sie im Traum einst Phidias. Aber er brachte
Mühvoll Jahre dahin, ehe vom Scheitel der Burg
Hoch aufragte das Bild, und des Speers goldfunkelnde Spitze
Schiffern den Lichtstreif warf in das ägäische Meer.

Originalität.

Heut' will jeglicher Thor nur Originales; drum triffst du
Wirklich ein Original, ist es, ach! meistens ein Lump.

An eine Kokette.

Blinzle mir, Sonne, nur zu aus dunklen Wimpern der Wolken!
Wer dir traute, vertraut nimmer dir wieder gewiß.
Einmal hab' ich's gethan. Du locktest hinaus mich ins Freie —
Gründlich vom Regen durchnäßt kehrt' ich, und fröstelnd, zurück.

Dualismus.

Reich ist an Wundern die Welt, und voll von Rätseln die Schöpfung;
Aber die größten erlebt stets an sich selber der Mensch.
Lang' zwar kenn' ich mich schon; doch oft, mir selber begegnend,
Bleibe verwundert ich steh'n, lächle und schüttle das Haupt.

Unerträglich.

Leichter ertragen die Menschen den Bessern und leichter den Schlechtern,
Als den andern. Ich hab' oft es im Leben gespürt.

An die Mehrzahl.

Lebt nur, Leute, ihr habt ja ein Recht so lange zu leben,
Bis Großväter sogleich Enkel zu zeugen gelernt.

Selbstbespiegelung.

Einen Spiegel nur führt, sich von vorn zu bewundern, der Eitle.
Zwei der Bescheidene, der auch sich von hinten besieht.

11.

Distichen.

Wer sich selbst nicht genügt, wie mag er die andren erfreuen?
Selbst noch darbt er, und schon bietet Geschenke er an.

Geld und Erlebtes sie rollen durch tausend Herzen und Hände;
Reich zu werden dabei, — wenige Leute verstehn's.

Rasch stürzt einem das Leben vorüber, ein tosender Bergstrom;
Breit, aus bescheidenem Quell, schwillt es dem andren zum See.

12.

Recensenten.

Bläulich breitet sich der See bis zum Firmamente;
Meine Seele dehnt sich weit mit dem Elemente.

Alten Zeiten sinn' ich nach, längst verrauschter Fabel —
Eine Ente schwimmt herbei mit profanem Schnabel.

Fängt das Tier zu schnattern an: „Zwar der See ist bläulich,
Aber in der Tiefe haust Wurm und Schnecke greulich.

Ist es nicht ein groß Verdienst, so den Teich zu säubern?
Und es lohnt die Arbeit sich gleich an unsern Leibern."

Ja du bist ein kluges Tier, Muhme Schnatter=Ente,
Wirst von fremden Fehlern dick, bist ein Recensente.

Könnte diese man, wie dich, rupfen, braten, fressen,
Was die Kerle fett gemacht, wollt' ich gern vergessen!

13.

An die Riecher.

Ich hasse den gemeinen Wicht,
Den nie ein freier Hauch beweget,
Der stets nach eigenem Gewicht
Des andern vollste That gewäget.

Denn, wo ein Baum gesprossen ist,
Der hoch empor die Äste strecket,
Da riechet der sogleich den Mist,
Darin er mit der Wurzel stecket.

14.

Rücksichtslosigkeit.

Sieh' den Sachen grad ins Gesicht,
Brauch' deine Arme, dräng' dich heran!
Hoch die Stirne! Kümm're dich nicht,
Zeigst du den Rücken dem Hintermann.

Vorwärts immer, unbeirrt;
Keine Zeit ist sich umzudreh'n!
Wer am Ziele steht, der wird
Schon dein leuchtendes Auge seh'n.

15.

Unbequemlichkeiten.

Wo ein mächtiger Baum im Walde ragt,
Da müssen die Sträuche sich unter ihm ducken,
Und dürfen nicht schelten, wenn er's versagt,
Daß sie auch auf zum Himmel gucken.
Doch kommt der Riese einmal zu Falle,
Dann schießen ins Kraut die Kleinen alle.

16.

Altersberühmtheit.

Es ist ein Trost, daß wir auf Erden
Mit jedem Tag berühmter werden.
Wenn erst, die mehr als wir gekonnt,
Die alten Meister, ausgestorben,
Ist leicht der höchste Platz erworben,
Auf dem man sich behaglich sonnt.

17.

Guter Rat.

Und wenn du noch so sehr dich mühst,
Das Beste schaffst, ein ganzer Mann:
Wenn du niemals des Nachbars Schlitten ziehst,
Sieht er dich noch mit scheelem Auge an.

Ich hab's versäumt, Gott weiß es, Freund,
Seit meiner Jugend frühsten Jahren;
Und oft genug vor Zorn geweint,
Ob all der Not, die deshalb ich erfahren.

Drum, willst du wohl gelitten sein,
Und gar des Haufens Gunst ergattern:
Trink' wochentags du deinen Wein
Und Sonntags Dünnbier mit Gevattern.

18.

Eigne Größe.

Hoch auf dem Kirchendach das Gras —
Der allerhöchste Baum ist das.
Es hebt die Hälmlein, reckt den Schaft,
Und weit in alle Lande gafft;
Und spricht zum Eichbaum: Liebes Kind
Nimm dich nur ja in acht beim Wind,
Und sieh auf mich; ich zittre nicht,
Wenn alles um mich biegt und bricht.
Was sich nicht selber hält, muß purzeln;
Es geht nichts über tiefe Wurzeln!

19.

Litterarische Überschwemmung.

Wasser und Wasser von allen Seiten!
Wasser, soweit die Blicke gleiten!
Kein Baum, keine Straße weit umher;
Man glaubt es sei das weite Meer.
Und doch ist's nur ein kleiner Fluß,
Der nach dem letzten Regenguß
Den Deich durchbrochen, der ihn gedämmt,
Und nun die Lande überschwemmt.
Das Wasser wird sich ja wieder verlaufen, —
Schlimm nur, daß so viele dabei ersaufen.

20.

Kunst und Natur.

Wohl ist das höchste Kunstwerk die Natur,
Doch ist's nicht Kunst sie einfach zu kopieren,
Von Holz und Erz, Papier und Marmor nur
Als Photograph ihr Bild zu reflektieren.

Im besten Falle wär' es nur — Natur,
Wenn's noch gelänge, treu es auszuführen;
Doch lockt sie gar zu gern auf falsche Spur,
Die um zu stehlen nur die Finger rühren.

Kunst ist Natur von Menschengeist geboren!
Ureignes Werk; nicht toter Schattenriß
Von der, die Leben sprüht aus tausend Poren!

Ureignes Werk! doch so, daß Gott gewiß,
Beliebt es ihm, auf sich es könnte nehmen,
Und brauchte doch sich dessen nicht zu schämen.

21.

Parabel.

War einst ein reicher, vornehmer Mann,
Der dachte seit langer Zeit daran
Sein Schloß mit einem Park zu umgeben;
Doch weil er nicht sehr erfinderisch eben,
So simulierte er hin und her,
Ging mit tausend Gedanken schwanger,

Maß und visierte die Kreuz und Quer
Durchs Gebüsch und über den Anger,
Und konnte doch, trotz aller Beschwerden,
Mit keinem Plane fertig werden.
Da hörte er aus zweiter Hand
Von einem Grafen im Nachbarland,
Dem der herrlichste Park zu eigen wär'.
Flugs rief er seinen Gärtner heran
Und sprach: „Mich plagt das Zipperlein schwer,
Doch glaub' ich, du wärst wohl der Mann
Des Grafen Park dir anzuseh'n,
Alles recht gründlich auszuspäh'n,
Und mir nachher zu rapportieren,
Wie wir's am besten arrangieren." —
Der Gärtner machte sich auf die Reise,
Besah den Park sich auf seine Weise;
Und kaum ist eine Woche vergangen,
So sieht man wieder an ihn langen;
Über und über bepackt und beladen,
So tritt er hin vor seine Gnaden
Und spricht: „Da wär' ich zurückgekehrt!
Das Ding ist nicht des Ansehns wert.
Große Bäume und nied'res Gesträuch,
Das allerordinärste Zeug:
Weiden und Pappeln, Eichen und Buchen,
Vergeblich mögt Ihr was Seltnes suchen!

Dabei viel schlecht gehaltener Rasen,
Gut für das Vieh, darauf zu grasen.
Kein Verständnis für feinen Gazon
Kein Boskett nach neuster Façon!
Kein Blattpflanzenbeet oder dergleichen —
Aber ein Bach mit zwei großen Teichen.
Im übrigen ziemlich dürftiges Land
Und breite Wege mit grauem Sand!

Ich habe mit mir, Ihr sollt mich loben,
Gebracht von allem etwelche Proben,
Damit Ihr deutlich draus erseht,
Wie's mit dem gräflichen Parke steht." —
Drauf breitet auf der Tafel aus
Er einen ungeheuren Strauß
Von Buchen-, Eichen- und Pappelgezweig,
Oder, was sonst in des Parks Bereich,
Von wilden Blumen, grünem Kraut,
Sträuchen und Büschen er erschaut;
Legt auch zwei kleine Dütchen hin,
Und spricht: „Ist Sand und Erde darin,
Wie ich sie in dem Parke fand.
So sind die Wege, und so ist das Land!
Man wünschte sie, das seht Ihr selber,
Das eine schwärzer, die andern gelber."
Zum letzten zieht er aus der Tasche
Hervor noch eine große Flasche:
„Hier ist auch Wasser noch vom Teich,
Trüb ist's, voll Linsen und voll Laich!" — —
Du lieber Heiland, Jesus Christ,
Ob dem Herrn nun wohl geholfen ist? —

Wer Platz nicht auf dem Gipfel hat,
Und oben steht in Licht und Klarheit,
Was hilft es ihm, wenn er die Wahrheit
Mit beiden Händen am Zipfel hat?
Er ist doch besser nicht gestellt,
Als einer, der Quark in den Händen hält.

22.

Weltseligkeit.

Welt- oder Himmelsseligkeit —
Das ist der alte, blöde Streit!
Ihn schüren alle Pfaffen und Mucker,
Erdenverächter und Himmelgucker:
Loben sich Hunger, Durst und Frost
Und schielen nach der Himmelskost;
Ziehen bei jeglicher Not und Entbehrung
Flugs einen Wechsel in himmlischer Währung
Auf unsern Gott und Herrn, bei Sicht
Auszuzahlen am jüngsten Gericht. —
Da denk' ich nun, ich armer Schlucker:
Ihr feinen, theologischen Geister
Seid allsamt schlechte Rechenmeister.
Ich habe mir es vorgenommen,
An keinem Ort zu kurz zu kommen,
Weder dort oben, noch auch hienieden,
D'rum nehm' ich, was die Welt beschieden.
Doch bei der Lehren wüstem Schwanken
Entschlägt man schwer sich der Gedanken,
Als ob's im Himmel sich am Ende
Um ein Entbehren nur bewende,
Und kalkuliert: das läßt sich tragen
Am schlechtesten bei leerem Magen. —

Sollt's aber anders sein, wohlan
So bin ich noch viel besser dran!
Was schön ist und das Herz entzückt,
Das hat auf Erden mich beglückt,
Und glühend von der Erde Kuß,
Durchzittert noch von ihrem Leben,
Will ich, wenn ich sie lassen muß,

Empor mich einst zum Äther heben!
Da komm' ich gleich als Virtuos
In Abrahams gelobten Schoß,
Derweil ihr Stümper ungeschickt
Euch rings in alle Ecken drückt,
Bis endlich mit den Himmelslichtern
Die lieben Englein ein euch trichtern
Das A-B-C und Einmaleins
Des langersehnten Seligseins. —

Item, wozu der Worte viel?
Ist kurz genug doch unser Ziel!
Wer Recht hat, wird sich bald ergeben;
Merkt auf! — Ihr werdet's ja erleben!

23.

Geplantes.

In einem Punkte gleichen
Der Weise und der Thor sich:
Sie haben immer beide
Die größte Arbeit vor sich.

Bei diesem kannst die Schwäche,
Bei jenem du die Stärke
Ermessen an der Menge
Der — nicht vollbrachten Werke.



24.

Spekulation.

Näher auf der Berge Gipfel
Wirst du nicht den Sternen kommen.
Ach! sie bleiben goldne Tüpfel,
Und dir liegt die Welt verschwommen.

25.

Große und kleine Lichter.

Thoren wähnen, daß die Sonne
Strahle um der Erde wegen,
Um der Blüten Frühlingswonne
Und der Saaten jungen Segen.
Nein! sie strahlt nur um des Strahlens
Eignen, seligen Genuß.
Nur aus ihrem Überfluß
Fällt herab der goldne Regen;
Und wohin er fällt, da springen
Rosenknospen, Vögel singen,
Und auf kühlen Waldeswegen
Geh'n um Händedruck und Kuß
Lieb' und Liebe sich entgegen. —
Und jemehr sie Strahlen sendet,
Desto heller glüht die Sonne,
Immer voller quillt der Bronne,
Denn sie fühlt die stolze Wonne
Ihres Reichtums, der nicht endet. — —

Ärmer fiel der Kerze Los,
Die der Nächte dunklen Schoß
Mit bescheid'nem Lichte klärt. —
Eine Kerze bin ich bloß,
Die sich selber still verzehrt.

26.

Gelegenheitsgedichte.

I.

Huldigung.

Seiner Majestät dem Kaiser und Könige Wilhelm bei Besichtigung eines Krankenhauses mit einem Blumenstrauße von jungen Damen dargebracht.

Herr Kaiser, nehmt aus unsrer Hand
In Gnaden an den Strauß,
Herrscht Jubel heut', wie überall,
Doch auch in diesem Haus!

In goldene Erfüllung ging,
Was wir so heiß erfleht;
Wir neigen uns in tiefem Dank
Vor Eurer Majestät!

Wohl ist es sonst hier ernst und still,
Und doch — mit festem Mut
Wird hier so mancher Kampf gekämpft
Mit Eisen und mit Blut.

Und mancher, der hier ungenannt,
Verborgen vor der Welt,
Nach langem Kampf zur Ruhe geht, —
Vor Gott ist er ein Held.

Doch heute strahlt ein jedes Aug',
Heut' lacht jedweder Mund:
Wer seinen Kaiser schauen darf,
Der wird gewiß gesund!

II.

Den sechzehnten Ulanen.

(Salzwedel 1883.)

Trompetengeschmetter! Ein Lanzenwald!
Schwarzweiße, flatternde Fahnen!
Nun rasch an die Fenster, ihr Mädchen heran, —
Das sind die blauen Ulanen!

Das sind die Reiter von Mars la Tour! —
Ob jung sein Nam' auch im Heere,
Es mißt das sechzehnte Regiment
Mit den ältesten nur sich an Ehre.

Dem Feinde die Stirn und den Frauen das Herz,
Und dem Brandenburger das Leben,
Und was dann komme, dem Herrgott nur
Getrost in die Hände gegeben!

Wer das Leben geliebt und den Tod nicht gescheut,
Schläft ruhmvoll einst bei den Ahnen.
Drum die Gläser gefüllt und ein donnerndes Hoch,
Ein Hoch den sechzehnten Ulanen!

III.

Ein Hoch dem deutschen Heere.

Trinkspruch, geschrieben für ein Fest der Reserveoffiziere.

1883.

In unsrer Jugend Tagen,
Wie hat uns doch das Bild
Der alten deutschen Helden
Ganz das Herz erfüllt!
Wie hörten wir von Siegfried
Dem Drachentöter gern,
Von Gunther und von Hagen
Und Dieterich von Bern.
Und dann von Karls des Großen
Heiliger Majestät,
Wie von zwölf Paladinen
Er umgeben steht,
Bis zu den Sachsenkaisern
Und zu dem Staufen-Paar,
Bestrahlt von Ruhm und Ehren,
Und doch, wie sehr, des Glückes bar! — —
Und wenn nun tausend Jahre
Wieder vergangen sind,
Und Generationen,
Wie Spreu im Wirbelwind,
Verweht, — dann wird des Sängers
Zukunftsmelodie
Den Kaiser Wilhelm preisen,
Der größer war, als alle die.

Schier hundert Jahr alt thront er
Auf goldnem Kaisersitz,
Und neben ihm mit hellen
Augen der Kronprinz Fritz;

Und hinter beiden ragend,
Gewaltig und geisterhaft,
Bismarck, der eiserne Kanzler,
Gigant an Körper und Geisteskraft.

Hoch über beide hält er
Den Heerschild und das Schwert,
Und späht, ob seinen Herr'n nicht
Den Frieden einer stört;
Und dünkt es ihm besorglich,
Und gärt es irgendwo
Im Nachbarland, -- dann hebt er
Empor sich, donnerfroh,
Wie ehmals der Kronide
Im hohen Göttersaal,
Und wirft vernichtend dorthin
Des Geistesblitzes Wetterstrahl. —

So werden die Dichter singen;
Doch auch gedenken dann
Wird man des deutschen Volkes,
Wie es nach langem Bann
Jauchzend sich erhoben,
Und wie in schwerem Streit
Es wieder sich errungen
Des deutschen Reiches Herrlichkeit;
Wie es um seine Fürsten
In Treuen sich geschart,
Zu Ehren wieder brachte
Die alte deutsche Art,
Und in der Zeit des Zweifels
Das Evangelium
Den Völkern neu verkündet
Vom Gottesgnadenkönigtum!

Verstummt ist und verrauscht dann
Das traurige Geschenk
Des Tages: der Parteien
Hader und Gezänk,
Der Streit im eignen Hause,
Der kindische, thörichte Haß,
Mit dem sich auch die Besten
Bekämpfen ohne Unterlaß.

Hinaus ins Ausland schauet
Und fragt euch, ob zur Frist
In irgend einem Lande
Der Welt es besser ist?
Nach Frankreich geht und sehet,
Wie des Gerichtes Wucht
Am Volk sich dort vollziehet,
Das ohne Scham und Zucht.
Genuß heißt die Parole!
Seigneur ist der Gamin,
Souverain der wüste Pöbel —
Und Kriegsminister Thibaudin!

Oder nach Rußland wandert,
Ins weite Zarenreich:
Diebisch und verlogen
Adel und Volk zugleich;
Gewissen ward zur Thorheit,
Mannsehre Kinderspott,
Gottlos des Volkes Hälfte,
Die andre ohne Gott.
Da fliegt, anstatt zu leuchten,
Ins volle Pulverfaß
Des Wissens greller Funke —
Und Nihilismus nennt man das! —

Noch fährst mit tausend Wimpeln
Du, stolzes Albion,
Doch ist auch dir geschrieben
Dein Mene Tekel schon.
Zweihundert Millionen,
Vom Himalaya-Schnee
Bis zu des Ganges Fluten
Und zu der indischen See, —
Zweihundert Millionen,
Die lange du ausgesaugt,
Überkommt ein Ahnen,
Dein Nimbus sei verbraucht.
Und schwer bist du getroffen
Schon, wo du sterblich bist,
In deinem Krämerherzen,
Das nur ein Geldsack ist.
Dein großes Herz — dein Geldsack,
Nun hat auch er ein Loch,
In England und in Schottland,
In Irland größer noch,
Draus fließt dir ab das Herzblut,
Die Sovereigns rollen fort,
Trotz allem Opiumhandel
Und Götzenbilder-Export!

Willst du mit Italien und Spanien,
Deutschland, verglichen sein?
Du stehst im hellen Morgen, —
Dort fängt der erste Schein
Des Frührots an zu tagen;
Des Ausgangs ungewiß
Kämpfen noch dort die Mächte
Des Lichtes und der Finsternis;
Und hoffnungsreich, wie Knaben
Zum ausgereiften Mann,

Schauen beide Völker
Zu dir mein Volk hinan,
Zum Volk, das in der Rechten
Des Wissens Fackel trägt,
So leuchtend hell wie keines,
Das die Künste pflegt, —
Und doch, bereit zur Abwehr,
In Waffen starrt und Stahl —
So bist du ihrer Träume
Unerreichtes Ideal.
Ja! du bist treu und edel
Mein deutsches Volk und gut!
Dein Gott, dein Land, dein König
Sind noch dein höchstes Gut;
Gefürchtet und bewundert, —
Ob lang verachtet erst,
Fehlt dir nur noch das Eine:
Daß du dich selber ehrst.

Das deutsche Volk soll leben!
Es lebe, wo zumeist
Vor allen andern Völkern
Herrlich es sich erweist,
Wenn bei des Kaisers Ruf es,
Jedweder Mann ein Held,
Bereit für ihn zu sterben,
Um seinen Thron sich stellt.
Die Schwerter drum, die Arme,
Die Gläser in die Höh'!
Ein Hoch dem deutschen Volke
In Waffen, — der Armee!

27.

Der Strom der Menschheit.

Geschrieben in Soisy vor Paris, sechs Wochen nach der Schlacht bei Sedan.

Hunderttausend Millionen
Zarter Blätter, feiner Blüten
Dorrt ein einz'ger herber Nachtfrost —
Und der Himmel sieht es lächelnd.

Schöner als an solchem Abend
Läßt er nie die Sterne funkeln;
Wolkenlos, in tiefster Bläue,
Ragt er über der Verwüstung.

Hunderttausend Millionen
Bunter Schnecken, blanker Muscheln
Wirft die Brandung Tag um Tage
Aus dem kühlen Schoß des Meeres;

Wirft sie unbarmherz'gen Spieles
Auf den heißen Sand der Düne,
Wo im Strahl der Mittagssonne
Langsam sie zu Tod sich lechzen,

Denn das Meer hat dieser Dinger
Übermäßig viel, und braucht nicht
Wie ein armer Mann zu sparen;
Unverwüstlich ist sein Vorrat.

Und der Frühling giebt der Erde
Mehr zurück, als er genommen,
Neue Blätter, neue Blüten,
Reicher noch an Duft und Farben.

Und so kommen und so geh'n wir
Menschenkinder, Erdensöhne;
Hunderttausend Millionen
Starben hin und werden sterben!

Von der Erde Mutterbrüsten,
Wo sie sel'ge Kost getrunken,
Reißt der Tod sie unerbittlich —
Und die Gottheit sieht es lächelnd.

Denn in allgewalt'gen Händen
Hält sie fest die goldne Urne,
Und sie läßt den Strom der Menschheit
Nieder auf die Erde fließen;

Und sie sieht ihn wachsen, schwellen,
Eine Woge hebt die andre,
Voller, immer voller flutet
Er hinab zum ew'gen Meere.

28.

Annemarie.

Meiner jüngsten Tochter große
Dunkelblaue Veilchenaugen
Duften mir der Jugend Frühling
Wieder in mein altes Herz.

Zwar mir hat als Kontrebande
Sie zuletzt noch ihre Mutter
Eingeschmuggelt, und ich brummte,
Denk'! als dich der Storch gebracht.

Aber nun auf meinen Knieen
Sitzest du; die großen Augen
Seh'n mich an, und was sie sagen,
Was sie fragen, frag' ich mich.

Prüfend tauch' ich die Gedanken
In die dunkle, blaue Tiefe:
Immer größer, ohne Lidschlag,
Schauen mich die Augen an.

Dichter und Gelehrter — beide
Lösen nicht das fromme Rätsel;
Tief in stillen Traum versunken
Streichl' ich ihr das goldne Haar.

Und mir ist, ich wäre einer
Jener drei vom Morgenlande,
Die dem Stern gefolgt, der nächtens
Über Bethlehem geflammt.

Vor der benedeiten Krippe
Kniet er nieder, fragend hebt er
Auf die Blicke: ernst und heilig
Schauet ihn das Christkind an.

Und er muß die Lider senken
Vor der Kinderaugen Glorie,
Vor des Strahles feierlicher,
Siegsgewisser Majestät.

Rosse und Kamele wendet
Er zurück zur fernen Heimat;
Grüßend, fragend, händeschüttelnd
Tritt zu ihm der Freunde Kreis.

Und er spricht: Viel Wunder sah ich
In der Fremde: Königsburgen,
Marmortempel, Götterbilder, —
Doch das größte waren zwei

Klare, stille Kinderaugen;
Wen sie einmal angeschauet,
Fröhlich wird er für sein Leben; —
Fröhlich bin ich allezeit.

29.

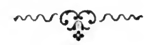
Winterflocken.

Fällt auf die Trauben nachts ein Frost,
Bringt Runzeln ihnen er und Rost,
Doch wird er nimmer sie versehren,
Es werden süßer nur die Beeren.
So ist's mit edlen Frauen auch;
Streut ihnen gleich der kühle Hauch
Des Alters auf die braunen Locken
Die silberhellen Winterflocken:
Er süßt sie wie der Frost den Wein.
Das weiß ich von der Fraue mein,
Die ich mit diesem Lied begrüße:
Die Stirn umweht von weißem Haar,
— Bei Gott im Himmel, das ist wahr! —
Ward immer süßer nur die Süße.

30.

Dankopfer des Liedes.

Vieles verletzet mich leicht und schwellt an der Stirn mir die Ader;
Doch es erfreut mich auch viel, mehr, als es andre erfreut;
Und der rascher mich schuf zum Zorn und rascher zur Liebe,
Gütig schenkte der Gott mir im Gesange das Maß.
Oft, wenn in einsamer Nacht bald hier bald dort in die Kissen
Ruhe ich suchend und Schlaf drückte die glühende Stirn,
Doch, wie ein brandendes Meer, in nimmer endenden Güssen,
Über das Ufergestein schüttet die tobende Flut:
Stürzte sich über mein Haupt die Flucht der Gedanken, es bebte
Leidenschaftlich erregt jegliche Faser in mir:
Plötzlich, siehe, da wich das Gebälk der Decke, es dehnte
Weit sich der Raum, ringsum wallte ein dämmerndes Licht;
Und zu Häupten mir schwebte der Genius, sänftigend kühlte
Mir er die Stirne und ernst sah er den Zagenden an;
Tröstlich sprach er und bot mir die goldene Schale des Liedes,
Zitternd nahm ich sie ihm aus der unsterblichen Hand:
Was in den Tiefen der Brust schmerzvoll nach Freiheit gerungen
Goß ich hinein; bis zum Rand schwoll es, wie perlender Wein.
Dann mit freudigem Mut, dankvoll den ewigen Göttern,
Hob ich im Opfergebet sie zu den Sternen empor.



Alte und neue

Troubadour-Lieder.




Viel Glück und Freud — und Herzeleid
Bringt treue Lieb zu aller Zeit.

An

Frau Bertha Binswanger.

So wie der Fisch im Wasser klar,
Schwimm' ich in Liebe immerdar.
Arnaut von Marueil.

Sonderlich verehrte,
Liebe Herrin und Frau!

Indem ich Euch dies Büchlein widme, das fast ausschließlich in Eurem hochragenden Heim über dem Bodensee, auf Schloß Brunnegg, und meist in schlaflosen Nächten erdacht und niedergeschrieben ist, möchte ich Euch vor allem bitten, in gewohnter Milde zu beachten, daß die darin enthaltenen Gedichte — von denen übrigens nur einige Romanzen in Betracht kommen könnten — nicht den geringsten Anspruch auf historischen Wert machen wollen, ebenso wenig als einen solchen — Ihr mögt den kecken Vergleich verzeihen — selbst Schillers Don Carlos, Jungfrau von Orleans oder Maria Stuart erheben.

Und nicht einmal als den Versuch von Nachdichtungen wollet Ihr diese Lieder betrachten*. So sehr uns die poetischen Kunstwerke alter Zeit, selbst da, wo sie in das graueste Altertum zurückreichen, erfreuen und erheben —: wenn ein Dichter unserer Tage seine Stoffe diesen Zeiten entnimmt, muß er sie in das warme Leben der Gegenwart hineintauchen.

Homer wußte sehr wohl, daß er seine Helden anders denken und sprechen ließ, als die rauhen Krieger, die Troja verbrannten. Noch mehr Goethe in seiner Iphigenia.

So wollen wir auch in Dichtungen, die sich mit längst entschwundenen Geschlechtern beschäftigen, Menschen sehen und hören, die wie die Besten von uns denken, handeln und lieben!

Darum mögt Ihr es mir auch nicht verargen, wenn diese Lieder zuletzt völlig modern und sehr subjektiv ausklingen!

* Ausgenommen etwa die Romanze „Kreuzfahrer“! Siehe jedoch die Note Seite 331.

Aber die Poesie hat auch, meines Bedünkens, nicht im entferntesten die Aufgabe Geschichte zu lehren, so sehr auch ihre Erzeugnisse in späterer Zeit historischen Wert gewinnen können. Und bei mir besonders, der ich in der alten Salzstadt zum Thale seßhaft bin, wär' ein derartiges Unterfangen übel angebracht, da einer in diesen Dingen gelehrtesten Herren mein Nachbar ist, auf dessen Namen man allerorts stößt, wenn man die Zeiten durchpilgert, welche die meisten meiner Lieder besingen, oder denen sie doch Ton und Farbe verdanken möchten. Sänger und Maler, Bildschnitzer in Holz und Stein, endlich die Dombauer haben ganz andere Ziele als die der Geschichtsforschung.

Stellt Euch daher vor, daß ich für einen kurzen Augenblick die Thüre eines hellerleuchteten Gemaches zu öffnen versuche, um einen Strahl des Lichtes hervorquellen zu lassen. Aber nur für einen Augenblick, so daß Ihr nicht Zeit findet, genau und kritisch das Gesehene zu betrachten.

Mein einziger Wunsch ist, Euch in diesem Augenblicke eine flüchtige Einsicht in die frühe Zeit des Mittelalters gewinnen zu lassen: goldsonnig, minne- und sangesfroh; gewaltthätig, kindergläubig und höfisch-ritterlich wie sonst keine.

Das Rittertum kam damals in Gottes Schoßkinde, der anmutigen Provence, zur vollsten und duftigsten Blüte. Aber die Provence, ihre Sänger, Ritter und Barone wolle man nicht mit Frankreich verschmelzen! Im Gegenteil: die eigentlichen Franzosen wurden von den Provençalen gehaßt und verachtet, und das Land selbst stand unter der Lehnshoheit der deutsch-römischen Kaiser, die den Titel „Könige von Arles“ führten.

Zu den Eigenschaften eines vollendeten Ritters und Großen der damaligen Zeit gehörte aber viererlei: Zunächst eine Freigebigkeit, von der man sich jetzt überhaupt schwer eine Vorstellung machen kann. An den Höfen vieler Könige und Grafen wurde überhaupt jeder aufgenommen, der anklopfte, und nicht anders denn beschenkt entlassen, zumal wenn er ein Troubadour, oder auch nur ein Jongleur war. Zum Zeichen, daß jedermann willkommen sei, wurde am Thor ein blanker Stahlhelm ausgehängt. Manch einer

verlor durch seine Freigebigkeit ein halbes Fürstentum; ja er eignete sich wohl selbst mit Gewalt fremdes Gut an, nur um wieder schenken zu können.

Sodann die Liebe zu Dichtung und Gesang*, sowie zu erzählter Märe. Nichts dünkte einem Großen des 12. oder 13. Jahrhunderts ruhmes- und begehrenswerter, als wenn er selbst, oder ganz besonders seine Hausfrau, von einem berühmten Troubadour besungen wurde. Weltliche Liebe galt als das Höchste und Herrlichste, was Gott und die gnadenreiche Jungfrau den Menschen geschenkt. Und die Troubadours wählten sich, selbst wenn sie bürgerlich geboren waren, ihre Liebe in den allerhöchsten Ständen. Die Frauen waren stolz darauf, von anerkannt beredtem und liedgewandtem Munde besungen und wegen ihrer Schönheit, Milde und feinen Sitten gepriesen zu werden.

Die Männer aber: im scherzhaften wie im blutigen Waffenspiel, in Jagd, Turnier und Krieg wohl geübt, höfisch und fein, doch gewaltsam; Rang und Stellung, sowie ihres eigenen Armes Kraft und die Zahl ihrer Vasallen und Hörigen allwegs voranstellend, und jeder Zeit der augenblicklichen Leidenschaft folgend. Denn von dem, was man jetzt „Recht" nennt, dürftet Ihr damals bei eifrigstem Suchen auch nicht ein Körnlein gefunden haben.

Und trotz alledem ein tiefer kindlicher Christenglaube, der oft selbst die nach unseren Anschauungen freiesten Liebeslieder durchdringt. Denn die Zeit der Blüte der Troubadours war auch die

* Kürzlich las ich in einem der bekanntesten französischen Blätter die Bemerkung: man solle sich doch nicht dem Sang und der Musica hingeben: das seien teutonische Belustigungen; die Begabung der Franzosen sei die dramatische. Neben Händel, Bach und Gluck, Mozart und Beethoven, Schubert, Schumann und Robert Franz endlich Richard Wagner, nehmen sich freilich die französischen Chansons wie eitel Bänkelsängerei aus. Damals floß aber auch in den Adern des südfranzösischen Adels viel fränkisches und selbst gotisches Blut. Und während ihm der Gesang als Höchstes dünkte, fand der kleine Landstrich, der das eigentliche Frankreich darstellte, mehr Behagen am Roman. Aber, wenn man jetzt nach dem parteizerrissenen, ohnmächtige Rache schnaubenden Frankreich kommt, findet man das früher unterdrückte Keltentum wieder geil ins Kraut geschossen, und hört dessen widerliches Geschrei auf den Gassen und in den Versammlungen, alles andere übertönend.

der Kreuzzüge, die Zeit der Staufen und die von Richard Löwenherz und Blondel. Von der Größe und Allmacht Gottes und von einem ewigen, freudereichen Fortleben in seinem Paradiese fest überzeugt, glaubten sie in ihrem Kindergemüte doch, daß der HERR nicht im stande sei aus eigener Macht das heilige Grab zurückzugewinnen, welches in die Hände der Ungläubigen gefallen war, sondern daß es dazu ihrer Beihilfe bedürfe. Diese Hilfe ihm zu gewähren, erschien als die heiligste Pflicht jedermanns und besonders jedes Edlen. Aber oft kehrten von hunderttausend und mehr ostwärts gezogenen Streitern nur wenige in herzbrechendem Zustande zurück. All die übrigen waren durch mangelnde Leibes-Notdurft, Pflege und Nahrung sowie durch schwere Seuchen dahingerafft worden, und mit dem Reste hatte das Krummschwert der Sarazenen leichte Arbeit gehabt. — —

Freilich ist nicht zu leugnen, daß all den tausend Liedern, die damals in den Burgsälen und Schloßhöfen erschollen, und von denen doch eine recht große Zahl teils vollständig, teils leider nur in Bruchstücken auf uns gekommen sind, eine gewisse Eintönigkeit anhaftet, und namentlich, daß sie alle sehr subjektiv gehalten sind. Daher denn weiland Meister Friedrich Diez sagen konnte: man könne sich ebenfalls vorstellen, daß sie sämtlich von einem und demselben Manne in den verschiedensten Stimmungen und Lagen des Lebens gesungen worden seien.

Und so mag wohl auch mit Recht den nachstehenden Versen der Vorwurf der Eintönigkeit gemacht werden. Ich kann es nicht ändern! Es war, zur Zeit als ich sie schrieb, just kein anderer Wein im Fasse, und konnte somit, wenn man den Spund einstieß, kein anderer hervorquellen. Auch hat selbst der Fink oder die Nachtigall nur immer den einen Gesang und erfreut doch der Menschen Herz. —

Drum laßt Euch die Lust am edlen Minnesang nicht verkümmern. Denn er preist doch das Höchste, was der Welt gegeben ward: weiße Zacken hoch über dem blauen See, sonnendurchbrochene Baumwipfel, Vogelgezwitscher und feine Waldblumen tief im Farrenkraut versteckt, die nur ein verliebtes Herz zu finden und zu würdigen

vermag. Abwechselnder Scherz und Ernst, abwechselnder Minne- und Kirchengesang — das ist des Herzens köstlichste Speise, wie denn auch der Prediger Salomo gesagt hat: daß „alles seine Zeit habe“. —

Gehabt Euch wohl, Frau Bertha, und führt das häusliche Scepter, wie Ihr es bisher gethan, mit Zuversicht und Anmut zugleich, daß der Mann, der das Glück hat unter Eurem gastlichen Dache zu weilen, und unser Herr-Gott Euch loben mag.

In steter dankbarlicher Treue

Halle zum Thal, am 22. März 1889.

Richard von Volkmann-Leander.

1.

Der Knabe Cupido.

Cupido ist ein trotz'ger Knab',
Köcher und Bogen sind all sein Hab';
Der traf mich mit dem scharfen Pfeil —
Des werd' ich niemals wieder heil!

Sein' Mutter heißt Frau Venusin,
Ein heidnisch Weib und Königin;
Die ist noch schlimmer als der jung',
Und ist doch der schon arg genung.

Sie giebt ihm Rat und Unterweis,
Sie macht ihm das Gewaffen heiß;
Das schafft ihr Lust und kurze Weil —
Ich werde niemals wieder heil.

Im Gras ich unterm Weißdorn lieg',
Zum Sterben krank und minnesiech;
Ein sammetweicher Frauenmund,
Der machte mich allein gesund.

Um Gott! wenn der sich niederbög'
Und mit mir Scherz und Küssen pflög'!
Ach, komm, Treulieb! es hat viel Eil',
Sonst werd' ich niemals wieder heil!

2.

Trabant.

Der Sonne gleich — — —
Auch sie ist Klarheit und verbreitet Helle.
Cadenet,
Troubadour aus der Grafschaft
Forcalquier.

Du bist die Sonne, die auf den Wolken thront;
Du bist die Sonne! Ich bin der Mond.

Urquell des Lichtes, das ewig brennt,
Durchklärt die Sonne das Firmament.

Der Äther zittert von ihrem Glanz;
Sie dankt allein nur sich selbst ihn ganz. —

Der Mond ist dunkel, ohn' eignes Licht;
Ihm schenkt die Sonne, was ihm gebricht.

Du bist die Sonne; der Mond bin ich,
Ich strahl' und leuchte, doch nur durch dich.

Durch alle Meere, durch fernes Land,
Folgt' ich getreulich dir als Trabant!

3.

Reigen.

Die Zeit der Violen
Vergehet nun bald:
Komm! laß uns verstohlen
Noch suchen im Wald!
Die lugen tief drinne
Vom Laube bedeckt —
Ach! heimliche Minne,
Ich weiß, wie sie schmeckt.

Da gingen zum Pflücken
Die Lies und der Franz:
Fein Lieb, wollst dich bücken,
Ich reich' dir den Kranz!
„So laß dir auch stecken
Den Strauß an den Latz!"
Ach, fast zum Erschrecken
Bist schön du mein Schatz!

Sie saßen am Hange
Im lauschigen Husch, —
Da währt es nicht lange,
Es regt sich der Busch.
Es bricht in den Zweigen,
Schon sind sie herbei,
Ein fröhlicher Reigen
Umschwebet die zwei.

Zur Lichtung! Zur Wiese!
Da schallt es nun laut:
Der Franz und die Liese
Sind Bräut'gam und Braut!
Da hilft kein Erblassen,
Kein schämig Erglüh'n:
So küßt euch, dann lassen
Wir fürbaß euch zieh'n.

Die Zeit der Violen
Vergehet nun bald:
Komm! laß uns verstohlen
Noch suchen im Wald!
Die lugen tief drinne
Vom Laube bedeckt —
Ach! heimliche Minne,
Ich weiß, wie sie schmeckt!
(Von vorn.)

4.

Refrain.

Auf sonneleerem Waldespfad
Zu mir ein schmucker Knabe trat;
Trug einen Becher in der Hand
Und bunte Flügel am Gewand:
Weis' her den Becher, was ist drinne?
Ich leer' ihn aus mit einem Zug!
Viel süße Arbeit bringt die Minne,
Doch bringt sie nimmermehr genug.

Ja, wohl! im wildverworrnen Tann
Das beste Weib ich einst gewann.
Wir saßen auf bemoostem Stein,
Hell leuchtete der Augen Schein,
Derweil in weltvergeßnem Sinne
Den weißen Arm sie um mich schlug:
Viel süße Arbeit bringt die Minne,
Doch bringt sie nimmermehr genug.

Das Saumroß an der Fichte steht;
Ihr braunes Haar vom Wind verweht,
Das streich' ich glatt und wieder glatt, —
Wie ist sie aller Schöne satt!
Ob ich von ihr auch Trost gewinne?
Die Blumen fragt im wilden Bruch:
Viel süße Arbeit bringt die Minne,
Doch bringt sie nimmermehr genug!

Wenn sich zwei Herzen zugethan,
Der Mann dem Weib, das Weib dem Mann:
Das ist die höchste Seligkeit,
Die Himmel, Erd' und Meer verleiht!
Seit aller Welten Anbeginne
Nahm niemals keiner höh'ren Flug:
Viel süße Arbeit bringt die Minne,
Doch bringt sie nimmermehr genug!

5.

Hochzeitsromanze.

Im Juli war's, in heißer Zeit,
Die Felder wogten weit und breit,
Die Sommervögel flogen:
Da hielt am Graben, hoch zu Roß,
Ein Reiter vor dem Königsschloß
Mit Geig' und Fiedelbogen.

Und wie er hell die Saiten strich,
Da füllten rasch die Fenster sich
Mit frohen Mädchenköpfen;
Er aber rief: „Wo bleibt sie doch?
Die Jüngst' und Schönste fehlt ja noch
Mit ihren blonden Zöpfen!"

Da fiel am Turm die Brück' herab:
„Nun tanz' mal fein, mein Edelrapp'
Im Hof steht sie schon selber!"
Die Sonne glitzert wunderbar;
Ihr um die Schultern weht das Haar
Noch goldiger und gelber.

Und grün der Kranz und grün der Strauß,
Sie breitet beide Arme aus,
Ihr Auge strahlt glückinnig.
„Marie-Margret! Marie-Margret!
Das Herz mir fast in Stücke geht,
Da bin ich ja! da bin ich!

So schürz' dich nun und schwinge dich,
Spring' auf mein Rößlein hinter mich,
Ans Scheiden muß es gehen!"
„„Herzliebster Schatz, so halt mich fest!
Ade, ihr werten Hochzeitsgäst',
Und laßt die Tüchlein wehen!"" — — —

Da schlang der Chor der Jungfräulein
Ums holde Paar den Kettenreihn,
Das Hochzeitslied zu singen;
Das klang, wie sich ein jeder denkt,
Ob auch die Braut das Köpflein senkt',
Von allerliebsten Dingen:

„Marie-Margret, Marie-Margret!
So wie man's treibt es allzeit geht,
Nun bist du eingefangen!
Hast's Hälslein gar zu oft gereckt,
Den Kopf zum Fenster 'nausgesteckt,
Wenn er vorbeigegangen."

„„Frau Mutter! einen einz'gen Guck!
Er sitzt auf seinem Pferd so schmuck,
Ich kenn' ihn ja von Alter!""
Ach ja, ein Gücklein und ein Guck,
Und heimlich dann ein Händedruck:
„Herzgret" und „„Herzens-Walther!"" —

So lang das Leben grünt und mait,
Wird es so gehen allezeit,
Gott woll's jedwedem schenken!
Die Welt ist gar zu wunderschön,
Wo zwei verliebte Herzen geh'n
Einander zu gedenken:



Da blüh'n die Blumen wunderhold,
Da glänzt im Strom wie pures Gold
Aufrauschend das Gewässer;
Die Vögel singen tief im Grün,
Frühwolken hoch am Himmel zieh'n
Und bau'n viel luft'ge Schlösser. —

Ihr Mädchen drum und jungen Leut',
Nur frisch gewagt und jung gefreit,
Eh' Lieb' und Lust vergehen!
Kein Spruch so süß sich hören läßt
Als: Herzensschatz, ach! halt mich fest.
Ade! die Tüchlein wehen!

6.

Schatzsuchen.

Der euch dies Lied gesungen,
Hat selbst sich schon errungen
Die Liebste und die Best':
Drum mag er wohl euch künden
Vom Suchen und vom Finden
Zu Sankt Johann am Fest.

Da laden sich die Buben
Die Mädchen aus den Stuben
Zu achten oder zehn:
Die Burschen kecklich streben,
Die Mädchen heimlich schweben, —
Kein Nachbar darf es seh'n.

Dann gilt es in den Buchen
Den liebsten Schatz zu suchen,
Die Burschen frank und stolz;
Die Mädchen zag, mit Necken
Und heimlichem Verstecken
Im dichten Unterholz.

Bald springen und bald schreiten,
Bald durch das Buschwerk gleiten
Spitzohrig wie zur Balz:
Ei! hab' ich dich, lieb Elslein,
Ich sah von deinem Hälslein
Ein Streiflein allenfalls!

Dazu am Rand der Buche
Von einem roten Tuche
Aufblitzend einen Schein:
Wie schnell am Riesenstamme
Schwand mir die Feuerflamme: — —
Herzlieb, du wirst doch mein!

Da ging es an ein Jagen,
Wie in glücksel'gen Tagen
Die Kinder um den Tisch,
Ich glaub' ein Viertelstündchen —:
Mit deinem roten Mündchen
Halt' ich dich, goldner Fisch?

Erst will ich tot dich küssen —
Mußt' ich's doch lange missen —
Dann geh'n wir heim in Freud';
Da steht, und wartet lange
Das Mütterlein im Gange:
„Gott segn' euch Allzweibeid!"

7.

Hellsonnenschein.

Wenn zischelnd mit Gedeute
Man heimlich von euch spricht:
Dann tretet vor die Leute
Ins helle Sonnenlicht,

Dann drück' dir auf die Locken
Des Kranzes Blüten-Rund:
Dann reich' ihm unerschrocken
Die Hand zu ew'gem Bund,

Und sprecht: Ihr Hagestolzen
Und Muhmen, halb im Grab,
Die spitzen Redebolzen
Schießt ihr ins Blaue ab.

Hier steh'n wir lachend beide
Zu aller Welt Gesicht,
Das köstlichste Geschmeide
Der Welt — ihr kennt es nicht.

8.

Heimfahrt.

Durch der Provence
Sonnige Fluren,
An der Durance
Blumigen Strand —
O, wie wir beide
Heimatwärts fuhren!
Fest mich am Gürtel
Hielt ihre Hand.

Leicht um die Brust mir
Flogen die Locken!
Himmlischer Lust mir
Lehnte die Stirn
Gegen die Wange.
Blühende Flocken
Fielen im Schwange
Ihr aufs Gewand!

Stolz ob der Fraue,
Die es gewonnen,
Nickte das graue
Roß mit dem Haupt.
Fußlose Bügel!
Wehende Zügel,
Weil ich die Holde
Kosend umwand.

Stürzenden Bronnen
Nach, am Gebirgshang —
Dann an der Nonnen
Kloster vorbei!
Wie aus dem Kreuzgang,
Weinlaub-umsponnen,
Heimlich sie spähten
Zu uns gewandt!

Fern wir noch hörten
Leises Psallieren,
Noch den gelehrten,
Frommen Gesang:
Staub muß auf Erden
Alles einst werden;
Irdisches Lieben
Ist nur ein Tand.

Und bei der Glocken
Vespergeläute
Barg sie die Locken
In mein Gewand:
Was mir im Fahren
Selig erfahren,
Ob von den Nönnlein
Wer es verstand?

9.

Herr Adelhart.

Von Welschland kam er nach langer Fahrt,
Ruhmsatt und reich an Ehre,
Drei Fähnlein Knechte hinter ihm
Zu Roß, in blanker Wehre.

Er ritt den Stieg zum Markt hinauf,
Die Bürger staunend blickten,
Die Mädchen liefen zum Fensterschoß
Und lachten ihm zu und nickten.

Doch er warf stolz den Kopf zurück
Und hob sich hoch auf dem Pferde, —
Bis daß er kam zum Grafenhaus,
Da senkt' er die Blicke zur Erde.

Denn oben auf dem Söller stand
Die schönste aller Frauen;
Sie bog sich über die Brüstung weit,
Die Straße hinabzuschauen.

Die Steine blitzten am Sammtbarett,
Am Arm die goldnen Spangen,
Doch thränenfeucht ihr Auge war,
Blaß waren ihre Wangen.

Der unten ritt, der wußte wohl,
Was Wangenrot ihr brächte;
Das Herzblut schoß ihm ins Gesicht,
Barsch trieb er an die Knechte.



Vorbei! Vorüber! — Gott sei Dank! —
— Da will das Roß nicht weiter,
Hielt doch zu oft in alter Zeit
Am Thore dort sein Reiter.

Herr Adelhart sich niederbeugt,
Dem Tier den Hals zu streicheln,
Er sagt ihm manch ein Kosewort,
Umsonst ist all sein Schmeicheln.

Herr Adelhart die Zügel reißt,
Daß aufs Gebiß es schäumet,
Er schlägt es mit dem Stachelsporn,
Daß hoch es auf sich bäumet.

Der Goldhelm fällt vom Kopf ihm ab,
Die blonden Haare wallen:
Da hört man einen lauten Schrei
Vom Grafenhaus erschallen.

Der Schrei, der klang so ängstevoll,
So schrill, so bangerschrocken,
Das wilde Roß wird plötzlich fromm,
Dem Reiter die Pulse stocken.

Er seufzt, als schwände der Mut ihm hin,
Die Zügel entfallen den Händen;
Das Roß kehrt um, er hindert's nicht,
Die Knechte schwenken und wenden.

Laut scheltend weicht das Volk zurück,
Das ist ein Winken und Rufen;
Es drängt sich Roß an Roß, es klingt
Der Steindamm von den Hufen.

Da hält der Hengst am Grafenhaus,
Er wiehert und scharrt mit den Füßen,
Er will die Herrin, die so oft
Ihn liebgekost, begrüßen.

Der Ritter steigt den Turm hinauf,
Langsam, dann immer schneller;
Das Auge, das so finster sah,
Strahlt hell und immer heller.

Und oben steht Frau Irmintrud,
Glutröte deckt die Wangen,
Sie wirft sich weinend ihm ans Herz
Und hält ihn fest umfangen.

Er aber spricht und hat ihr Haupt
In beide Hände genommen:
„Ich wollte dich lassen, ich kann es nicht,
Ich bin doch wiedergekommen.

Zu eigen nimm mich für ewig hin,
Ich habe keinen Willen
Als nur den einen, an deiner Brust
Mein heißes Sehnen zu stillen!“ — —

So hoch loht keine Flamme auf,
Wie wild der Sturm sie auch triebe,
Als wie zu neuer Glut erwacht
Eine lang erloschene Liebe.

10.

Treu übers Grab.

Wie war Frau Brunessinde
So tödlich doch erblaßt;
Wie wankten ihr die Kniee!
Wie hielt sie fest umfaßt
Den Schaft der Fenstersäule!
Man sah des Herzens Schlag
Am Linnen ihres Kleides,
Als endlich sie zum Boten sprach:

„Sagt meinem Herrn ich ritte,
Und sagt, ich ritt' noch heut';
Von Schützen und Knappen
Nähm' ich ein gut Geleit —
Ich träf' ihn in drei Tagen
Am Turm von Montferrand, —
Doch schweiget von dem andern,
Das schwört mir hier in meine Hand!" — —

Den Vorhang vor der Kammer
Hob auf das stolze Weib,
Da saß, dem sie ergeben
Mit Herzen sich und Leib,
Arnaut von Carcassonne,
Der junge Troubadour —
Als er so bleich sie schaute,
Fiel ihm die Laute auf den Flur.

Sie schlang um seinen Nacken
Den Arm mit Ungestüm:
„Nun sparet Kuß und Lieder!"
Sprach schluchzend sie zu ihm —
„Von seinen schweren Wunden
Der Graf genesen ist;
Herr Emmerich kommt wieder —
Straf' uns die Jungfrau und der Christ!

Ich reit' noch heut' am Tage;
Ihr aber, Arnaut, flieht,
Daß nicht, wenn er zurückkehrt,
Mein Ehgemahl Euch sieht.
Zwar Eure liebesheißen
Gesänge hört er gern;
Doch wenn er fern ist, wünscht er,
Das wißt Ihr, Herr, Euch selbst auch fern!"

Als so die Frau gesprochen,
Den Zelter sie bestieg,
Den Grafen einzuholen;
Der kam vom heil'gen Krieg.
Schwer lag er dort verwundet
Zu Accon nach der Schlacht;
Daß er gestorben wäre,
Ward Brief und Kunde ihr gebracht.

Sie ritt drei lange Tage,
Da sah sie glänzen fern
Viel Helm- und Lanzenspitzen
Und grüßend ihren Herrn
Den blanken Stahlschild schwenken, —
Da überfiel sie jach
Ein wilder Todesschrecken,
Weil Treue sie und Schwur ihm brach.

Sie meint ihm zu entfliehen,
Herum wirft sie das Roß,
Sie treibt's zu scharfem Gange
Durch harten Sporenstoß.
Der Graf sieht's mit Entsetzen,
Er glaubt, der Zelter scheut, —
Nach jagt er Bruneſſinden,
Als gält's die ew'ge Seligkeit.

Allein, wie schnell er jaget,
Noch schneller hetzt ihr Roß
Gewissensangst-getrieben
Sein flüchtig Ehgenoß;
Da — plötzlich — stutzt der Zelter,
Den Weg sperrt eine Furt,
Es schwankt im Sitz die Fraue,
In Stücke reißt der Sattelgurt;

Zur Erde stürzt sie nieder,
Ihr Haupt schlägt aufs Gestein;
Es brechen ihr die Augen.
Der Wangen lichter Schein
Erstirbt zu bleicher Farbe;
Blut rieselt ihr vom Schlaf; —
Da ist zur Stelle endlich
Und schließt sie in den Arm der Graf.

Er küßt ihr Mund und Hände,
Er streichelt ihr das Haar,
Er lauscht dem Gang des Odems,
Der doch erloschen war;
Dann hub er an zu klagen:
„Weh mir unsel'gem Mann,
Daß ich zu Gottes Ruhm nicht
Am heil'gen Grab den Tod gewann.

Nun habt Ihr mich verlassen,
Vielliebe Fraue wert,
So wund schlugt Ihr mich Armen,
Wie noch kein Heidenschwert!
Wie dacht' ich Glück und Minne
Zu finden doch bei Euch;
Wie sehr ich Euch geliebet,
Das weiß nur Gott im Himmelreich!"

Heran ward bald gekommen
Des reisigen Volkes Troß,
Auf braunen Männerwangen
Manch stille Thräne floß;
Zwei Lanzen und ein Mantel,
Das gab nach Kriegerart
Die Bahre, drauf gebettet
Frau Brunessindes Leichnam ward. —

Still ging's und langsam weiter
Hin durch des Grafen Gau;
Voran, entblößten Hauptes,
Vier Ritter mit der Frau,
Graf Emmerich dahinter,
Zu Roß, das Haupt gesenkt,
Wie einer, der im Herzen
An altvergang'ne Tage denkt.

Schon winkt am Bergeshange
Hoch überm Wald das Schloß,
Da hob der Graf die Augen,
Da wandt' er ab sein Roß,
Da streckt' er nach der Heimat
Die beiden Arme aus
Und rief: „Mit Lust und Leide
Fahr' wohl nun, Burg und Vaterhaus!

Zum Kloster will ich bringen
Den süßen, blassen Leib
Von meiner toten Herrin;
Es soll das edle Weib
Im Dom in goldnem Sarge
Von mir bestattet sein;
Das Haar will ich mir scheren,
Mich Gottes Dienste ganz zu weih'n!

Was sollen Prunkgemächer
Mir auch und Rittersaal?
Ich hab' nicht Sproß, noch Erben,
Und tot ist mein Gemahl!
An ihrem Sarg zu knieen,
Geziemt mir, auf dem Flies,
Daß mein sie wieder werde
In unsres Heilands Paradies."

Graf Emmerich er sprach es, —
Es waren seinem Gold
Von langer Zeit die Mönche
Zusamt dem Abte hold.
Mit Blumen und Kleinoden
Bedeckt, ein goldner Sarg
Im Gotteshaus die Asche
Der schönen Brunessinde barg.

Und an des Sarges Häupten,
Da ward gestellet dar,
In Liebeslust sich schnäbelnd,
Ein holdes Taubenpaar,
Darunter stand geschrieben:
Das höchste Glück der Welt
Ist, wenn zwei Menschenherzen
In treuer Minne sich gesellt. —

Es heißt: alt sei geworden
Der Graf, fast neunzig Jahr,
Man hätt' ihn beten sehen
Am Sarg in weißem Haar
Des Morgens in der Frühe
Und spät um Mitternacht,
Die Augen freudestrahlend,
Wie wer ein holdes Glück bewacht, —

Doch hätt' er nie gesprochen, —
Bis daß an einem Tag
Er lächelnd eingeschlummert
Tot bei dem Sarge lag.
Sie hätten zu der Liebsten
Ihn dann hineingelegt,
Weil Treue ihr gehalten
Auch nach dem Tod er unentwegt.

Und weiter heißt's: sein Beten
Hätte die Frau erlöst;
Was falsch an ihr gewesen,
Das sei im Grab verwest.
Gott hätte nicht verschlossen
Sein Herz vor solcher Treu,
Im Zug der Seligen gingen
Doch Hand in Hand sie alle zwei.

Ich weiß es nicht. — Gewiß ist,
Daß noch viel hundert Jahr
Zu ihrem Grab gewandert
Ist jedes junge Paar,
Das sich zu ew'gem Bunde
Die goldnen Ringlein gab,
Und daß so treue Liebe
Gewalt noch hat bis übers Grab.

11.

Kreuzfahrer*.

Als mit dem rot und weißen Traum
Sich just geschmückt der Apfelbaum,
Und jubelnd aus den Ästen scholl
Der Vögel Sang dem Lenz zu Zoll:
Fand sitzen ich am Gartenquell
Ein Jungfräulein, das schluchzte hell.

Es war des Burgherrn süßes Kind,
Mit roten Wangen, lieb und lind,
Drum meint' ich ihr mit Sang und Scherz
Zu lindern das betrübte Herz;
Doch bei der Saiten erstem Ton
Sprach sie, die Hände ringend, schon:

„An meinen Ängsten schuld nur ist
Der Herr des Weltalls, Jesus Christ,
Um seines heiligen Grabes Not
Zog aus mein Schatz zu sich'rem Tod.
Fort muß ja alles, weit und breit —
Dem König Ludwig werd' es leid!"

Ich sprach, sie tröstend: „Edle Frau,
Die Wange bleicht vom Thränentau,
Gott segnet Euch im Paradies
Es tausendfach; das glaubt gewiß."
Und sie darauf: „Das mag wohl sein —
Ich bleib' doch traurig und allein."

---

* Sehr frei und abgekürzt nach Marcabrun (um 1146).

12.

Nach langem Meiden.

Rot weht die Mandelblüte,
Thalabwärts rauscht der Quell:
Vom Denken deiner Güte
Wird mir das Antlitz hell.

Zu Tod im fremden Lande
Gesagt, vom Grabesschoß
Kehr' heim ich aller Bande
Und aller Wunden bloß.

Schwer in den Finsternissen
Des Walds ein Lichtstrahl scheint:
Vom Aug' will ich dir küssen
Die Thräne still geweint.

Süß ist es, wenn zwei Herzen
Zusammen Gott gefügt,
In Freuden und in Schmerzen
Die Liebe nie versiegt:

Doch nach so bangen Tagen
Und traurigem Verlust
Viel liebesel'ger schlagen
Sie tröstlich Brust an Brust.

13.

Graf Wilhelm von Poitiers.

Der Herr von Aquitanien
Graf Wilhelm von Poitiers,
Von Limousin bis Spanien
Und zur ligurischen See,

Gleich war ihm nirgends einer
In Waffenspiel und Streit;
Es war kein König feiner
Als er im Zobelkleid.

Und bog er auf den Frauen
Den Hut, und sah sie an
Mit Scherz und heißem Schauen —
Um jede war's gethan.

Doch ritt er in die Weite,
Trug hoch er seinen Schild,
An dessen Innenseite
War hell gemalt das Bild

Von der, die er vor allen
Geliebt, wie sonst kein Mann;
Das war ihm ein Gefallen,
Sah liebreich ihn sie an.

Er sprach: „Hei, Männerweide:
Helmdecken, speergeschlitzt,
Langschwerter aus der Scheide
Und Bolzen scharf gespitzt;

Schildränder, die verhauen
Von Axt und Morgenstern —
Bei unsrer lieben Frauen!
Das sieht ein Edler gern.

Und stäch' mich wer vom Pferde,
So fiel ich auf den Schild,
Im Klee auf grüner Erde
Fest hielt ich dort ihr Bild.

Und färbt von meinem warmen
Blut sich der Anger rot,
Ich müßte noch umarmen
Die süße Frau im Tod."

14.

Lohengrin.

Du fragst nach meiner Sippe,
Nach Namen und Geschlecht:
Schließ' auf mir mit der Lippe
Den Mund, so sag' ich's recht.

Mein Vater heißt: „Vermessen",
Die Mutter: „Minnetrost",
Mein Herzlieb: „Weltvergessen",
Ich selber: „Glückerlost".

Mehr brauchst du nicht zu wissen:
Ich bin ein sel'ger Mann;
Was geht bei Scherz und Küssen
Dich Nam' und Sippschaft an?

Wenn zwei die Arme schlagen
Um sich, das ist genug;
Das ist seit Heiden-Tagen
Der allerbeste Spruch!

Der klingt so frisch wie keiner
Auf weiter, breiter Welt,
Es ist so lieb nicht einer,
Der meinem Ohr gefällt!

15.

Peirol.

Vor aller Welt will ich's bekennen,
Mit offnem Helm den Namen nennen,
Sie ist der Frauen Kronjuwel;
Von hohem, fürstlichem Geblüte,
Das Herz voll Demut und voll Güte,
An Leib und Seele sonder Fehl!

Irr bin als Ritter ich gefahren,
In Not, Bedrängnis und Gefahren,
Von Puy zum fernen Morgenland:
Da brach Gott selbst zu meinem Glücke
Auf ihrem Schild in tausend Stücke
Den Lanzenschaft in meiner Hand.

Den Helm und Harnisch abgebunden
Hab' als Vasall ich nun gefunden
Auf dürrem Sand das Blütenreis:
Ein treues Frauenherz zu wissen
Und nimmermehr es lassen müssen,
Das ist der allerhöchste Preis.

Und thät euch dieses Lied erlaben,
So gab es seinem Singeknaben
Ein Sänger reich an Ruhm und Ehr':
Peirol von Rockfort ist sein Name,
Laut ruft er's aus: „Die hohe Dame
Heißt Assalide von Mercoeur."

16.

Italia.

Ein Frauenkuß, ein Schwerterhieb —
Das sind zwei gute Dinge;
Da heißt und klingt es: Nimm und gieb,
Rotmund und scharfe Klinge! —

Kennt ihr das Land Italia
Vom Maienwind durchflogen?
Allum, hinauf zur Adria,
Bespülen es die Wogen.

Von Baum zu Baume knüpft der Wein
Die wehenden Guirlanden,
Er hält sie fest wie „Mein und Dein"
Umstrickt mit Liebesbanden.

Auf luft'gen Höhen Dorf und Stadt,
Felsgraue, steile Wände;
Der Himmel drüber tief und satt,
Blau bis zum Weltenende.

Hernieder treibt der Bach zum Meer
Das glänzende Geschiebe,
Er rauscht von Zeiten lange her
Und heißer italischer Liebe.

Die Männer stolz und dolchbewehrt,
Von rasch aufbrausendem Sinne;
Die Frauen mild und liebenswert,
Zu Scherz geneigt und Minne. — —

Mit Singeknaben, Roß und Mann
Bin dort auch ich gefahren,
Bezaubert von der Schönheit Bann
Und von der Jugend Jahren.

Wie sang ich dort in manchem Schloß,
Wenn sich ein Ohr mir beugte;
Aus schwarzen Frauenaugen schoß
Ins Herz mir das Geleuchte!

Da rannten eifersüchtig oft
Mich an im Feld die Männer:
Flieg' aus der Scheide „Unverhofft",
Mein Schwert; steig' an mein Renner!

Ein Bergstrom ist die Leidenschaft
Mit Klippensturz und Schnellen,
Die Liebe hält sie nur in Haft
Und sänftigt ihre Wellen.

Im Heimatsland Frau Leonor
Dich soll mein Lied begrüßen;
Bald sing' ich wieder, wie zuvor,
Will's Gott, zu deinen Füßen!

17.

Drei Ringe.

„So fahrt mit Euren Sünden
Denn hin vor Gottes Thron,
Ich muß sie Euch verweigern,
Die Absolution.
Das nenn' ich keine Beichte,
Wenn trotzig man verhehlt,
Wo man am allermeisten
Hat gegen Gottes Wort gefehlt.

Seid Ihr's nicht, der als Ritter
Durch die Provence fuhr?
Der Weltlust ganz ergeben,
Ein höf'scher Troubadour;
Vergöttert von den Frauen,
Der Männer Schreck und Tort?
Von Euren Minnesünden
Spracht Ihr auch nicht ein einzig Wort!"

Da warf auf seinem Lager
Der Mönch sich hin und her;
Er drückte mit den Händen
Das Herz und stöhnte schwer:
„Wohl pflag ich wie kein andrer
Des Sanges holde Kunst,
Bei Königen und Grafen
Stand ich in Gnaden und in Gunst.

Viel edle Frauen hab' ich
Mit süßem Lied entzückt,
Mir hat manch weicher Finger
Aufs Haupt den Kranz gedrückt;
Und doch — mit teurem Schwure
Sei, Herr, es Euch gesagt:
Ich hab' in fremdem Walde
Niemals verbot'nes Wild gejagt."

„Schweigt," fuhr ihn an der Prior,
„Ich ließ Euch wohl bespäh'n;
Man sah Euch in den Fingern
Gar oft drei Ringe dreh'n,
Drei Ringe, rot von Golde —
Bekennet Eure Schuld! —
Solch' eitlen Tand erwirbt man
Nicht anders als durch Frauenhuld."

Da reckte sich vom Lager
Der Mönch gebroch'nen Blicks,
Und zitternd wies sein Finger
Hin auf ein Kruzifix;
Das hing g'rad gegenüber
Dem Bett: „So nehmt das Lamm,
Herr Prior," sprach er seufzend,
„Herab von seinem Kreuzesstamm."

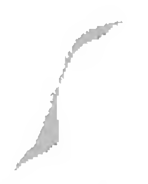
Da hob vom Holz der Prior
Den Heiland; der war schwer
Aus hellem Buchs geschnitten,
Fast männergroß war er,
Und da, wo in der Seite
Des Heiden Speer ihn schlug,
War hinten ausgehöhlet
Die Lende weit und tief genug.

Dort lagen in der Hohle
In seidnen Baldekin*
Vorsichtig eingeschlagen
Die goldnen Ringe drin;
Die trug er an das Fenster
Und hielt sie vor das Licht;
Geziert mit bunten Steinen
Sah Schönres auf der Welt man nicht.

Und als im Strahl der Sonne
Sie blitzten wunderhell,
Da rief der Prior scheltend:
„Nun, Bruder Daniel,
Wie steht es mit der Beichte?"
Und der erwidert, leis:
„Ich hab' von Audierna
Genommen alle drei zum Preis.

Den ersten Ring gewann ich
Blutjung, ein toller Fant,
Da warf ich beim Turniere
Den Gegner in den Sand.
Ich kniet' ihm auf den Hüftgurt
Und riß ihm ab den Helm, —
Da war's, den tief sie haßte,
Der wüste Trunkenbold Gaucelm.

* Baldekin: kostbarer Stoff.



Zum zweitenmale sang ich
Vor ihr im hohen Saal,
Auflauschten ihre Frauen,
Auflauschte ihr Gemahl;
Ich sang der Wonnereichen
Ein süßes Minnelied,
Und daß ihr Gott, wie keiner,
So wunderſel'gen Leib beschied:

‚Du bist wie junge Rosen
Im frischen Märzenschnee,
Wie im gründunkeln Walde
Ein buntgeflecktes Reh!
Du bist als wie die Venus,
Die rot am Himmel steht!
— Nein! — wie die Sommersonne,
Die leuchtend durch die Wolken geht!

Jüngst stieg, um dich zu schauen,
Gott-Vater selbst vom Thron,
Da rief er Frau Marien,
Da rief er seinen Sohn:
Seht her, den Schmelz der Wangen,
Der Glieder helle Pracht —
Ich hab' in meinem Leben
Niemals ein schön'res Weib gemacht!‘

Das sang ich und viel andres,
Und wie mein Lied verklang,
Der Burgherr, heiß von Minne,
Vom Purpursessel sprang:
Viel edle Frau, so sprach er,
Daß männiglich es hört,
Es hat mein Haus noch niemals
So hoch ein Troubadour geehrt!

Steigt nieder von den Stufen,
Den Neidern zum Verdruß,
Und drückt ihm auf die Lippen
Als Minnesold den Kuß;
Und gebt nach altem Brauche
Ein Kleinod ihm zum Dank:
Da zog Frau Audierna
Vom Finger sich das Ringlein blank. —

Und dann — zum drittenmale —
Das Feld war blumenbunt
Vom Strahl der Maiensonne,
Da schickt' in früher Stund'
Zu mir sie ihre Frauen,
Ich sollt' an ihrem Bett*
Zu ihrem Preise singen
Ein wohlgefügtes Kanzonett.

Die Vögel jubilierten,
Ganz still noch lag die Burg,
Ich saß auf ihrem Bettrand:
Da ging das Herz mir durch,
Recht wie ein wildes Fohlen,
Das seinen Halfter brach;
Ich konnt' es nicht verhalten,
Doch schuf mir's schweres Leid hernach.

* Es war durchaus nichts Ungewöhnliches, daß edle Frauen sich von ihren Troubadours vorsingen ließen, während sie noch im Bette lagen. Die Sitte, daß die Damen noch im Bette liegend — das damals statt des Sophas als Ruhestätte diente —, Sänger, Besuch und hohe Herrschaften empfingen, hat sich bis ins 17. Jahrhundert erhalten. Der Gang zwischen dem Bett der Frau und der Wand, wo alles dies vor sich ging, wurde im Französischen einfach als Ruelle (Sträßchen) bezeichnet.



Ich warf mich auf sie nieder,
Ich raubt ihr Kuß um Kuß,
Ich klagte, wie so bitter
Ein Sänger leiden muß,
Wenn *die* sich ihm verweigert,
Die selig ihn gemacht,
Und wie halbwach halbtraum ihn
Der Mond grüßt und die Sternennacht.

Da rang aus meinen Armen
Sich heißen Kampfes sie;
Die Decke fiel zur Erde;
Es wallte bis aufs Knie
Das Haar, reich wie ein Mantel
Und deckte ihr den Leib:
Hoch hob, geballt, die Hände
In keuschem Zorn das edle Weib:

Von Ribeyrac, Herr Ritter,
Wie sehr Ihr mich bethört,
Ich hab' in Zucht und Sitten
Doch allezeit gehört
Nur meinem Ehgemahle!
Das nehmt zu Merk und Lehr!
Ich darf in diesem Leben
Euch wiedersehen nimmermehr.

Und doch, noch schlägt so warm Euch
Mein Herz wie einst es schlug,
So nehmt den Ring als letztes,
Den ich am Finger trug;
Und wenn im Strahl der Sonne
Der Demant gleißt und blitzt,
So denkt an Audierna
Wie weinend sie am Fenster sitzt. —

Da stellt' ich in die Ecke
Die Haube, Schild und Speer,
Zu unsres Heilands Dienste
Ins Kloster kam ich her.
Ein Mönch bin ich geworden
In Kutte und Tonsur —
Wie dermaleinst den Frauen
Sang ich dem Christ als Troubadour!

Drum, wenn ich nun gebettet
Tot lieg, auf schwarzer Bahr,
So laßt die Ringe tragen
Zur Dame von Montclar,
Und sagt: sie ließe senden
Der, dem einst selbst sie gab
Vor langen Jahren. Träumend
Von ihr läg' er im tiefen Grab."

Als so der Mönch gesprochen,
Da wandte sich an ihn
Der Prior mit der Ölung:
„Gott hat dir längst verzieh'n,
Was du hienieden fehltest
In deinem Pilgerlauf." —
Da schloß der Mönch die Augen, —
Er schlug sie niemals wieder auf.

Und noch am gleichen Tage
Ward durch der Boten Mund
Zu Montclar Audiernen
Die Trauermäre kund:
Da perlten ihr von Thränen
Die Wimpern, weinend los
Ließ sie die Ringe fallen;
Sie lagen still ihr auf dem Schoß.



So saß sie da in Schweigen;
Dann schritt zur Kirche hin
Die tief vom Gram Gebeugte:
„Ach! Himmelskönigin,
Maria, Gottesmutter,
Im heil'gen Altarschrein,
Nimm du sie hin die Ringe,
Sie sind, wie du, von Sünde rein.“

18.

Die Lerche.

Aus des Burghofs bangem Pferche
Und der Mauern kühler Gruft
Schwing', mein Herz, dich mit der Lerche
Zu des Äthers klarem Duft.
Liegt die Welt in tiefem Schweigen,
Hob noch kaum die Sonne sich:
Fallend singen, singend steigen,
Schmetternd jauchzen Lied und Reigen,
Das entzücket dich und mich.

Und vom Singen müde fallen
Auf der Erde warmen Schoß,
Wo die Saaten weh'n und wallen,
Dünkt uns ein begnadet Los.
Sängerin! In Leid und Trauer
Ward uns beiden gleicher Preis:
Nach des Winters schwerer Trauer
Traf uns wie ein Wonneschauer
Minne, von der keiner weiß!

19.

Trüb ums Lieb.

Mein Herz und meine Augen,
Die sind mein schlimmster Feind,
Eins will zum Klopfen taugen, —
Die andern — rot geweint.

Seit ich sie ganz verlassen
Mein Lieb und Herzbegehr,
Zieh' still ich hin die Straßen:
Der Kummer wiegt zu schwer;

Kaum mag das Roß ihn tragen,
Es schleicht zu trägen Gang; —
Wie sehr die Vögel schlagen
Im grünen Waldeshang,

Wie sehr die Sonne blitzet,
Wie bunt der Rain erblüht,
Nichts frommt's und nichts es nützet,
Wenn traurig das Gemüt. —

Ich wollt', daß splitternd brächen
Vom stürmenden Südwest,
Bei Blitz und Donnerschlägen
Hochstämme und Geäst.

In wilden Regengüssen
Der Forst erstöhnt und ächzt:
Nach männlichen Genüssen
Das weiche Herz mir lechzt.

Auf Helmsturz, Brünn' und Schilde
Speerwurf und Schwerter-Schwang,
Roßwiehern im Gefilde:
Das däuchte mir Gesang.

Da stieg mir in die Wangen
Vom Herzen auf das Blut,
Da möcht' ich bald erlangen
Zurück den alten Mut.

20.

Jubelfest.

Es weht der Duft von Blütenbäumen,
Hochsommer ist's, der Himmel blaut;
Wie goldnen Weines Überschäumen
Der Sonne Licht zur Erde taut.
Es ragt das Schloß mit Turm und Zinnen,
Der blanke Helm ragt vom Portal,*
Ein Hörnerruf erschallt von innen
Und ladet ein zum frohen Mahl.

Da tönt des Wächters lautes Rufen
Noch einmal, daß es jeder hört,
Und vor des Thores breiten Stufen
Schwingt sich ein Rittersmann vom Pferd;
Rasch an die Fenster, an die Scharten
Drängt jubelnd alles sich heran —
Er ist's, auf den solang sie warten,
Der Sänger, Uc von Mataplan.

* Siehe Note Seite 310.

Ein tritt er in die weiten Hallen,
Dort steht die Tafel schon geschmückt,
In Sammt und Seide die Vasallen
Die Frau'n in Kleidern goldgestickt.
Und an der Mittelsäule lehnet
Der Vicegraf und sein Gemahl,
Von hohem Wuchs sie, lang gesträhnet,
Um sie der Kinder reiche Zahl.

Nach flücht'gem Gruß und raschem Schritte
Hat er vor ihr das Knie gebeugt
Und vor dem Herrn, in edler Sitte,
Das lockenreiche Haupt geneigt;
Dann hob er eilig sich vom Rücken
Der Laute golddurchwirktes Band,
Und auf die Saiten, zum Entzücken
Der Hörer, bog er leicht die Hand.

Er sang: „Rasch eilt die Zeit vorüber,
Mittsommer folgt dem Wonnemai:
Ein Kraut, ‚je länger und je lieber‘,
Das führ' ich auf dem Schilde frei.
So duftet keine andre Blume,
Glückselig, wem sie treugewillt,
Ich trag' es meiner Frau zum Ruhme
Im Herzen wie auf meinem Schild.

Ein gülden Kleinod ist die Erde,
Wenn sie im Frühlings-Brautschmuck steht,
Wenn, daß der Liebe Sold ihm werde,
Vom Blütenast der Vogel fleht:
Doch seliger ist nichts hienieden,
Trotz Rosenpracht im Morgentau,
Als in des eignen Hauses Frieden
Die Minne einer edlen Frau!“

Da riß dem Sänger aus den Händen
Der Vicegraf von Béziers
Die Laute, selbst das Lied zu enden,
Und sang, die Saiten schlagend: „Geh',
Kanzone, hin zu meiner Fraue,
Die lächelnd steht an mich gelehnt,
Sie ist die Ros' im Morgentaue,
Ob sie auch selbst es nimmer wähnt.

Ja, herrlich ist in blonden Haaren
Ein junges Lieb, doch, Frau, vergieb,
Viel schöner noch nach zwanzig Jahren
Ist eine zwanzigjähr'ge Lieb'.
Dann ist zusammen ganz geflossen,
Was zwei gewesen erst in eins,
Wenn zwei in Lust und Leid genossen
Den Goldpokal des Minneweins." — —

Da nahm zurück die Laute wieder
Der katalan'sche Minestrel,
Aufschlug er seine dunkeln Lider
Und seine Augen glänzten hell:
„Herr Vicegraf, Euch muß man loben,
Wie Flor um seine Blanscheflur,
Euch ziemt der Kranz, den mir sie woben —
Ihr seid der beste Troubadour."

21.

Fahrender Sänger.

Ihr ließt mir bittres Leid gescheh'n,
Ich klag' Euch an, Frau Minne;
Umsonst laß ich mein Tüchlein weh'n
Thalab von hoher Zinne:
Den ich in treuem Herzen mein',
Er wird es nicht erspähen:
Auf blauem Feld, im Sonnenschein,
Viel weiße Wölkchen wehen.
Lenk' um, lenk' um dein Rößlein
Auf oft begang'ne Spur,
Kehr' heim zu deinem Schlößlein,
Mein holder Troubadour!

Du vielgescholt'ne Winterszeit,
Wie sehn' ich dich zurücke!
Da lag mein Sänger eingeschneit
Mir hinter Wall und Brücke.
Die Funken stoben im Kamin,
Der Wind schlug an die Scheiben,
Doch er sang mir von Waldesgrün,
Lenzluft und Rosentreiben.
Nun lacht in güldnem Staate
Die Erde maienfroh —
Aus meiner Kemenate
Ein Vöglein mir entfloh.
Lenk' um, lenk' um dein Rößlein
Auf oft begang'ne Spur,
Kehr' heim zu deinem Schlößlein,
Mein holder Troubadour!

Ach! allverehrt und allbekannt
Wo weilt er jetzt, der Traute?
Vor fremdem Ohr, in fernem Land
Wo klingt jetzt seine Laute?
Wer beugt sich ihm? wer neigt sich ihm,
Wirft ihm ein Kränzlein nieder?
Wer jauchzt ihm zu mit Ungestüm
Um *meine* süßen Lieder?
    Nicht tragen kann ich länger
    Des Scheidens herbe Qual,
    Kehr' heim, geliebter Sänger,
    Herzwonniger Gemahl!
    Es lacht in güldnem Staate
    Die Erde maienfroh:
    Der meiner Kemenate,
    Zum Leide mir, entfloh:
    Lenk' um, lenk' um dein Rößlein
    Auf oft begang'ne Spur,
    Kehr' heim zu deinem Schlößlein,
    Mein holder Troubadour!

22.

Sing-Schnäbelein.

Wenn früh herab die Trepp' sie ging,
Schon fröhlich an zu trillern fing
Die schöne Gaudairenca;
Und ob sie webte, ob sie spann,
Allzeit ein helles Lied begann
Die schöne Gaudairenca.

Die hatt' ein bitterbös Gemahl,
Herr Raymon war's von Miraval,
Der hörte sich selbst gern singen,
Als hochberühmter Troubadour
Mit Liedern nach Gesetz und Schnur
Bei Geig' und Flötenklingen.

Dem log die schlimme Ermengart,
Sie wär' zum Tod in ihn vernarrt
Und gält's ihr Leib und Leben;
Und hatte heimlich doch zur Eh'
Seit Monden schon Herrn Ollivier
Aus Saissac sich ergeben.

Als nun Herr Raymon kam nach Haus,
Da führt' er einen bösen Strauß
Mit seinem jungen Weibe,
Die war kaum achtzehn Jahr erst alt,
Von hoher, adliger Gestalt
Und minniglichem Leibe:

„Von deinem steten Tiriliern
Möcht' einer den Verstand verlier'n,
Satt hab' ich's es zu leiden;
Es schafft mir Ärger nur und Weh,
Zurück zu deiner Mutter geh',
Ich will mich von dir scheiden!"

Da sprach die Frau züchtiglich:
„Herr, wollt Ihr denn verstoßen mich,
Geduldet Euch zwei Tage,
So schreib' ich heim an meine Sipp',
In Gräben lauert und Gestrüpp
Viel fahrenden Volkes Plage."

Doch nicht an ihre Mutter schrieb —
Herrn Bremon, ihrem alten Lieb,
Gab Botschaft sie verstohlen:
Gram wär' sie ihrem Ehgesponst
Und dächt' er noch so treu wie sonst,
So möcht' er heim sie holen.

Und in des zweiten Tages Lauf
Da hob vom Staubgewirbel auf
Am Wald sich eine Wolke;
Herr Bremon war's mit Schild und Speer,
Ein Trupp von Rittern um ihn her
Und neubegier'gem Volke.

Der ritt gradaus auf Miraval,
Warf seine Streitaxt übern Wall
Und rief mit lautem Drohen:
„Herr Raymon, gebt die Frau heraus,
Wir werfen sonst in Turm und Haus
Des Glutbrands heiße Lohen.

Wir führen Sturmbock und Gerät,
Macht schleunig auf, eh's noch zu spät,
Ich laß das Thor zerkrachen!"
Da that sich auf zum Schlupf die Thür,
Frau Gaudairenca trat herfür
Mit wonniglichem Lachen.

Zu Bremons Roß kam sie heran
Und vor dem vielgeliebten Mann
Hinkniete sie zur Erde:
„Setzt mir den Stahlschuh auf den Schoß,
Daß ich den schlimmen Raymon los
Und Eure Gattin werde."

Vom Pferd Herr Bremon niedersprang,
Die Frau er hoch zum Sattel schwang,
Als gält' es Tanz und Reigen:
„Herzlieb, um deines Vaters Schwur
Hab' ich von dir gelassen nur —
Jetzt bist du ganz mein eigen."

Und wie er zärtlich sie umfing,
Sprach er: „Frau Gaudairenca, sing'
Und laß dich's nicht verdrießen!
Ich hab' ein Mittel, das ist fein,
Um solch ein Sing-Sang-Schnäbelein
Gar artig zu verschließen!"

Und mit der schönen Frau davon
Die Straße zog Guillem Bremon
In seiner Mannen Kreise,
Und als das Volk sie reiten sah,
Rief laut es hei! und hoppeida!
Gut Glück zur Hochzeitsreise!

Dann stieg's mit wildem Sturm und Schall
Zu Miraval hinauf den Wall
In frohem Übermute,
Und sang: „Du lieber Augustin,
Nun sind sie allzweibeide hin,
Die Schlimme, wie die Gute."

Herr Raymon sagt, seid Ihr bethört?
Hat Euch der Wein den Sinn verkehrt?
Nun sitzt Ihr ganz verlassen;
Was sang Frau Gaudairenca doch
So hell in Eurem Felsenloch
Bis zu des Tags Erblassen!

Nun hat die lose Ermengart
Euch armen Schelmen bös genarrt,
Dem Hahn gagackt's die Henne,
Die Drossel pfeift's im Blätterdach,
Am Born, den Mädchen, singen's nach
Der Winzer und der Senne:

„Hast du ein lust'ges Vögelein,
So mußt du's lassen singen fein,
Sonst bringt dir's Spott und Trauer;
Denn bleibt das Thürlein auf einmal,
Beim ersten Frühlingssonnenstrahl
Entwischt es aus dem Bauer."

23.

Der Vogel Wendehals.

Herr Rudel stieg vom Bergeskamm
Hinab ins Thal zum Riede;
Ich glaub', ein heimlich Thränlein schwamm
Hellglänzend ihm am Lide.

Oft bog des Rosses Hals er um,
Zur Burg zurück zu spähen;
Wie lag so still sie doch und stumm —
Kein Köpflein ließ sich sehen.

Und weiter in den dunklen Tann
Durch Kraut und blüh'nde Schlingen,
Da hörte der betrübte Mann
Hoch über sich ein Singen:

„Wie-it-witt!“ Klang es hellen Schalls
Weit durch des Forstes Stille;
Das war der Vogel Wendehals,
Benamset: Herr Torquille!

Nun sag' mal, lieber Waldesgast,
Weshalb zurück du schauest?
Du weißt ja längst, auf welchem Ast
Dein Nestlein du dir bauest.

Was reckst du dir das Hälslein ab
Mit zierlicher Verbeugung,
Da allzeit dir doch Antwort gab
Die Dame deiner Neigung?

„Wie-it-witt-witt!“ Ich weiß es nit,
Wie mir es mag ergehen,
Ich laß den Braunen geh'n im Schritt,
Thu' auch den Hals oft drehen!

Die Zwillingsburg von Quatredames
Ich kann sie nicht verschmerzen,
Seit ich von einer Abschied nahm,
Mit sorgeschwerem Herzen,

Die Elsbeth und die Annmarie,
Die reizende Mathilde, —
Die vierte Schwester nenn' ich nie,
Die führ' ich nur im Schilde.

42.

Herr Josua.

Im bunten Rock Herr Josua
Ließ die Trompeten stürmen:
Wie fielen lauten Schalles da
Die Wälle samt den Türmen.

Und in das offne Jericho,
Hoch über Schutt und Trümmer,
Zog Josua, des Sieges froh,
Bei Glutenbrand und Schimmer.

Da sprach ein zartes Jungfräulein
Der Mutter leis zum Ohre:
„Oh weh, es stürzten mir auch ein
Die Mauern und die Thore.

Auf liegt die Straße, auf die Stadt,
Sie glänzt in ros'gem Scheine,
Ich weiß es, wer die Schuld dran hat
— Herr Josua — alleine!"

25.

Jaufred Rudel, Prinz von Blaya.

Auf dem purpurroten Vließe
Läg der edle Prinz von Blaya,
Wie die weiße Wasserrose
Die sich, atmend, hebt und senkt.

Jaufred Rudel war sein Name;
Sonst der tugendlichste Ritter,
Einsam jetzt in düstrer Zelle
War zum Sterben er bereit.

Ob auch mit leibhaft'gen Augen
Niemals er die Frau gesehen,
Ob er nimmer auch vernommen
Ihrer güt'gen Worte Klang:

Heiß hat doch das Herz entzücket
Ihm von Tripolis die Gräfin,
Und er fühlt's, er wird genesen
Hier auf Erden nimmermehr.

Mond um Monde schickt' er Boten
Heimlich übers wilde Wasser,
Daß sie Kunde bringen möchten,
Wie der Holden es erging.

Und so rief er: „Laßt den Boten
Zu mir kommen! Ich verzage
Schon viel lange, bange Wochen
Kundelos um meine Frau.“



Tief sich neigend tritt der Bote
Zu dem Prinzen; in den Händen
Hält gefaßt in röm'sche Steine
Er der Dame Konterfei.

Als Herr Rudel es gesehen,
Schwang er auf sich von der Bettstatt:
„Bote, ruft die Herrn und Knappen,
Meine Barke liegt bereit!"

Und auf schwankem Schiffe zog er
Übers Meer; durch Wind und Sturmflut,
Durch der Schiffer lautes Fluchen
Leise klang sein Minnelied.

Schwächer wurden, immer schwächer
Seine Töne. Sterbend trugen
Seine Mannen den von Blaya
In des Templerordens Haus;

Schickten zu der edlen Gräfin,
Daß Herr Rudel niederläge;
Nur um ihrer Liebe willen
Käm' er übers weite Meer.

Und mit fünfzehn edlen Frauen
Stieg vom Schloß Frau Melisende,
Daß den Sterbenden sie tröste,
Treu um Treue, Lieb' um Lieb'.

Wie die weiße Wasserrose,
Die im Sturm sich hebt und senket,
Lag er auf dem Purpurvließe
Tief aufröchelnd, todesbleich.

Um den Hals der Vielgeliebten
Warf er noch die bleichen Arme,
Küssend ihre stolze Stirne
Sank aufs Polster er zurück.

Still noch hob er seine Hände
Auf die Brust, sie stumm zu falten;
Nieder sank das Kinn; die Seele
War im ersten Kuß entfloh'n.

Mit den fünfzehn Frauen klagend
Stand die Gräfin vor dem Toten,
Bis sie sich zu seinen Häupten
Hoch wie eine Fürstin hob.

„Laßt das Seufzen, laßt das Weinen,
Denn er ist zu Gott gegangen!
Hier, wo er zu Tod gekommen,
Laßt uns eine Kirche bau'n.

In dem härnen Nonnenkleide,
Mit dem Gürtel und dem Schleier
Will ich singen, will ich beten
Um den allerbesten Mann!"

26.

Spätfrühling.

Und läg's noch so verborgen,
Und wär' es noch so klein:
Einmal bricht in dein Zimmer
Doch voll der Sonnenschein.

Einmal blüht es voll Rosen,
Wie lang es auch gewährt,
Und mitten innen stehst du
Glückselig und verklärt;

Und weißt nicht, wie gekommen
Die wunderbare Zeit:
Du sagst nur Ja und Amen
Zu Gottes Freundlichkeit.

Doch sollst du nimmer fragen,
Wie lang es dauern mag:
Vor Gott sind tausend Jahre,
Nicht mehr als wie ein Tag.

Drum, mag es dunkel werden
Umher und einsam still,
So falten wir die Hände:
Wie Gott, der Herr, es will!

Denn in des Herzens Tiefen
Bleibt goldig-hell ein Schein,
Der glühet noch und leuchtet
Im dunkeln Totenschrein.

Der Schein — das ist die Liebe;
Wenn sie genossen wer, —
Gar traurig mag er werden,
Unglücklich — nimmermehr!

27.

Lied Guiraudet des Roten

an

Emmeline Darnai.

Ich will euch sagen eine Mär:
Die, der ich worden tributär,
Ist eine Junge, Gute.
Schaut sie mich an so freudehell,
Regt sich der alte Brausequell
Lebendig mir im Blute.

Da denk' ich meiner Jugendzeit,
Wie war sie doch so hochgemait,
Wie blitzten Busch und Aue;
Wie sah ich blau des Himmels Dom,
Wie blau im Thal den breiten Strom
Im Auge meiner Fraue!

Ja, wär' ich jung und froh wie du,
Ich wüßte, was ich triebe,
Ich würde dich zitternd auf den Knien
Anfleh'n um deine Liebe.

Wir gingen zusammen Hand in Hand
Durch Wald und Feld und Wiese;
Es würde die schöne Gotteswelt
Uns beiden zum Paradiese;

Wir pflückten den roten Mohn zum Strauß,
Wir sähen die Saat sich wiegen,
Und drüber in ihrer Schillerpracht
Die Schmetterlinge fliegen;

Wir setzten uns an des Flusses Rand,
Wir sähen hinab in die Wellen,
Und sängen das Lied von der Lorelei
Und dem jung-jung Zimmergesellen! — —

Doch nun bin ich ein alter Mann,
Dem Haupt und Kniee wanken;
Für deines Herzens Freundlichkeit
Kann ich nur still dir danken.

Als wenn du meine Tochter wärst,
Seh' ich in frommer Rührung
Auf deine leuchtende Stirn herab
Und deines Lebens Führung.

Denn zweierlei bestimmt den Lauf
Von unsrem Erdenleben:
Das, was uns die Geburt geschenkt
Und was wir uns selbst gegeben;

Was wir uns erworben, was wir erkämpft
Trotz Sturm und Schicksalswogen,
Wie im Goldsonnenschein des Glücks
Wir selber uns erzogen!

Und reich seh' ich an beiden dich
Begnadigt und gesegnet:
So grüße Gott den Männermund,
Dem einst dein Kuß begegnet!

So grüße Gott die Männerhand,
Die heimlich einst du drückest,
Das Aug', zu dem in Lieb' und Stolz
Einmal empor du blickest.

Vielleicht ruh' dann ich lang schon aus
Von Kampf und Erdenwallen:
Bitt' laß ein schlichtes Läubelein
Mir auf den Hügel fallen.

Ein grünes Blättchen nur allein,
Keine Rosen, keine Nelken —
Sie sehnen sich nach viel schönrem Los,
An deiner Brust zu verwelken!

Ich denk' an meine Jugendzeit,
Wie war sie doch so hochgemait,
Wie glänzten Busch und Aue;
Wie sah ich blau des Himmels Dom,
Wie blau im Thal den breiten Strom
Im Auge meiner Fraue!



28.

Auf der Höhe.

Stiehlt Fältchen gleich um Falte
Sich dir ins Angesicht,
Mir lacht doch deine alte
Schönheit im vollsten Licht.

Gleich wie des Mondes Fülle
Aus dichter Wolken Flor,
Bricht durch des Alters Hülle
Ihr heller Strahl hervor.

Und tief ins Herz mir dringt er,
Warm wie in junger Zeit,
Zurück mir wieder bringt er
Die alte Freudigkeit.

Frei, wie von hoher Firne,
Von klarer Luft umblaut,
Mit sonnbeglänzter Stirne
Ins Thal der Wandrer schaut:

So schau' ich ohne Klage
Zurück und ohne Neid
Auf unsrer Jugendtage
Lenzfrohe Seligkeit;

So reich' ich dir die Hände
Wie einst im Blütenhag;
Was auch das Leben spende
Und was da kommen mag,

Bis beide wir erblassen,
Wir halten's treulich fest:
Den kann das Glück nicht lassen,
Der selbst vom Glück nicht läßt!

29.

Nach vierzig Jahren.

Vor vierzig Jahren, glückbefangen,
Wie lag die Welt so feierlich;
Wie schwer die Worte sich entrangen
Der jungen Brust: ich liebe dich.

Du pflücktest, bleich, in tausend Stücke
Den Strauß, den eben erst ich band,
Mit zagem, liebesel'gem Blicke
Gabst du mir leise deine Hand.

Nach langen, langen Lebenstagen,
Nun mir die Zeit den Scheitel blich,
Wie hör' ich oft dich heimlich fragen:
Mein Herzgeliebter, liebst du mich?



30.

Das Ende.

Das ist des Todes herb Geschick,
Ich hör' der Flügel Klänge;
Mir ist, als schwirrten ums Genick
Die scharfbewehrten Fänge!

Weiß Gott, wie gern zum letzten Schluß
Ich ging nach all den Plagen:
Daß ich von dir mich scheiden muß,
Ich kann es nicht ertragen.

Wie hast du oft so starken Muts
Der Jugend Sturm gelindert,
Das Wogen raschen Männerbluts
Mit leiser Hand gemindert! —

Ich weiß ihn noch, den ersten Traum, —
Viel Jahre sind vergangen,
Wir saßen unter dem Lindenbaum,
Um uns der Blüten Prangen.

Die Nachtigall vom höchsten Zweig
Sang uns die schönsten Lieder, —
Mein liebetrunk'nes Herze, schweig' —
Die Zeit kommt niemals wieder.

Wir sprachen nicht, wir kosten nicht,
Als wir die Hand uns reichten,
Aus deinem lieben Angesicht
Ging über mich ein Leuchten.

In Freuden hab' ich Speis' und Trank,
Die du mir bot'st, gegessen:
Am Lindenbaum die Felsenbank,
Du wirst sie nie vergessen!

31.

Letzte Hochflut.

Es wallen die Wasser,
Es steigen die Wogen
Vom Mondlicht gezogen
Zu himmlischen Höhen.
In schäumenden Wehen
Aufbäumt sich die Flut!

So wallt mir's im Innern
Von Jugenderinnern!
Die schwanken Gedanken
Erheben die Häupter;
Ein Weben und Streben,
Ein hoch sich Erheben:
Warm sprudelt das Blut!

Hell wandelt der Vollmond
Im blauen Gewölke!
In all den Bezirken
Des Adergetriebes
Durchzuckt mich sein Wirken
Mit freudigem Mut.

An Glück und an Arbeit,
An Freuden und Zähren
Floß reich mir das Leben.
Wie lang mag's noch währen?
Im Strahle des Himmels
Ist Wachsen und Werden
Der Liebe auf Erden
Das köstlichste Gut.

Doch schon fühl' ich's ebben,
Mein Tag geht zur Wende;
Bald ist er zu Ende!
Wer kennt dann die Stätte? —
Geruhigt im Bette
Fließt wieder die Flut!






Digitized by Google

